May 7, 1923.

Geschichte der Reisen,

die seit Cook

an der

Nordwest- und Nordost-Küste

von Amerika

und in dem

nördlichsten Amerika selbst

von

Meares, Dixon, Portlock, Coxe, Long u. a. m.

unternommen worden sind.

Mit vielen Karten und Kupfern.

Aus dem Englischen,

mit Zuziehung aller anderweitigen Hülfsquellen, ausgearbeitet

von

Georg Forster.

Dritter Theil.

Berlin, 1792.

In der Vossischen Buchhandlung.

LP F 851.5 F73 1792t v.3

Geschichte der Moden,

die fein Ende

oder

Sprüch- und Sprüch-Büchs

von Almosrid

und in dem

nöthigsten Almosrid Form

von

Amorce, Citron, Dorelot, Ehre, Eng u. m.

unternommen werden kann.

Mit vielen Kupfern und Anglern.

Aus dem Englischen,

mit Zugabe einer ausführlichen Erklärung, aufgesetzet

von

Georg Schaper.

Dritter Theil.

Berlin, 1792.

In der Realschulbuchhandlung.

Vorrede

zum dritten Bande dieser Sammlung.

Indem ich darauf bedacht war, das im ersten Bande gegebene Versprechen zu lösen, und sowohl Portlocks Tagebuch seiner Weltumschiffung, als des Lieutenants Mortimer kurze Nachricht von der Seereise des Herrn Cox, und die von Long herausgegebenen inländischen Züge eines Amerikanischen Pelzhändlers zu übersetzen, gab der Geograph A. Arrowsmith eine neue, sehr verbesserte Ausgabe seiner allgemeinen Weltkarte heraus. Die veränderte Gestalt, welche insbesondere der Norden von Amerika mit den darin befindlichen

3051632

Seen und Flüssen hier erhalten hatte, bewog mich, nicht nur eine neue Karte von dieser Weltgegend unserem Publikum mitzutheilen, sondern auch des besseren Verständnisses wegen, eine geographisch-physisch-anthropologische Nachricht von derselben, den Uebersetzungen voran gehen zu lassen. Dadurch hoffte ich den Deutschen Leser auf die Uebersetzungen besser vorzubereiten und ihn im Voraus mit den allgemeinen Umrissen bekannt zu machen, die er sich alsdann mit leichter Mühe, nach den umständlicheren Berichten der Reisenden vollständiger würde ausmalen können. Diese Art von Uebersicht, worin ich zugleich die neuesten Entdeckungen des Herrn Mackenzie erwähnt und benutzt habe, scheint mir bei Werken von der vorliegenden Art um so weniger überflüßig oder entbehrlich zu seyn, da es nicht in eines jeden Lesers Macht steht, sich die Hülfsmittel zu verschaffen, wodurch er sogleich auf den rechten Gesichtspunkt geführt werden oder sich die zum vollkommenen Verständniß der Reisen erforder-

lichen Vorkenntnisse erwerben kann. Im gegenwärtigen Falle war sie vielleicht noch zweckmäßiger, da es noch immer an einer genauen und ausführlichen Geographie von Amerika fehlt.

Ich glaube hier im Voraus wiederholen zu müssen, daß ich unmöglich mit geographischer Ausführlichkeit ins Detail gehen konnte, sondern mich an einem rapiden Entwurfe begnügen und nur dahin arbeiten mußte, ihn anschaulich und umfassend zu machen. Ich habe dabei die Reisebeschreiber, von den ältesten Zeiten an, bis auf die neuesten, fleißig benutzt, und Pennants schöne nordische Zoologie nebst den verschiedenen Aufsätzen in Sprengels Beiträgen zur Völker- und Länderkunde zu Rathe gezogen. Ein bereits mehrmals übersetztes Werk über den Handel der Engländer nach der Hudsonsbay, von einem gewissen Eduard Umfreville, der mehrere Jahre lang als Beamter der Hudsonsbay-Kompagnie in jenen Ge-

genden gestanden, seinem Aufsatz aber vieles was unserem Publikum in keiner Rücksicht wichtig ist, einverleibt hat, wird man in meiner Einleitung dem Wesentlichen nach aufs sorgfältigste ausgezogen finden. Diese Arbeit, die immer weit mühsamer als eine bloß mechanische Uebersetzung ist, glaubte ich unter solchen Umständen dem Publikum schuldig zu seyn, theils weil eine dritte Uebersetzung wirklich überflüßig wäre, theils aber auch, weil ich überzeugt bin, daß keine gelehrte Beschäftigung verdienstlicher seyn kann, als eine solche, die den Erwerb gründlicher Kenntnisse erleichtert und durch Zusammenstellung und Verbindung einzelner Bruchstücke vereinfacht. Es wäre möglich, daß mein Privatvortheil, im merkantilischen Wortverstande, darunter einige Einschränkung litte; allein es giebt eine andere Art des Eigennutzes, für welche ich jenen immer ohne Bedenken aufopfern werde.

Die hier gelieferte kurze Nachricht von der von Herrn Cox auf eigene Kosten veranstalte-

ten Reise, welche man seinem Begleiter, dem Lieutenant Mortimer von den Seesoldaten zu danken hat, zeichnet sich wenigstens durch die merkwürdigen Punkte aus, welche man auf dieser Fahrt berührte. Wenige Schiffe haben noch die in Süden des Indischen Oceans einzeln gelegenen Inseln St. Paul und Amsterdam besucht; obgleich die Ostindienfahrer auf dem Wege nach der Straße Sunda sie öfters ansichtig werden, um sich in diesem großen Ocean zu orientiren. Es wird behauptet, daß in Ansehung dieser beiden Inseln eine seltsame Verwechselung der Namen Statt finde, so nämlich, daß die Holländer dieselbe Insel Amsterdam nennen, welche bei den Engländern St. Paul heißt, und umgekehrt, daß das Amsterdam der Engländer das St. Paul der Holländer sey. Ich habe nicht Gelegenheit gehabt, diesen Umstand zu berichtigen. — In allem, was die Einwohner von O-Taheiti und anderen Inseln des stillen Meeres betrift, ist es äußerst unterhaltend, wahrzunehmen, wie

der Verfasser mit einem unüberwindlichen Vorurtheil ihre Sittlichkeit nach dem Maßstabe Europäischer Gewohnheiten und angenommener Maximen abmißt, und daher alles so schief sieht und die menschliche Natur, wo sie seinen vaterländischen Firniß nicht hat, so tief herabsetzt, als hätte er auf irgend einem Katheder die Völker so klassificiren gehört, daß man ihren Abstand von der moralischen Vollkommenheit nach der Meilenzahl ihrer Entfernungen von diesem Mittelpunkte derselben bestimmte.

Die zweite in diesem Bande vorkommende Reisebeschreibung, enthält die inländischen Schifffahrten eines Kanadischen Pelzhändlers auf den großen Seen und Flüssen von Nordamerika, hauptsächlich in der Nordostgegend des großen Sees Superior. Der Herausgeber dieses Werkes, von dem es aber keinesweges ausgemacht ist, daß er zugleich auch der Verfasser sey, nennt sich J. Long. Die Abentheuer des armen, geplagten Reisenden haben das Ge-

präge der Wahrheit an ihrer Stirn, und können unseren Lesern als äußerst anziehend empfohlen werden. Dagegen habe ich ein Wörterbuch einiger Indianischen Sprachen, hauptsächlich der Tschippewähs, welches mit den Phraseologien mehrere Bogen angefüllt hätte, weggelassen. Ich glaube dazu durch folgende Gründe berechtigt zu seyn. Erstlich läßt sich aus den so weitläuftigen Wörterverzeichnissen kein unmittelbarer Vortheil für uns absehen, da sie lediglich zum Gebrauche der Englischen Rauchhändler bestimmt sind. Zweitens ist die Aussprache der Wörter durch den unbestimmbaren Werth der Englischen Selbstlauter so schwankend, daß für Sprachkenntniß, Etymologie und die dahin einschlagenden Wissenschaften schlechterdings auf keinen Gewinn gerechnet werden kann. Drittens endlich scheint der Verfasser es zwar sehr gut zu meinen, aber gleichwohl in den zur Abfassung eines wissenschaftlich nützlichen Wörterbuches erforderlichen

grammatikalischen und philologischen Kenntnissen nicht bewandert zu seyn, wodurch also der noch etwa zu hoffende Nutzen seiner Arbeit größtentheils für uns verloren geht.

Als Anhang endlich gehörte noch in diesen Band, die versprochene kurze Notiz von den Baschi-Inseln aus dem Meares, die ich im ersten Bande weglassen mußte, weil sie mit Anweisungen, welche die Beschiffung des östlichen Indischen Meeres betreffen, zu sehr verwebt war. Da sie für die politische Geographie nicht unwichtig ist, durfte sie nicht ganz vergessen werden. —

Meine Zeit erlaubte es mir nicht, die neue Karte, welche Mackenzies und einige andere Entdeckungen nothwendig erforderten, selbst zu entwerfen; allein dieser Umstand ist eigentlich zum Vortheile des Publikums ausgeschlagen, indem unser vortreflicher Deutscher Geograph,

der Herr geheime Kriegessekretair Sotzmann, die Verfertigung derselben übernommen hat. Aus Arrowsmiths neuer Ausgabe seiner Weltkarte findet man hier nunmehr die Entdeckungen des Hudsonsbay-Beamten Hearne wieder bis zum 72sten Grad N. Br. hinaufgerückt, indem die Gründe für die Reduktion dieser Angabe bis auf 68° 15′ nicht hinreichend befunden worden sind. Sodann hat nach Mackenzies Entdeckungen der See Arathapeskow nebst dem Sklavensee eine ganz veränderte Gestalt und Lage erhalten, und der ungeheuer große Fluß, der aus dem westlichen Ende des letzteren hervortritt und sich nordwärts wendet, ist bis an seine Mündung in das Meer verfolgt worden. Endlich haben die fünf großen Seen, und insbesondere der See Superior, ebenfalls ihre Lage und Gestalt verändern müssen, und aus der von Long gelieferten Karte sind die kleineren Seen in der Nordostgegend desselben nach dem Busen der Hudsonsbay (wel-

cher Jamesbay genannt wird) eingezeichnet worden. Es ist folglich von Seiten des Verlegers und Uebersetzers alles geschehen, was möglich war, um diesen aus dem Englischen bearbeiteten Reisenachrichten für unser Publikum volle Brauchbarkeit zu geben.

Mainz, den 15ten September 1791.

Georg Forster.

Vorläufige Schilderung
des
Nordens von Amerika.

§. 1.

Handelsbetrieb der Engländer.

Der langsame Fortschritt des Menschen von einem beynahe vegetirenden, zu einem bloß thierischen, und von diesem endlich zum vernünftigen Leben, kann jeden unbefangenen Beobachter überzeugen, daß die Erziehung zwar auf ein System von abstrakten Grundbegriffen zurückführen darf, daß sie aber von Erfahrungen, die den Unterscheidungssinn üben, ausgehen muß, weil ohne sie schlechterdings keine Abstraktion verstanden wird. Kraft und Wille thätig zu wirken, gehen dem Bewußtseyn, wie gewirkt werden solle und dürfe, lange vorher; ja, damit dieser Gang der Natur unveränderlich bleibe, erneuert sich das Menschengeschlecht immer wieder um die Zeit, wo eine Generation anfängt, zum vollen Gebrauch ihrer Vernunft zu gelangen. Im einzelnen Menschen, der vom Bedürfniß zur Begierde, und von dieser zur Leidenschaft geleitet wird, entwickelt sich stufenweise durch neue Erfahrungen,

neuen Genuß und neuen Drang der Verhältnisse jedes wirksame Princip. Instinktmäßig gehorcht er einer Anziehung, die von seiner Willkühr unabhängig ist; er strebt mit jugendlichem Muthe nach der Befriedigung eines heißen Triebes — und ihm bleibt, was er nicht suchte, das Bild der Vergangenheit, das Bewußtseyn des Geschehenen, der neuerlangte Begriff, verschränkt mit dem Begriffe seines individuellen Wesens, zurück. Allmählich, wie seine physischen Kräfte sich vermindern, seine Nerven sich härten, seine Sinne stumpfer werden, das Bekannte und Erprobte ihn nicht länger reizt und das Bedürfniß der Ruhe jedes andere Verlangen mäßigt oder gar unterdrückt, allmählich lebt er dann in sich gekehrter als zuvor, mit der Entwickelung seiner Sittlichkeit aus seinem Schatze von Empfindungen, Bildern und Begriffen beschäftigt, und eben reif zur Weisheit — wenn er kaum mehr wirken mag.

Daher gehört der Wahn, als könne jemals etwas Großes ohne einen gewissen leidenschaftlichen Antrieb geschehen, unstreitig zu den schädlichsten Vorurtheilen, die der Mißverstand tiefsinniger Wahrheiten veranlaßt hat. Vergebens fordert die Philosophie, vergebens befiehlt der Glaube das uneigennützige Streben nach dem Guten, um des abgezogenen Begriffes willen vom Guten; diejenigen, die ihrer Wirksamkeit diesen Beweggrund andichteten, waren Heuchler, und die wirklich keinen anderen hatten, versanken bald in unthätige Ruhe, oder verfielen auf kindische Spielereien, oder versündigten sich durch ihre Unerfahrenheit, ihre Einseitigkeit und ihr Scheinwissen auf Jahrhunderte lang an der Menschheit. Wahr und heilig steht darum dennoch das göttliche Ideal der Vollkommenheit, wie ein glänzendes Ziel in der Höhe, vor uns aufgesteckt. Wenn es gleich durch Erfahrung bewiesen ist, daß schwerlich je ein Mensch und sicherlich nirgends ein Volk nach den reinen Abstraktionen der Metaphysik seine Handlungen abmaß oder seinen Willen bestimmte, so vermag doch nur die transcendentale Regel den Werth oder Unwerth des prak-

tischen Lebens fühlbar zu machen und zugleich den lasterhaften Abweichungen eine Schranke zu setzen.

Bedürfte es noch eines Beweises, daß die Unterwerfung des Willens Aller unter den Willen eines Einzigen oder einer geringen Anzahl von Menschen, allen Gesetzen der Natur widerspricht, so würde das bisher Gesagte hinreichend seyn, die Entsetzlichkeit solcher Anmaßungen darzuthun. In keiner Gesetzgebung liegt der Antrieb zum Handeln; sie kann zwischen Bürger und Bürger immer nur die Wirksamkeit des einen der des anderen zur Gränze bestimmen; sie befiehlt nur, wo man zu handeln aufhören soll, um sich keiner Beeinträchtigung eines fremden Wollens und Wirkens schuldig zu machen. Ihr kann nichts heiliger, nichts unverletzlicher seyn, als der freie Wille des Bürgers und seine Empfänglichkeit für Alles, was sein freiwilliges Wirken hervorruft. Allein dieses Heiligthum entweihet der Despotismus, der keinen Willen außer dem seinigen, kein Wirken außer demjenigen gestattet, wozu er den ersten gewaltsamen Stoß verlieh. Sein Joch sey es bloß inkonsequente Laune oder der weit ärgere geisttödtende Mechanismus, benimmt dem Sklaven jeden Antrieb zum Wirken, indem es seine Spontaneität, sein Selbstgefühl und seine Vernunft zu Boden drückt. Zwar gänzlich erlöschen seine Begierden nicht: es giebt einen Spielraum, wohin das argwöhnische Auge des Alleinherrschers nicht dringen will oder kann; doch laßt uns ihn nicht aufdecken, diesen ekelhaften Schauplatz der niedrigsten Leidenschaft, zu klein für die Tugend, weil er kein Vorbild in sich fassen kann, und dennoch besudelt mit jeder Unsittlichkeit, welche die gesunkene Menschheit entehrt. Was unwiederbringlich verloren geht, ist jenes rege Streben der Menschen nach einem größeren Wirkungskreise, jene reine Gluth der edleren Leidenschaften, Ehrgeiz und Ruhmbegierde, Sinn des Schönen, Bedürfniß des verfeinerten Genusses, und ämsiges Bemühen, sich die Mittel zu ihrer Befriedigung zu erwerben; dies alles stirbt dahin, wo persönliche Unsicher-

heit, Ungewißheit des Eigenthums, und blieben auch diese verschont, die tausendfachen Hindernisse, die aus vervielfältigten Verordnungen entspringen, oder auch nur die Furcht, daß morgen der Tyrann einreißen könne, was heute sein Vorgänger zu bauen vergönnte, jede Kraft schon im Keim ersticken.

Der Handel, die Quelle des Reichthums und der mit ihm und durch ihn allein im Schooße der Sicherheit aufsprossenden, zarteren Blüthen des geselligen Lebens, dieser höheren Bildung und Entwickelung der edelsten Seelenkräfte und ihrer Ausgeburten, der Kunst und Wissenschaft — der Handel fordert freie ungehemmte Thätigkeit, Unverletzbarkeit der Person und des Eigenthums, Unpartheilichkeit der Gerichte, und um diese nicht der Willkühr treuloser und anmaßender Betrauten zu überlassen, allgemeine Publicität, strenge Verantwortlichkeit, Urtheil durch unbesoldete, dem Beklagten gleiche, von ihm anerkannte, immer nur auf kurze Zeit berufene, einstimmige Richter *). Wo diese Schutzwehr der bürgerlichen Freiheit unerschütterlich fest steht, sey denn auch in dem Räderwerke der politischen Maschine mehr oder minder Zusammensetzung, sey immerhin ein Fehler in der Organisation der Stände, in der Stellvertretung des Volkes, in der Vertheilung der Gewalt, der den Keim einer künftigen Auflösung enthält: dort wird sich dennoch lange durch geringe Erschütterungen das gestörte Gleichgewicht wieder herstellen lassen; durch seine innere, nie erschöpfte, nie gelähmte Lebenskraft wird dort der Staat in Macht, Glanz und Einfluß blühen und der Welt das Beispiel geben von der bewundernswerthen Anstrengung, zu der nur freie Völker fähig sind.

Indeß wir auf dem festen Lande Bedenken tragen, die einfache Frage zu bejahen, ob die Freiheit — das Recht, dem Nächsten unbeschadet zu wirken und zu wollen — nicht allen Menschen zugestanden werden müsse, wenn man sie Einem zugesteht, beweisen die glücklichen Bewohner der Brittischen

*) Geschworne, (Jurie).

Insel mit der That, daß auf diesem Rechte der blühende Wohlstand ihres kleinen Reiches und jene politische Wichtigkeit beruhet, die es in den ersten Rang der Mächte, und dort, vielleicht ohne Widerrede, auf den obersten Platz erhebt. Mit einer Bevölkerung, die sich noch nicht auf zehn Millionen Menschen beläuft, vertreibt diese thätige Nation jährlich für mehr als dreihundert Millionen Thaler an Waaren, die sie im Lande selbst fabricirt, und nach dieser einzelnen Angabe zu rechnen, kann der ganze Umsatz des Brittischen Aktiv- und Passivhandels nichts geringeres, als eine viermal so große Summe betragen. Dieser ungeheure Reichthum bewirkt das so bewunderte Phänomen des allgemeinen Umschwungs, welcher dort alles in seinem Wirbel mit sich fortzureißen und allem eine gemeinschaftliche Bewegung mitzutheilen scheint; er setzt zugleich die Nation in Stand, die furchtbare Last ihrer öffentlichen Abgaben zu tragen, und in erforderlichem Falle ihre Flotten auszurüsten, um sich die Achtung aller übrigen Seemächte zu ertrotzen. Außer ihrem Westindischen Handel, der seit den Unruhen in Frankreich fast ausschließend in ihren Händen ist, hat ihre Thätigkeit alle anderen Nationen vom Chinesischen Markte verdrängt, in Indien ganze Königreiche unterjocht, mit den Amerikanern die im Kriege abgebrochenen Handelsverbindungen erneuert, und zwischen der Nordwestküste jenes großen Welttheils und dem Hafen Kanton den neuen Zweig des Pelzhandels in Gang zu bringen gesucht. Die Erzeugnisse, die Fabrikate, die Metalle, die Kostbarkeiten und die Befriedigungsmittel des üppigsten Luxus strömen aus allen Welttheilen und aus ihrem Innersten, wie von ihren Küsten, in die Häfen des Brittischen Reiches, und werden erst von dorther in Europa bekannt. Kein Volk des Alterthums kann in Vergleich mit diesen Kaufleuten der neueren Zeit bestehen; der Küstenhandel und die Karawanen der Phönicier vor dreitausend Jahren sind schwache Versuche gewesen, wenn man sie mit dem ungeheuren Waarentransport, den Fahrten von einem Pol zum andern, der

kühnen Weltumschiffungen, den mächtigen Besitzungen in allen Gegenden der Erde, den Fischereien auf entfernten Meeren, den unzähligen Mitteln des Erwerbes und Zweigen der Betriebsamkeit, dem reichen Anbau, den bis zur Vollkommenheit organisirten Fabriken, den glücklich und weislich erdachten Maschinen, dem allgemeinen Wohlstand, der Reinlichkeit, der soliden Pracht und Eleganz der Reichen, kurz mit der ganzen bewundernswürdigen Energie und Majestät der neuen Meereskönigin zusammenhält.

Im Brennpunkte jenes untrüglichen Spiegels, womit die Wahrheit den Werth alles menschlichen Thuns und Treibens prüft, schmilzt allerdings dieses blendende Schauspiel zum zweideutigen Resultat der eigennützigsten Begierden zusammen. Unersättliches Verlangen nach sinnlichem Genuß, Hoffahrt und Prachtliebe, Neid und Mißgunst, Geiz und Habgier, oder sey es auch der verzeihlichere Antrieb des stolzen Kraftgefühls, der Herrschsucht und des Ehrgeizes — wie verengen oder veröden sie mehr das menschliche Herz! auf welchen Irrwegen leiten sie es nicht über Verbrechen und Laster zum Ziele! Reichthum und Ueberfluß auf diesem Wege oft mit dem Schweiß und Blute des unverschuldeten Dulders erkauft — was sind sie anders, als neue Quellen des sittlichen Verderbens, neuer Zunder der Eitelkeit und des Eigennutzes, in deren Flammen alles Mitgefühl versiegt? Auch kennen wir die schauervolle Gewißheit, daß eine unheilbare Krankheit der Staaten aus dem Uebermaße der Macht und des Genusses entspringt, die nur mit ihrem Umsturz endigen kann. Doch genug! Die bittere Frucht der Leidenschaft malt auch der strengste Sittenrichter nicht mit gehässigeren Farben. Ist es das Loos unseres begränzten Wesens, nur auf der Leiter der Empfindungen und Begierden hinanzusteigen zum sittlichen Bewußtseyn und zur Entwickelung des Götterfunkens **Vernunft**; mußten uns die Begriffe von Wahrheit, Güte und Schönheit ohne den Gegensatz des Falschen, Bösen und Häßlichen stets verborgen bleiben: so wird die

Wahl uns dennoch leicht zwischen der rohen, unwissenden Unsittlichkeit des Müßigganges und dieser raschen, durch ihre Fehltritte gebesserten und zur Erkenntniß führenden Betriebsamkeit, zwischen jener halbwachen, halbträumenden Betäubung der Despotien, wo keine Tugend möglich ist, weil das erschlaffte Gefühl sie nicht ahnden, der träge Geist sie nicht ereilen, der verarmte Verstand sie nicht fassen kann, und diesem Schauplatze des vollen, freien, geschäftigen Lebens, wo sie von allen gekannt und geachtet, von einigen im edelsten Kampf errungen und von anderen als ein Erbe davon getragen wird.

Wer wollte noch Worte verschwenden, um die sonnenklare Wahrheit zu beweisen, daß der nützliche Fleiß, was auch seine erste Triebfeder sey, sich selbst durch Reinheit der Sitten schon belohnt, indem er den größten Abschnitt des Lebens hindurch vor jenen Anfechtungen sichert, die der Langenweile des Müßiggängers so gefährlich sind? — Es ist Zeit, daß wir dem eigentlichen Zwecke dieses Aufsatzes näher kommen, und zuvor einen flüchtigen Blick auf jene gemeinnützigen Früchte des Brittischen Handelsbetriebes werfen, auf jene wichtigen Fortschritte des menschlichen Geistes in seiner schöpferischen Eigenschaft, an denen man das Annähern zu einem der vernünftigen Menschheit vorgesteckten Ziele messen kann. Hier ist der Punkt, wo thätige, Handel treibende Völker ihre gefesselten oder trägeren Nachbarn unendlich weit hinter sich zurücklassen, wo folglich der Werth jener so oft verkannten Antriebe großer Leidenschaften am deutlichsten sichtbar wird. Auf der untersten und auf der höchsten Stufe der moralischen Bildung, kann die Summe der Glückseligkeit und des Genusses gleich zu seyn scheinen; allein dieser Genuß und diese Glückseligkeit, die vermuthlich den Thierarten eben so reichlich wie dem Menschen zugemessen sind, können eben deswegen nicht der letzte Zweck des denkenden Wesens seyn. Das Höchste und Edelste, was der Mensch besitzt, seine Vernunft, ist auch der Gegenstand seiner obersten Sorge.

Welcher Vernünftige möchte nicht lieber unglücklich, als unvernünftig seyn?

§. 2.

Geographische Fortschritte.

Was der Handel beigetragen hat, die Masse des menschlichen Wissens zu vermehren und durch den Tausch lokaler Kenntnisse das Licht der Philosophie anzuzünden, ist schon so allgemein bekannt, daß ich es kaum erwähnen darf. Genau läßt es sich indessen keinesweges bestimmen, wie groß der Antheil eines jeden Volkes oder einzelner ausgezeichneter Menschen an dieser wichtigsten Angelegenheit unserer Gattung sey; und hier ist wohl am wenigsten der Ort, wo eine solche vergleichende Prüfung angestellt werden kann. Das Verdienst der Britten um praktische Wissenschaft ist wenigstens von so großem Umfange, daß ihnen nicht leicht ein anderes Volk im gegenwärtigen Zeitpunkt ihren Rang in dieser Rücksicht streitig machen wird. Daß Macht und Einfluß allein diese gemeinnützige Erscheinung nicht hervorbringen, beweisen jedoch die Spanier und Portugiesen, deren geringer Betriebsamkeit wir es Schuld geben müssen, daß Brasilien, Peru und Mexiko, nebst so vielen anderen weitläuftigen Besitzungen, uns kaum noch weiter als dem Namen nach bekannt sind, indeß man vergebens nach großen Männern und merkwürdigen Epochen in der Geschichte dieser Nationen forscht, denen die Wissenschaft wesentliche Entdeckungen und wichtige Fortschritte verdankte. In der That setzt es schon einen Grad der Aufklärung und Einsicht voraus, diese Kenntnisse, auch nur in eigennütziger Beziehung auf Privatvortheile oder Befriedigung kleiner Privatabsichten, einzusammeln und wieder bekannt zu machen. Wenn aber eine thätige Nation erst diesen Punkt gewonnen und diesen Grad der Einsicht wirklich erbeutet hat, alsdann läßt sich mit Recht von ihr erwarten, daß jedes Jahr neue Entdeckungen, neue Versuche ins Unbekannte zu dringen, und die Gränzen ihrer Geschäftigkeit weiter hinauszurücken, mit sich bringen werde.

Hinweggesehen von so vielen theils wissenschaftlichen, theils mechanischen Erfindungen, welche, mittelbar wenigstens und weil alle Theile unseres Wissens mit einander in der engsten Beziehung stehen, der kaufmännischen Betriebsamkeit und den durch sie in Umlauf gebrachten Ideen ihr Daseyn verdanken, hat insbesondere die Länderkunde seit einiger Zeit durch die Brittische Schifffahrt ihre Gränzen merklich erweitert. Die edelsten Unternehmungen, welche dieses Jahrhundert auszeichnen, die bloß in wissenschaftlicher Hinsicht entworfenen und mit so wunderähnlicher Geistesgröße ausgeführten Weltumschiffungen des unsterblichen Entdeckers, James Cook, haben von einer unbekannten Hälfte des Erdbodens den Schleier hinweggerissen, der sie uns verhüllte. Die Beharrlichkeit, womit er dreimal nach einander seine vaterländische Insel verließ, um auf der Entdeckungsbahn weiter fortzurücken, hat seine Begeisterung dem ganzen Volke mitgetheilt, und ich stehe nicht an zu behaupten, das Auszeichnende seiner Todesart hat ihr ein vollendendes Siegel aufgedrückt. Erst von diesem Zeitpunkt an ist der Geist der Entdeckung neu erwacht; das große Muster hatte zur Nachfolge theils seine eigenen Zöglinge, theils andere Seefahrer gereizt, die jetzt mit einander wetteiferten, die entferntesten Meere zu beschiffen, um den Beifall ihrer Nation durch neue Entdeckungen und freimüthige Mittheilung derselben zu gewinnen. Derselbe Enthusiasmus ergriff auch diejenigen Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft, die keinen unmittelbaren thätigen Antheil an dieser Art der Erweiterung des menschlichen Wissens nehmen konnten: sie verbanden sich zur Unterstützung solcher kühnen Abentheurer, die es wagen wollten, in fernen Wildnissen und unter rohen feindseligen Horden neue Kenntnisse einzusammeln; sie thaten patriotische Vorschläge, wie der ernste Zweck der wissenschaftlichen Aufklärung mit der menschenfreundlichen Vorsorge für die unglücklichsten Klassen unserer Gattung gepaart, wie die für den Staat durch ihre Vergehungen verlornen Mitglieder in

einer anderen Weltgegend wieder zu nützlichen und arbeitsamen Bürgern umgeschaffen, und wie die Produkte der neuentdeckten Länder zum leichteren Unterhalt der im Joche der Knechtschaft seufzenden Schwarzen in Westindien benutzt werden könnten. Selbst die großen, monopolisirenden Handlungsgesellschaften fühlten jetzt, wie genau das Interesse der Wissenschaft mit ihrem Privatvortheil verbunden ist, oder legten wenigstens jene Geheimnißkrämerei bei Seite, die sie bisher bei dem Publikum nur verdächtig gemacht hatte, ohne ihnen Nutzen zu bringen. Die Ostindische Kompagnie besoldete einen Geographen mit mehr als Königlicher Freigebigkeit, und ließ ihm freie Hand, den ungeheuren Schatz von Karten und Tagebüchern, die ihre Schiffskapitaine in ihren Archiven niedergelegt hatten, ohne Rückhalt öffentlich bekannt zu machen. Die Hudsonsbay-Kompagnie ergänzte aus ihrem Vorrathe, was diesem talentvollen Manne an Hülfsmitteln zur genaueren Kenntniß des Nordens von Amerika noch fehlen konnte. Ueberall schien die Ueberzeugung von der Gemeinnützigkeit der Wissenschaften in England so festen Fuß zu gewinnen, daß man sie jetzt als Zweck an sich, nicht bloß als Mittel, kultivirte. Coz, ein wohlhabender Privatmann, war auf eigene Kosten nach den Inseln des Südmeers geschifft; Duncan ward von der Hudsonsbay-Kompagnie zur vollständigeren Entdeckung der Amerikanischen Polargegenden ausgeschickt; die Regierung fertigte den Kapitain Vancouver ab, um an der Nordwestküste die letzte Hand an das Entdeckungsgeschäft zu legen; Mac-Cluer, den die Ostindische Kompagnie von Bombay aus mit zwei Schiffen nach den Pelew-Inseln geschickt hatte, um den alten König Abbathulle für die an Wilson bewiesene Gastfreundschaft ihre Dankbarkeit zu bezeigen und ihm zugleich die traurige Botschaft von seines Li-Bu's Tode zu hinterbringen, hatte sich kaum dieses Geschäftes entledigt und sein Tagebuch in China den nach England zurückkehrenden Ostindienfahrern anvertrauet, als er schon wieder auslief, um die noch zweifelhaften Um-

trifft von Neuguinea zu berichtigen; der so wunderbar gerettete Bligh endlich, dessen herrliche Ladung von Brodfruchtstämmen, die nach Jamaika bestimmt waren, durch den Aufruhr seiner Mannschaft ihre Bestimmung verfehlte, ward eben jetzt mit zwei Schiffen (Providence und Assistant) in derselben wohlthätigen Absicht nach den Inseln des stillen Oceans zurückgesandt, und Edwards erhielt den Auftrag, mit der Fregatte Pandora die Aufrührer aufzusuchen und zur verdienten Strafe zu bringen, ein Geschäft, womit die Untersuchung unerforschter Meeresgegenden sich schicklich vereinigen ließ.

§. 3.

Mackenzies Entdeckungen.

Wie viel die eben genannten Seefahrer zur Vollendung unserer geographischen Kenntnisse noch beitragen dürften, wird ein Zeitraum von wenigen Jahren ins Licht setzen. Bis jetzt ist nur erst von der Reise des Herrn Cox eine kurze Beschreibung erschienen, die man in dem gegenwärtigen dritten Bande unserer Sammlung findet. Wie aber seit einigen Jahrzehenden die Erforschung neuer Länder, oder auch in dem besondern Falle der zweiten Cookischen Weltumschiffung die Gewißheit, daß ein so lange geglaubtes Südland nicht existire, die wesentlichsten Veränderungen sowohl in den Karten als in den geographischen Lehrbüchern erheischt und veranlaßt hat; so wird noch alljährlich, durch die von Zeit zu Zeit bekannt werdenden Entdeckungen und Berichtigungen die Gestalt und Lage des weniger sorgfältig untersuchten und zum Theil noch unbekannten Nordens von Amerika neue Karten nöthig machen, indem bereits dasjenige, was noch im vorigen Jahr als wahrscheinlich geglaubt werden konnte, jetzt durch die erlangte Gewißheit von Augenzeugen widerlegt worden ist.

Fest steht das Faktum: daß die Unmöglichkeit einer Nordwestlichen Durchfahrt, in einer schiffbar-

ren Meeresgegend erwiesen ist, wie es die Einleitung zum ersten Bande dieser Reisegeschichten unwiderleglich dargethan hat, und fest wird es stehen, bis eine neue Katastrophe der Erde Neptuns und Plutons Reichen neue Gränzen absteckt. Damals aber blieb uns noch eine Hoffnung übrig, daß der große Cooksfluß mit dem neuentdeckten Sklavensee, und durch diesen mit den Seen und Flüssen, die nach der Hudsonsbay führen, in Verbindung stehen könnte; wir hatten auf solche Art eine Wahrscheinlichkeit vor uns, daß sich der Handel mit Rauchwaaren, auf die in Nordamerika längst übliche Methode, in kleinen Kähnen, die man zuweilen auf Strecken von einigen Meilen weit über Land schleppt, von der Hudsonsbay unmittelbar bis nach der Nordwestküste führen ließe. Allein diese Aussicht zu einem bequemen Waarentransport hat sich um vieles verschlimmert, seitdem die wahre Reiseroute des Pelzhändlers Mackenzie (S. Einleit. S. 121. u. f.) genau bekannt geworden ist. Da die Veränderungen, welche dadurch in der zweiten Ausgabe der von A. Arrowsmith herausgegebenen Weltkarte veranlaßt worden sind, von der bisher geglaubten Lage der dortigen Seen und Flüsse merklich abweichen, so wäre sehr zu wünschen gewesen, daß man das Tagebuch dieses unternehmenden Abentheurers dem Publikum mitgetheilt hätte. Dies ist aber noch nicht geschehen, obschon es in England angekommen und in den Händen eines gewissen Herrn Simon MacTarish befindlich ist, der Herrn Arrowsmith erlaubt hat, nach den darin aufgezeichneten Angaben seine Karte zu verbessern. Um unser Publikum indessen diese wichtigen Entdeckungen nicht entbehren zu lassen, hat der Herr geheime Kriegessekretair Sotzmann sie auf der neuen zu diesem Werke verfertigten Karte eingetragen; und hier wird es zweckmäßig seyn, das wenige, was wir von dieser Reise wissen, kürzlich zu erzählen, um dadurch die neueste Entdeckungsgeschichte des Amerikanischen Nordens, so gut es angeht, zu ergänzen.

Man erinnert sich noch aus der Einleitung des ersten Bandes (S. 121.), daß der Kanadier Peter Pond, nachdem er 1787 nicht nur bis an den großen Sklavensee, sondern auch in einen sehr großen Fluß an dessen südwestlichem Ende gekommen war, seinen Gefährten Mackenzie daselbst zurückgelassen und den Rückweg nach Quebek genommen hatte. Damals glaubte er, und machte seine Muthmaßung bekannt, daß dieser Fluß kein anderer als der Cooksfluß seyn könne, welcher dann solchergestalt aus dem großen Sklavensee seinen Ursprung nehmen und die inländische Schifffahrt zwischen dem Atlantischen und dem nördlichen stillen Meere sehr erleichtern müßte. Nach Mackenzies Tagebuche vom Jahr 1789 verhält es sich indeß mit diesem Flusse ganz anders; anstatt westwärts in das nördliche stille Meer, oder den großen Ocean zwischen Amerika und Asien, zu fallen, wendet er sich plötzlich gegen Norden, und fällt in das Eismeer. An der Stelle, wo dieser Fluß, den wir künftig den Mackenziesfluß nennen müssen, aus dem großen Sklavensee heraustritt, ist er noch zehn Englische Meilen breit; etwas weiter hinabwärts verengt er sich bis auf eine Englische Meile und in der Länge seines Laufes wird er noch beträchtlich enger; fast überall aber finden wir in der Karte eine Tiefe angemerkt, die mit der Breite in Verhältniß steht. So z. B. wo der Fluß eine Englische Meile breit ist, beträgt die Tiefe nur viertehalb Klaftern; hingegen unter dem Polarkreise, wo er auf einer Strecke von drei Englischen Meilen zwischen zwei ungeheuren Abgründen sich hinunterstürzt, die nur um fünfhundert Schritte von einander getrennt sind, hat er eine Tiefe von funfzig Klaftern. In seinem Laufe nimmt er verschiedene andere Flüsse auf, deren einige von beträchtlicher Größe sind. Zu beiden Seiten erblickt man an mehreren Stellen große Gebirgsrücken, worunter der Hornberg an der Ostseite, nicht weit von dem Orte, wo der Fluß den See verläßt, vermuthlich von seiner besonderen Gestalt den Namen hat. Weiter hinabwärts nach Westen

findet man Gebirge mit glänzenden Steinen; etwas unterhalb des Polarkreises aber, und eine Strecke jenseits desselben, erst am östlichen, hernach am entgegengesetzten Ufer liegen Schneegebirge. Die Gewalt des Stroms ist stellenweise sehr verschieden: an einem Orte zischt das Wasser, wie in einem siedenden Topf; jenseits desselben bemerkt man, daß der Strom an Geschwindigkeit merklich zunimmt, weiterhin aber wieder ruhiger fließt. In der Gegend der ersten Schneegebirge ist eine sehr stark abschüssige Stelle, von der Art, die man in den Nordamerikanischen Flüssen *Rapids* zu nennen pflegt, und die allenfalls mit den Fällen im Dnepr verglichen werden können, indem sie theils durch das schnelle Gefälle des Bodens, theils durch die im Flußbette hervorragenden Felsen verursacht werden. Unterhalb des zweiten Schneegebirges, etwa einen Grad jenseits des Polarkreises, soll nach dem Berichte der Indianer das Meer sowohl gegen Osten als gegen Westen nicht weit entfernt seyn, welches vermuthlich die Ursache ist, warum man dieser Gegend den Namen Isthmus oder die Erdenge gegeben hat. Noch ehe man an diesen Isthmus kommt, bemerken die Indianer eine Stelle im Flusse, wo sie sagen, es sey ein Manitu oder ein Geist darin, vermuthlich um mit diesem Ausdrucke die Bewegung eines dort etwa vorhandenen Strudels anzudeuten. Oberhalb der letzten Schneegebirge in 68° Nördlicher Breite wird man keinen Baum mehr gewahr. Etwas weiter nordwärts kam man an verlassene Lagerstätten, die vermuthlich den Eskimos gehört hatten. Hierauf zerspringt der Fluß in mehrere Aeste, und fällt ungefähr unter dem 69sten Grade N. Br. in einen beinahe zirkelrunden Meerbusen, wo die Fluth am 12ten Julius 1789 sechzehn bis achtzehn Zoll stieg. In der Mitte dieses Busens liegt eine Insel, welche den Namen Wallfischinsel (*Whale-Island*) auf der Karte hat. In der Nähe derselben ist das Wasser fünf Klaftern tief. Mackenzie landete auf dieser Insel, und errichtete daselbst einen Pfahl, worauf er, zum Gedächtniß,

daß er so weit gekommen, seinen Namen, die Anzahl seiner Mannschaft und seiner Kanots, nebst der nördlichen Breite der Insel, 69° 14′, anzeichnete. Nach Arrowsmiths Karte liegt diese Insel in 225° östlicher (135° westlicher) Länge von der Königlichen Sternwarte zu Greenwich. Ein See mit frischem Wasser wird in der nordwestlichen Gegend des Meerbusens angedeutet. Die Abweichung der Magnetnadel beträgt an der Mündung des Flusses oder auf der Wallfischinsel 36′ östlich.

Es erhellet aus diesen Angaben unwidersprechlich, daß nicht nur der höchste Norden von Amerika bis zum 69sten Grade der Breite ein zusammenhangendes festes Land bildet, wo keine Durchfahrt gedenkbar ist; sondern auch, daß zwischen dem Coosflusse und dem großen Sklavensee keine unmittelbare Kommunikation zu Wasser Statt findet. Nach den genaueren Angaben dieser Reise, zusammengehalten mit den Entdeckungen des Herrn Hearne, konnte nunmehr Arrowsmith auch die Lage des Sklavensees selbst ganz anders, als in der vorigen Ausgabe bestimmen. Er verlegt ihn zwischen 61° und 62° N. Br., anstatt daß man ihn vorhin um wenigstens zwei Grade nördlicher zu suchen hatte; und was die Länge betrift, so füllt er damit einen Raum von ungefähr fünf und sechzig Seemeilen, zwischen 241° und 248° östlicher (119° und 112° westlicher) Länge. Diese Lage setzt es außer allem Zweifel, daß schon Hearne auf seiner merkwürdigen Reise zu Fuß an das Eismeer, über die östliche Gegend des Sklavensees gekommen seyn muß, da man bisher immer geglaubt hatte, daß er den Arathapeskow-See berührt hätte. Dieser letztere aber liegt in der That weit südlicher, als die vorige Karte ihn angab, nämlich in 59° N. Br., ist von ungleich kleinerem Umfange, als man ihn sonst, wegen der Verwechselung mit dem Sklavensee gezeichnet hatte, wiewohl er immer noch eine ansehnliche Größe behält, und von Osten nach Westen bei einer verhältnißmäßig geringen Breite wenigstens vierzig Seemeilen lang ist. Der 246ste und

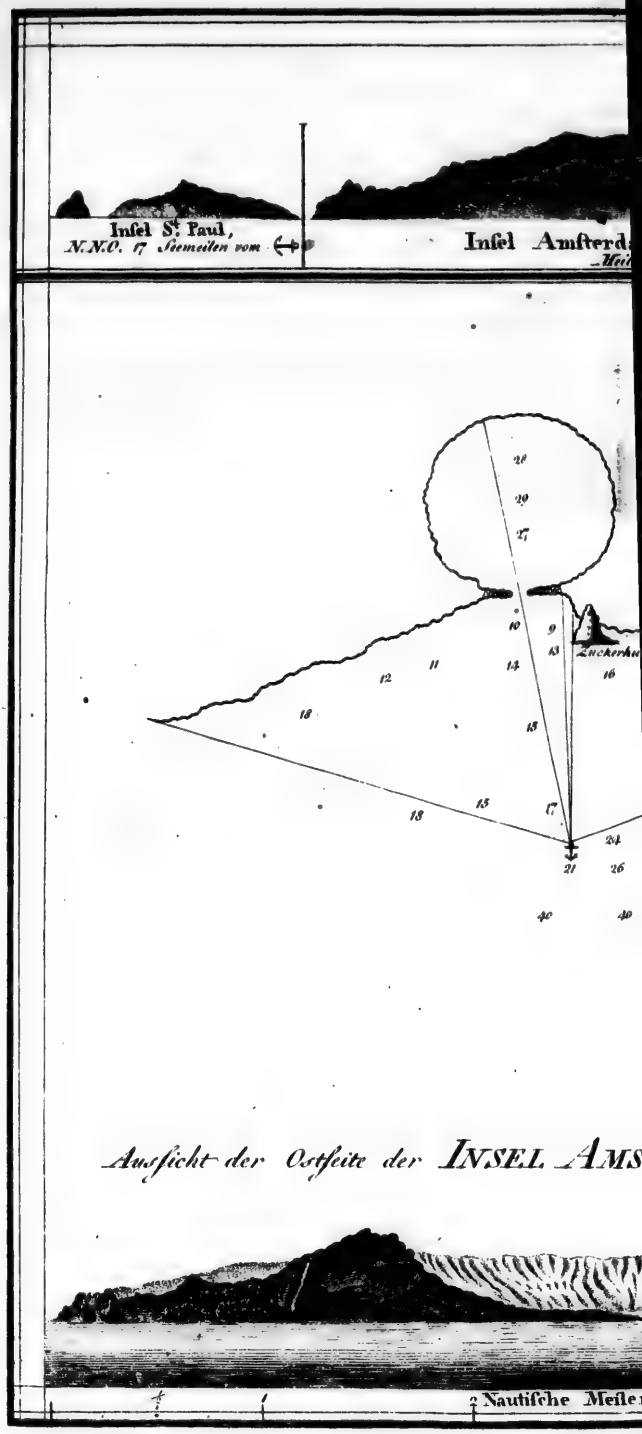
der 250ste östliche (oder der 114te und 110te westliche) Meridian sind die Gränzen seiner Länge, wodurch er also gerade südlich von dem östlichen Ende des Sklavensees zu liegen kommt. Der Sklavenfluß, welcher das Bindungsglied zwischen beiden Seen ist, berühret den Arathapeskow-See in seiner westlichsten Gegend und den Sklavensee in der Mitte seines südlichen Ufers.

Lage, Größe und Gestalt dieser beiden Seen sind also von dem, was man bisher davon wußte, sehr auffallend verschieden, und beide, insbesondere der Sklavensee, liegen den Englischen Handelsposten an der Hudsonsbay viel näher, als wir sie in den letzten Karten noch angeben konnten. Dagegen bleibt der Fluß Arathapeskow auch jetzt noch in derselben Entfernung von der Nordwestküste, die man ihm zuvor schon angewiesen hatte, welches daher kommt, daß man ihn jetzt mit dem westlichsten Ende des Arathapeskow-Sees verbindet, da er sonst so vorgestellt wurde, als ob er in die Südostgegend desselben fiele. Zwischen diesem Flusse und dem nächsten bekannten Punkte der Nordwestküste bleibt immer noch ein Raum von hundert und achtzig Seemeilen (oder 135 Deutschen Meilen) worin noch ansehnliche Entdeckungen zu Wasser und zu Lande gemacht werden können.

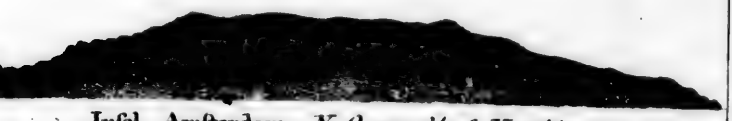
Um hier alles zusammenzufassen, was zur Erläuterung der neuen Karte erforderlich seyn möchte, müssen wir bemerken, daß der Punkt, wo Hearne die Küste des Eismeers berührte, wieder in 71° Nördlicher Breite angegeben worden ist, indem die Korrektion, die Herr Dalrymple hier hat anbringen wollen, vermöge deren dieser Punkt auf 68° 15′ hätte reducirt werden müssen, den Bemerkungen des Reisenden selbst widerspricht. Diese Aenderung macht es nunmehr auch wieder unwahrscheinlicher, daß aus der Repulsebay eine Durchfahrt in das Eismeer gehen sollte; mithin ist die punktirte Linie, womit sie angedeutet wurde, wieder weggelassen worden. Eben so wenig konnte der angegebene Umriß des großen Nordi-

schen

schen Archipelagus bleiben, da noch nicht die entfern-



Ansicht der Ostseite der INSEL AMS



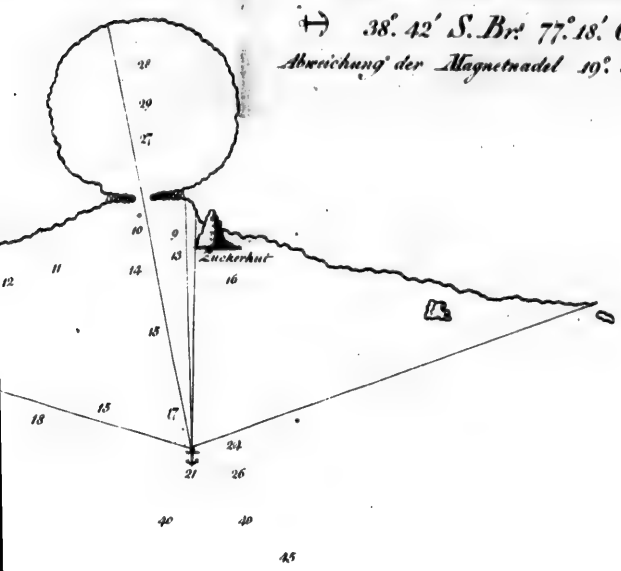
Insel Amsterdam, N. O. ungefähr 8 Nautische Meilen entfernt

Vlamings Rhede an der Ostseite der

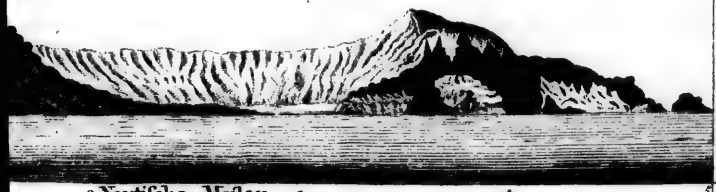
INSEL AMSTERDAM

38°. 42′ S. Br. 77°. 18′ O. L.

Abweichung der Magnetnadel 19°. 55′ W.



der INSEL AMSTERDAM vom Ankerplatz



2 Nautische Meilen 3 4 5

der 250ste östliche (oder der 114te und 110te westliche) Meridian sind die Gränzen seiner Länge, wodurch er also ge-

schen Archipelagus bleiben, da noch nicht die entfernteste Bestätigung der von Herrn Meares erwähnten Entdeckung der Schiffskapitaine aus Boston (Einleit. S. 60.) eingegangen ist. Der erste vergleichende Blick auf unsere jetzige und die im ersten Bande dieser Sammlung gelieferte Karte wird übrigens den Unterschied zwischen beiden in Absicht auf die Lage und Gestalt der Gruppe von den fünf grosen Seen im Inneren von Nordamerika, und zugleich die Einzeichnung verschiedener kleinen Seen aus Longs Karte zur Erläuterung der Reisen eines Kanadischen Dollmetschers, hinlänglich darthun.

Ich eile nunmehr zum eigentlichen Gegenstande dieser Einleitung, um den Leser in Stand zu setzen, den ganzen Norden des neuen Welttheils gleichsam auf einmal zu übersehen, und mit richtigen Grundbegriffen von seiner Lage, seinen Naturprodukten und Bewohnern an die Durchlesung und Beurtheilung sowohl der hiernächst folgenden, als auch der vorigen Reisebeschreibungen zu gehen.

1. Geographische Umrisse.

§. 4.

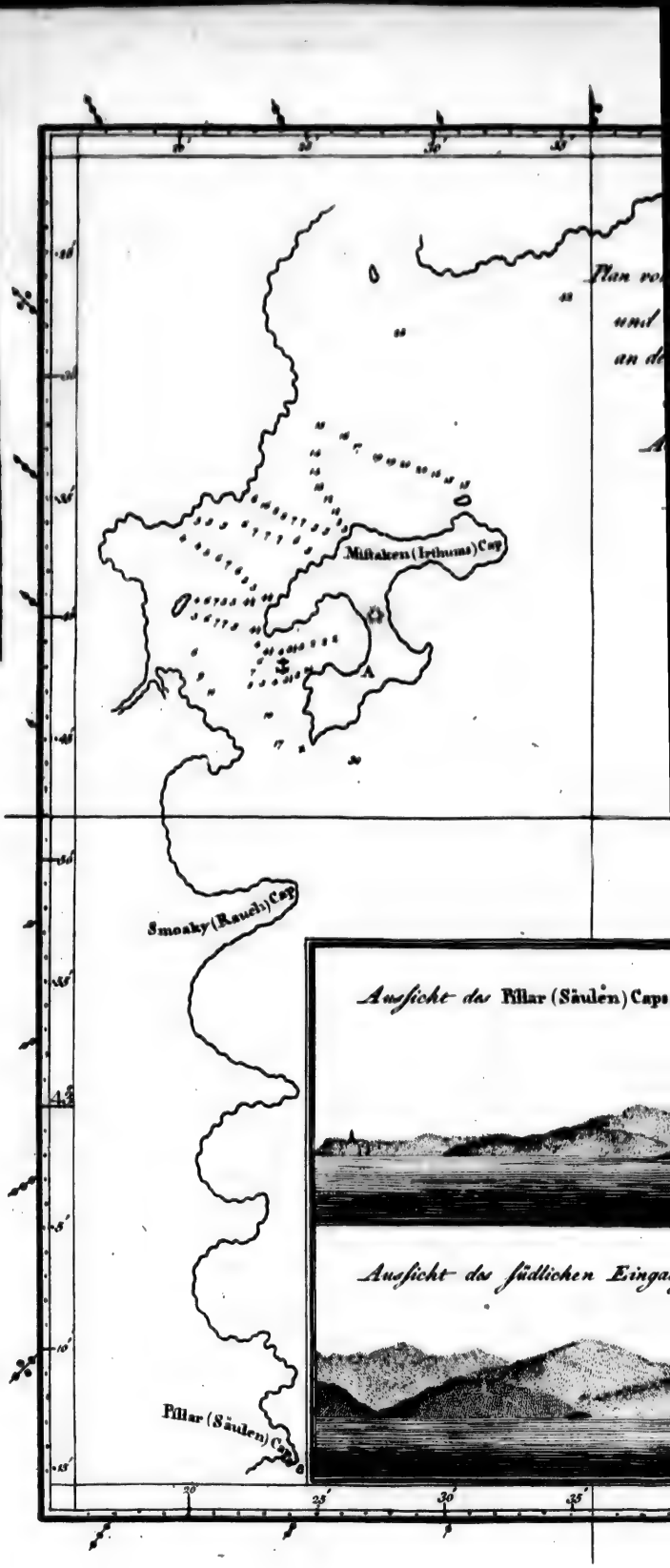
Umgränzung des Eismeers.

Noch sind die Polarpunkte der Achse, um welche sich täglich unsere Erdkugel wälzt, dem Menschen unzugänglich geblieben. Um den Nordpol kann ein Kreis, der hundert und funfzig (Deutsche) geographische Meilen zum Radius hat, gezogen werden, ohne irgend ein bekanntes Land, die nördlichsten Inseln von Spitzbergen ausgenommen, zu durchschneiden; und nimmt man nicht den Pol selbst zum Mittelpunkte, so ist der unbekannte Raum eine Ellipse, deren gröster Durchmesser sechshundert geographische Meilen, so wie der kleinere ungefähr dreihundert und vierzig, enthält. Diesen Raum nennt man sehr schicklich das nordische Eismeer, indem er, auf welcher Seite man auch hinein zu dringen versucht hat, jederzeit mit ungeheu-

ren Eisbergen und an einander hangenden Eisfeldern oder dreifachen Flächen bedeckt gefunden worden ist. Man hat zwar einzelne Beispiele von so genannten Grönlandfahrern, oder Schiffen, die auf den Wallfischfang gegangen sind, daß sie zwischen Spitzbergen und Grönland bis auf wenige Grade, ja sogar bis auf Einen Grad oder funfzehn geographische Meilen vom Pol eine offene See gefunden haben; allein diese seltenen Ausnahmen berechtigen uns keinesweges zu hoffen, daß eine freie Fahrt nach dem Pol, und über denselben hin, zwischen dem alten und neuen Welttheile bewerkstelligt werden könne. In einem Sommer, welcher durch vorzüglich milde Witterung die Masse des Eises auf dem vortigen Meere beträchtlich vermindert, ließe sich vielleicht ein Wagestück von dieser Art unternehmen und ausführen; wüßte man nur immer im Voraus das Jahr zu bestimmen, welches zu einer solchen Schifffahrt am meisten verspricht! Die größte Schwierigkeit bei der Beschiffung des Eismeeres liegt unstreitig darin, daß, allen Aussagen der Wallfischfänger gemäß, das Eis erst im September weggeschmolzen ist, wenn bereits die Aequinoktialstürme dem Seefahrer drohen, und, vermöge der schiefen Richtung der Erdachse in ihrer Bahn um die Sonne, die ganze Polargegend im Begriff ist, in ihre sechsmonatliche Nacht zu versinken. Von dem 21sten September an bis zum 21sten März herrscht ununterbrochene Finsterniß in einem Kreise von 23½ Graden der Breite, oder von dreihundert funfzig (geogr.) Meilen rund um den Pol; eine Finsterniß, die durch Nebel und Sturm nur noch schrecklicher und gefahrvoller wird, und die erst im Winter, wenn alles vom Eise starrt, dem magischen Glanze des Mondes und der am reinen Himmel funkelnden Sterne weicht.

Das Eismeer hängt zwischen Europa und Amerika mit dem Atlantischen, und zwischen Asien und Amerika mit dem Kamtschatkischen Meere, durch dieses letztere aber mit dem großen Ocean, dem sogenannten stillen Meere, zusammen; nur mit dem Unterschiede, daß zwischen dem Nord-

kap in Lappland und der östlichen Spitze von Grönland in Amerika die See noch über hundert und sechzig geographische Meilen breit ist, da hingegen die äußersten Spitzen von Asien und Amerika in der Behringsstraße sich bis auf [illegible]
schei
viel


Mistaken (Irrthums) Cap
Smoaky (Rauch) Cap
Pillar (Säulen) Cap
Ansicht des Pillar (Säulen) Cap
Ansicht des südlichen Einga

Plan von OYSTER (oder AUSTERN) BAY
und einem Theil der MARIA INSELN
an der Ost-küste von Van Diemens Land.

42°. 42′ S. Br. 148°. 24′ O. L.

Abweichung der Magnetnadel 6°. 40′ O.

A. der Platz zum Holzfällen und Wasserfüllen

…cht das Pillar (Säulen) Cape auf der grössten MARIA INSEL.

…cht des südlichen Eingangs in die OYSTER (AUSTERN) BAY

ren Eisbergen und an einander hangenden Eisfeldern oder breiseten Flächen bedeckt gefunden worden ist. Man hat zwar einzelne Beispiele von so genannten Grönlandfahrern, oder Schiffen, die auf den Wallfischfang gegangen sind, daß sie zwischen Spitzbergen und Grönland bis auf

kap in Lappland und der östlichen Spitze von Grönland in Amerika die See noch über hundert und sechzig geographische Meilen breit ist, da hingegen die äußersten Spitzen von Asien und Amerika in der Behringsstraße sich bis auf dreizehn Seemeilen oder noch nicht volle zehn geographische Meilen einander nähern. Man begreift nun leicht, wie viel schwerer es seyn müsse, durch diese letztere Enge in das Eismeer zu kommen, als in der Gegend des Nordkaps oder der Grönländischen Küsten, zumal da sich das Land oberhalb der Meerenge zu beiden Seiten vom 70sten und 73sten bis zum 66sten Grade der Breite allmählich wie ein Trichter verengt, wodurch das aus dem Eismeere südwärts schwimmende Eis sich unfehlbar stauchen und unbeweglich werden muß. Hierzu kommt noch die geringe Tiefe des Meeres in diesem trichterförmigen Busen, welche nirgends über dreißig Klaftern beträgt, und woselbst also die großen Eisberge oft genug fest sitzen müssen, da man sich leicht durch einen einfachen Versuch überzeugen kann, daß von einem jeden Stück schwimmenden Eises im Seewasser nur der zehnte Theil der Masse herausragt, die übrigen neun Zehntheile hingegen unter die Wasserfläche sinken; mithin von einem Würfel Eises, der funfzig Fuß hoch über dem Wasser schwimmt, behauptet werden kann, daß er sich vierhundert und funfzig Fuß tief eintauchen müsse. Ein solcher Würfel braucht schon, um nur eben schwimmen zu können, eine Tiefe von fünf und sechzig Klaftern, wenn er nicht etwa mit einem Eisfelde zusammenhängt, dessen ausgebreitete Fläche ihn emportragen hilft.

Die Küsten der alten Welt, oder Europens und Asiens, so fern sie den Rand des Eismeeres umschließen, sind nunmehr mit ziemlicher Bestimmtheit bekannt. Sie ziehen sich in einer Ausdehnung von mehr als 160 Graden der Länge, vom Nordkap an bis zum Ostkap, indem sie zwischen 63° und 78° mehrere tiefe Busen und Inseln, insbesondere aber die Insel Nowa Zemlja (das neue Land) bilden. Viele große Flüsse, die Dwina, die Petscho-

ra, der Ob und Jenisei, die Lena, Indigirka und Kowyma stürzen sich an dieser Küste in das Eismeer. Die Gruppe von beeiseten Inseln, die man unter dem Namen Spitzbergen kennt, liegt zwischen dem Nordkap, Nowa Zemlja und Altgrönland in der Mitte, dem letzteren etwas näher, und erstreckt sich bis über den 80sten Grad der Breite. Sie theilt also den Strom des Eismeeres zwischen Europa und Amerika in zwei engere Durchfahrten, wovon die westliche, zwischen Spitzbergen und Grönland, kaum sechzig Deutsche (geogr.) Meilen breit und oft des gestauchten Eises wegen über dem 80sten Grade der Breite nicht schiffbar ist. Die natürliche Gränze zwischen dem Eismeer und dem Atlantischen Meere bilden die drei Inselpunkte: Island (Eisland), die Farö-Inseln und die Schetland-Inseln, welche zwischen Großbritannien und Altgrönland in schräger Richtung liegen.

Wir kommen nunmehr an die andere Hälfte der Umgränzung des Eismeeres, an die nördlichste Küste des Amerikanischen festen Landes. Hier ist, außer einigen noch sehr schwankend angegebenen Punkten, Alles unbekannt. Die nördlichste Gegend, wo man die Küste des alten oder Ostgrönlands, Spitzbergen gerade gegenüber, gesehen hat, liegt in 79° nördlicher Breite und etwa 9° westlich von Greenwich. Man weiß aber nicht einmal den Entdecker, sondern nur das Jahr der Entdeckung, 1670, anzugeben. Von diesem Punkte bis an das Kap des Prinzen von Wales, welches die westlichste Spitze von Amerika und die östlichste Gränze der Behringsstraße bildet, haben wir einen Zwischenraum von 159° der Länge, dergestalt, daß also die Küste der neuen Welt, welche das Eismeer umgiebt, mit der Küste des alten Welttheils bis auf wenige Meilen gleiche Ausdehnung hat. Allein die einzigen jetzt noch bekannten Punkte dieser Küste sind die von Hearne 1771, und von Mackenzie 1789 entdeckten Mündungen des Coppermine- (Kupfergruben-) und des Mackenzies-Flusses, wovon jene in 70° 45′ N. Br. und 248° östlicher

(112° westlicher) Länge, diese aber in 68° 45′ N. Br. und 225° 30′ östlicher (134° 30′ westlicher) Länge angenommen wird.

Welche Meerbusen, welche Inseln und Vorgebirge auf einer so großen Strecke die nördliche Küste von Amerika bilden könne, und ob das Eismeer in seinem Mittelpunkte ganz offen, oder mit festem Eise immerwährend belegt, oder gar mit noch unbekannten Ländern ausgefüllt sey, bleibt künftigen Seefahrern zu entdecken übrig. Als Cook durch die Behringsenge gegen Norden schiffte, kam er nur bis zum Eiskap in 70° 29′ N. Br.

§. 3.

Grönland und Baffinsbay.

Die östlichen Küsten des Amerikanischen Welttheils gehen ungleich weiter nach Norden hinauf, als die westlichen; man hat, wie schon gesagt, nicht nur die Küste von Ostgrönland bis zum 79sten Grade der Breite verfolgt, sondern auch jener große Busen, welcher nach seinem Entdecker die Baffinsbay genennt wird, steigt bis zum 78sten Grade und noch höher fort, wodurch es außer allem Zweifel gestellt wird, daß das Land, welches diese Bay umgränzt, sich noch weiter gegen Norden erstrecken muß.

Ob Grönland eine Insel sey, ob eine von den verschiedenen Buchten, die Baffin im nördlichen Theile eines Meerbusens entdeckte, entweder Whale-(Wallfisch) Sund, Sir Thomas Smiths Sund, Alderman Jones Sund oder Lancaster-Sund, eine Durchfahrt in das Eismeer eröffne, ist noch keinesweges entschieden, weil seit Baffins Entdeckung im Jahre 1616 diese Gegend nicht wieder besucht worden ist, und weil er auf seiner Fahrt zu schnell an der Küste forteilte, um sie genau aufnehmen oder erforschen zu können. Wiedem auch sey, von jenem nördlichsten Punkt an der Ostseite dieses Landes in 79° N. Br. läuft die Küste in südwestlicher Richtung bis an das Kap Farewell, welches in den Holländischen

Karten Staatenhoek heißt und in 59° 30′ N. Br. liegt. Die Vorgebirge und Häfen an dieser Küste, vom Kap Farewell an bis Island (Eisland) gegenüber, kennt man jetzt nur nach den aus dem vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert in Dännemark übrig gebliebenen Karten, indem das Eis, welches sich zwischen diesem Lande und Island seit einigen Jahrhunderten festgesetzt hat, die ehemals bewohnte und besuchte Küste unzugänglich macht. Die nördlicheren Punkte, welche man in den Karten angegeben findet, sind größtentheils von Holländern gesehen worden, ohne daß man die Entdecker genau anzugeben weiß. Auch der berühmte und unglückliche Hudson sah 1607 auf seiner ersten Reise diese Küste unter dem 73sten Grad N. Br., und nannte diese Gegend *Hold with Hope* (Halt an mit Hoffen).

Vom Kap Farewell westwärts, biegt sich die westliche Küste von Grönland bald wieder nach Norden um, und steigt in der Baffinsbay, wie schon gesagt, bis zum 78sten Grade der Breite hinauf. Dieser kalte Strich Landes, der insgemein West- oder Neu-Grönland heißt, wird noch von Europäern besucht; die Dänen unterhalten daselbst Missionen, und haben zur Bequemlichkeit ihrer Wallfischfänger einige Posten angelegt. Baffins Meerbusen, der, wo er am breitesten ist, hundert und funfzig Deutsche geographische Meilen von Osten nach Westen hält, wird am Eingange, oder der so genannten Straß Davis, wieder beträchtlich enger, indem sich hier auf der Westlichen Seite desselben, West-Grönland gegenüber, das Land in eine große Anzahl größerer und kleinerer Inseln zerstückelt, zwischen denen Cortereal, Frobisher, Davis, Weimouth, Hudson, Bylot und Baffin, Hawkbridge, Fox, James, Middleton und andere mehr, verschiedene so genannte Straßen oder Meerengen und Einfahrten theils entdeckten, theils wieder aufsuchten und genauer bestimmten, in dem fruchtlosen Bestreben hier hindurch in das Meer, welches die Ostküste von

Asien bespült, zu gelangen und die so sehnlich gewünschte Nordwestliche Durchfahrt oder den kürzeren Weg nach China und Ostindien, zu entdecken. Frobisher entdeckte schon 1578 die Einfahrt, die man jetzt Hudsonsstraße nennt; er hielt sie aber für einen Weg, der ihn nur von seinem Ziele, der Nordwestlichen Durchfahrt, irre führte, und gab seinen Namen einer etwas nördlicher zwischen den Inseln gelegenen Enge. Diese Frobishers-Enge fand Davis im Jahre 1587 wieder, und ohne zu wissen, daß sie bereits entdeckt wäre, nannte er sie Lumleys Einfahrt (*inlet*). Noch nördlicher hatte er schon zwei Jahre zuvor die Cumberlands-Straße gefunden. Allein anstatt auf diesem Wege westwärts vorzudringen, blieb es jederzeit das Loos dieser kühnen, ausdauernden und zum Theil schwärmerischen Seefahrer, wegen der strengen Witterung und der Unmöglichkeit zu überwintern, gerade dann auf ihren Rückweg zu denken, wenn sie eben die erwünschteste Aussicht vor sich hatten, Entscheidung und Gewißheit zu erlangen. Daher läßt sich noch immer die Möglichkeit behaupten, daß vielleicht jenseits des nördlichsten Punktes, den Fox im Jahr 1631 erreichte, eine Kommunikation zur See mit dem Eismeer nach Westen hin ungefähr in 69, oder 70° N. Br. zu suchen sey.

§. 6.

Hudsonsbay, Labrador, Neufundland und Neuschottland.

Ein hundert und funfzig geographische Meilen westwärts vom Kap Farewell, oder der Südspitze von Grönland, befindet man sich im Eingange der Hudsons-Straße, deren linkes oder südliches Ufer einen Theil des so genannten Landes Labrador ausmacht. Das Kap Chidley am Eingange dieser Straße liegt ungefähr in 60°, und das Kap Digges an ihrem westlichsten Ende in 62° 41′ N. Br., so daß sie auf einer Strecke von 15° der Länge, oder ungefähr hundert und zwanzig Deutschen Meilen, mehr als drittehalb Grade gegen Norden ansteigt. Vom Kap Dig-

gos an läuft die Küste plötzlich südwärts, und bildet den tiefen Busen, welcher unter dem Namen der Hudsons-bay bis beinahe zum 51sten Grade der Breite hinuntergeht, an seiner westlichen Seite aber wieder über den Polkreis bis auf 67° 30′ N. Br. steigt, wo er sich in der runden Repulsebay endigt. Lange Zeit schmeichelte man sich, hier, durch die geräumigen Buchten am westlichen Ufer dieser Bay, eine Durchfahrt in die noch westlicher gelegene Gegend des Eismeers zu finden; allein seitdem die Hudsonsbay-Kompagnie die Stellen, die noch am meisten versprachen, von neuem hat untersuchen lassen, und am allerentscheidendsten, seitdem einer ihrer Beamten, der jetzige Gouverneur Hearne, von Churchill-Fort zu Fuß und in Kähnen bis über den 71sten Grad der Breite an das Eismeer gekommen ist, sind alle diese angenehmen Hoffnungen gänzlich vernichtet worden. Der lange Sund, der unter dem Namen Chesterfields oder Bowdens Einfahrt bekannt ist, mag indeß wohl mit den inländischen Seen in Zusammenhang stehen, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß der große See Dubant (*Daobaunt*) sein süßes Wasser durch einen starken Strom mit mehreren Fällen in diesen Sund ergießt. Die von Middleton entdeckte Repulsebay, wo man, zufolge einiger von Amerikanischen Wilden gezeichneten Karten, noch eine Durchfahrt in die westliche Gegend des Eismeers für möglich hielt, scheint doch gegenwärtig (vielleicht nach späteren Berichten?) wenig Hoffnung mehr zu geben, da schon Arrowsmith die auf der ersten Ausgabe seiner Weltkarte angedeutete Kommunikationslinie aus der zweiten weggelassen hat.

Der Umstand, daß das Eismeer etwa fünf und zwanzig Grade der Länge westwärts von der westlichen Umgränzung der Baffinsbay gesehen worden ist, giebt deutlich zu erkennen, daß die Ländereien, welche diese Bay gegen Abend umschließen, wenn sie nicht aus Inseln bestehen, sondern zusammenhangend befunden werden sollten, nur einen schmalen Strich bilden können, der vom 79sten oder 80sten Grade

nördlicher Breite an, ziemlich geradezu nach Süden herabläuft und nirgends über hundert, an manchen Stellen aber kaum funfzig Deutsche Meilen breit ist. Dieser dem Pol so nahe kommende Strich Landes kann, wenn sein Umriß erst bekannt seyn wird, dem Forscher wenig Neues darbieten, da die Natur gegen die Pole zu erstarrt und an Erzeugnissen verarmt zu seyn scheint. Ich glaube nicht, daß der Name Amerikanische Polarländer, den ich diesen Gegenden in meiner Karte beigelegt habe, leicht gegen einen schicklicheren vertauscht werden kann. — Die Länder, welche die Hudsonsbay gegen Abend umfangen, haben zwar bestimmte Benennungen, aber noch keine bestimmte Gränzen erhalten. Nordwärts und westwärts von der Repulsebay finden wir des Prinzen Wilhelms-Land, welches zugleich die Südwestgegend der Baffinsbay umgiebt. Zwischen diesem Lande und dem Churchillfluß, der in 58° 50′ N. Br. in die Hudsonsbay fällt, hat das Land den Namen Neu-Nord-Wales (Wallis), und von diesem Flusse südwärts bis an das südlichste Ende der Jamesbay den Namen Neu-Süd-Wales erhalten. Der Theil von Labrador, welcher an die Ostseite der Jamesbay stößt, gehört noch unter der Benennung East-Main oder des östlichen festen Landes zum Gebiete der Hudsonsbay-Kompagnie, und es liegen daselbst verschiedene von ihren Handelsposten. Die westliche Gränze der oben genannten Länder, Neu-Süd- und Neu-Nord-Wales, ist gänzlich unbestimmt; zum Theil daher, weil diese Gegend noch nicht weiter westwärts als bis zum Sklavensee entdeckt worden ist. Das Meer von Kamtschatka mit der Behringsstraße ist das entfernteste Ziel gegen Abend, wohin sie sich erstrecken kann; allein nur künftige politische Verfügungen werden entscheiden dürfen, ob die Handelsprivilegien der Hudsonsbay-Kompagnie sich von einem Oceane zum anderen ausdehnen sollen. Nimmt man den Strich Landes zwischen der Hudsonsbay und dem Sklavensee für das erkannte Gebiet der Kompagnie an, so sehen wir in ihren Händen schon ein ungeheure, von

unzähligen Seen und Flüssen bequem durchschnittene Fläche, die mehr als funfzigtausend Quadratmeilen enthält.

Labrador, sonst auch Neu-Britannien, das schon 1501 durch Cortereal, im achten Jahre nach der Wiederkehr des großen Columbus von seiner ersten Reise, entdeckte Land, dessen Ostküste sich von dem Kap Digges an südostwärts bis beinahe in 50° N. Br. erstreckt, ist gleichsam ein zwischen der Hudsonsbay, dem Atlantischen Meere und dem Meerbusen St. Lorenz eingeschlossenes Dreieck. Seine äußere oder Ostseite ist gegen zweihundert und siebzig Deutsche Meilen lang, und der ganze Flächeninhalt könnte leicht 20,000 Deutsche Quadratmeilen betragen. Seinem südöstlichen Vorgebirge, dem Kap Charles, gegenüber, durch die enge Straße Belleisle getrennt, liegt die, wegen ihrer vielen vortreflichen Häfen den Europäischen Seemächten so wichtige, mit Sandbänken umgebene Insel Neufundland, (*Newfoundland*, Fr. *Terre-neuve*) und verschließt den Eingang in den Meerbusen St. Lorenz, bis auf die Enge, die sie mit der südlich gelegenen, kleineren Insel Kap Breton formirt. Schon im Jahre 1497 entdeckte Johann Cabot diese Insel. Den ersten Punkt, der ihm zu Gesichte kam, nannte er *primera vista*, zuerst gesehen, woher vielleicht eben erst oder neu gefunden und Neufundland, entstanden ist; dem ganzen Lande aber gab er, wegen der Menge Kabbeliau, womit die dortige Meeresgegend angefüllt ist, den Namen *Terra da Baccalhaos*.

Der schöne, große St. Lorenzstrom kommt von Südwesten herab, um sich in den Meerbusen dieses Namens zu ergießen, dessen südliche Küste dann wieder südostwärts fortstreicht, bis sie sich in der Gegend der Insel Kap Breton, die ehedem Isle Royale hieß, ein wenig nordostwärts herauf biegt. Kap Breton hat einen Flächeninhalt von hundert und zwölf Deutschen Quadratmeilen; es streckt seine langen Landspitzen dem gegenüber liegenden Neufundland entgegen und wird vom festen Lande durch die enge Durchfahrt (*Gut*) von Kanso getrennt.

Von dieser Gegend an behält nun die Ostküste des neuen Welttheils im Ganzen genommen eine südwestliche Richtung, die sich erst in Florida unter 31° N. Br. wieder ändert. Der Enge Kanso gegenüber finden wir zuerst die Halbinsel Neuschottland (*Nova Scotia*), sonst Acadien genannt, die bereits 1524 von dem in Französischen Diensten stehenden Florentiner Verazzani entdeckt worden ist. Das ehemals zu dieser Provinz gehörige, von derselben durch den Meerbusen Fundy getrennte und gegen Norden durch den St. Lorenz-Fluß begränzte Gouvernement Neu-Braunschweig (*New-Brunswick*) und die Insel Kap Breton mit eingerechnet, beträgt ihr Flächeninhalt 1959 Deutsche Quadratmeilen. Neu-Braunschweig wird gegen Süden durch eine Gränzlinie abgeschnitten, welche von dem Flusse Ste. Croix in der Bay Fundy nordwärts bis an das so genannte Hochland in 48° 45′ N. Br., dann aber westlich bis an den St. Lorenz-Fluß geht, den sie oberhalb Montreal berührt. Alles was südwärts von dieser Gränze an der Seeküste liegt, gehört schon in das Gebiet der vereinigten Amerikanischen Staaten.

§. 7.

Kanada und die Westlichen Länder.

Als der Französische Entdecker Jaques Cartier im Jahr 1535 den St. Lorenzstrom entdeckte und hinaufwärts schiffte, hörte er die Wilden ihre Dörfer oder beisammen liegenden Hütten Kanada nennen, und gab dem Lande, das er zum erstenmal den Europäischen Abentheurern bekannt machte, diesen Namen, der ihm auch bis jetzt geblieben ist *). Die Gränzen dieser gegenwärtig unter Englischer Botmäßigkeit stehenden Provinz lassen sich schon mit ziemlicher Genauigkeit bestimmen; sie liegt zwischen den Amerikanischen vereinigten Staaten und den Ländereien der

*) S. *Discours du Voyage de J. Cartier aux Terres neuves, les Canades &c.* 8. *Rouen*, 1598. J. R. Forsters Geschichte der Entdeckungen und Schifffahrten im Norden. Frankfurt an der Oder, 1784. 8. S. 502.

Hudsonsbay-Kompagnie gleichsam eingeschlossen. Diese letzteren, welche den untersten Theil des großen Meerbusens dieses Namens, oder der Jamesbay, umschließen, scheiden sich von Kanada durch die natürliche Gränze eines gebirgichten Gürtels, welcher vom Lande Labrador bis in den funfzigsten Grad der Breite nach Süden geht, dann einen Bogen nach Westen macht, hierauf sich wieder bis zum 48sten Grade der Breite senkt und endlich nochmals eine große Strecke weiter gegen Abend in 50° den See Superior von der Hudsonsbay trennt. Der St. Lorenzfluß, den man von seiner Mündung bis an seinen Ursprung im See Ontario in südwestlicher Richtung hinaufsteigen muß, bildet die südliche Gränze von Kanada. Bis Montreal liegen Englische Besitzungen zu beiden Seiten des Flusses; nämlich an der Nordseite Kanada und an der Südseite Neu-Braunschweig. Jenseits dieses Ortes aber wird der Fluß die Gränze zwischen Kanada und den vereinigten Amerikanischen Staaten. Dem Friedensschlusse von 1783 gemäß, geht diese Gränzlinie fort durch die Mitte der vier großen Seen: Ontario, Erie, Huron und Superior, durch den Langen oder Regensee (*Lac la Pluye*), oberhalb des großen Trageplatzes (*grand Portage*), bis an die Nordwestspitze des Waldsees (*Lac des Bois*, L. of the Woods) und von da westlich bis an den Missisippi; worauf sie längs der Mitte dieses Flusses bis 31° N. Br. hinabsteigt, ehe sie sich ostwärts über den beiden Floridas und wieder an das Atlantische Meer begiebt. Das Gebirge, welches so nahe am nördlichen Ufer des Sees Superior sich hinzieht, und jenseits dessen der Regensee schon nordwestlich liegt, dürfte indeß mit Recht das weitere Hinausrücken der Gränzen von Kanada nach Westen hin verbieten. Doch auch alsdann bleibt mit dieser Benennung ein Land von ansehnlicher Größe bezeichnet, dessen Umfang nicht viel weniger als 20,000 Quadratmeilen fassen kann. Einzelne Thäler abgerechnet, die sich weit nach Norden hin erstrecken, ist der 50ste Grad der Breite seine nördlichste Gränze, so wie der

43ste die Spitze zwischen den Seen Erie und Huron berührt, die am weitesten nach Süden geht.

Wenn man vom See Superior eine Linie nach Nordwesten zieht, so berührt sie das Eismeer ungefähr an dem Punkte, wo Mackenzie auf dem von ihm neuentdeckten Flusse dazu gelangte. Ostwärts von dieser Linie, liegen unzählige Seen und Flüsse zwischen derselben und der Hudsonsbay; westwärts aber ist alles eine unbekannte Wildniß, bis an die Küsten des nördlichen stillen Meeres (großen Oceans). Viele der hier befindlichen Seen haben schon oft ihre Namen verändert, und die wenigen Punkte abgerechnet, welche von den Beamten der Hudsonsbay-Kompagnie astronomisch bestimmt worden sind, bleiben die meisten Angaben der Rauchhändler von der Lage und Richtung, Gestalt und Größe dieser Gewässer noch äußerst unzuverlässig.

Der Fluß auf welchem Mackenzie das Eismeer erreichte, die Mündung dieses Flusses, das Eiskap, wo Cook des Eises wegen nicht weiter konnte, sodann, von diesem Vorgebirge an, der Umriß des Landes nach Süden hin, durch die Behringsstraße, um die Landzunge Alaska, und ostwärts, den Cooksfluß und Prinz Wilhelms Sund vorbei, bis an die Admiralitätsbay, sind die Gränzen der nordwestlichsten Extremität von ganz Amerika, des Theiles nämlich, womit sich dieser Welttheil dem nordöstlichsten Asien nähert. Wenn man die Länder um die schmale Landzunge Alaska abrechnet, liegt diese ungeheuer große Landmasse fast gänzlich jenseits des 60sten Grades der Breite, und steigt an einigen Orten, so viel wir jetzt wissen, wenigstens bis über den 70sten gegen den Pol hinauf. Der Flächeninhalt kann vielleicht mehr als vierzigtausend Deutsche Quadratmeilen betragen, wovon außer den eben erwähnten Küsten auch nicht ein Fuß breit bekannt ist. Die wenigen Punkte dieses nördlichen Landes, welche durch Russische Seefahrer und Pelzhändler entdeckt worden sind, blieben bis auf Cooks Reise ungewiß und unbestimmt; allenfalls hatten Behrings und Tschirikofs Entdeckungen vor den übrigen

den Vorzug einer größeren Zuverläßigkeit. Dem großen Brittischen Weltumsegler gebührt das Verdienst der ersten genauern Beschiffung und Aufnahme dieser Küste, wovon seitdem nur einige Theile vollständiger erforscht worden sind. Es wäre überflüßig, mich hier auf Erörterungen einzulassen, um die einzelnen Einbusen, Vorgebirge und Inseln der Reihe nach zu nennen, wovon man eine so umständliche Nachricht in den Reisebeschreibungen der neuen Seefahrer finden kann. Mein Zweck kann hier nur dahin gehen, das Allgemeine zusammenzufassen und den Leser auch dort, wo Abschweifungen in das Umständlichere unvermeidlich sind, stets wieder darauf zurückzuführen.

Verfolgt man von der Admiralitätsbay die Nordwestküste von Amerika die man von 60° bis 40° N. Br. eigentlich mit dem Namen, den ihr erster Entdecker, Sir Francis Drake, ihr ertheilte, Neu-Albion nennen sollte, so wird man gewahr, daß fast alles daselbst erst seit der letzten Cookischen Schifffahrt bekannt geworden ist. Nicht leicht wird man eine Seeküste finden, die auf einer Strecke von zwanzig Graden der Breite so viele schon bekannte vortrefliche Häfen aufzuweisen hätte, und dabei noch so viele künftig zu entdeckende verspräche. Bestätigt es sich, daß hier ein großer Theil der bisher für festes Land gehaltenen Entdeckungen nur aus Inseln von verschiedener Größe besteht, und führt insbesondere die merkwürdige von Duncan und Meares gesehene Einfahrt des Juan de Fuca zu einem großen Busen des Meeres, der sich hinter den äußeren Küsten tief in das Land erstreckt, so hat die Schifffahrt nebst dem Handel aus dieser Gegend noch wichtige Erweiterungen und Vortheile zu hoffen. Schon die jetzt durch Meares, Barclay, Hanna, Portlock, Dixon, Duncan, Colnett, Douglas u. a. m. entdeckten Häfen in der Gegend, wo die Küste einen Busen nach Osten macht und die Königin Charlotteninseln vor sich liegen hat, insbesondere der Buccleughsund, der Stephenssund, der Nepeansund mit den Inseln der Kronprin-

zessin, der Fishughsund, der Königin Charlottensund, und der Nutkasund, ohne die nördlich von dieser ganzen Strecke gelegenen Häfen zu rechnen, bieten dem Geographen, der nicht bloß an dem Vorhandenen sich genügen läßt, sondern auch über dessen höheren Zusammenhang mit den wirkenden Ursachen seines Entstehens nachzudenken gewohnt ist, eine reichhaltige Quelle künftiger Ergänzungen der physikalischen Erdbeschreibung dar.

Die innere, zwischen dieser Küste und der Reihe bereits entdeckter Landseen eingeschlossene, Gegend kann nur so lange unbekannt bleiben, als es die Betriebsamkeit unternehmender Kaufleute nicht belohnt, die im 50sten Parallelgrade vom See Superior bis an die Küste von Neu-Albion noch etwa dreihundert vierzig Deutsche Meilen lange Strecke zu durchdringen. Weiter nordwärts ist die Entfernung des letzten Postens der Hudsonsbay-Kompagnie von dieser Küste noch ungleich geringer. Hudsons Haus am Flusse Sask-aschawan liegt in 53° N. Br. und in 106° 27′ westlicher (253° 33′ östlicher) Länge. Allein seit kurzem hat man noch viertehalb Grade weiter gegen Westen, und etwa fünf und vierzig Englische Meilen nördlicher, an demselben Flusse den neuen Posten Manchester-Haus angelegt, welcher folglich von dem östlichen Punkte der Küste Neu-Albions in eben demselben Grade der Breite (53° 45′) in gerader Linie nur hundert sechzig Deutsche Meilen entlegen seyn kann. Vom Mackenzies-Flusse aber in 61° N. Br., nicht weit von dem Orte, wo er aus dem Sklavensee hervortritt, bis an die Küste, wo der Kreuzsund, Portlockshafen, Salisbury- und Norfolkssund, Banks- und Bukarelli-Hafen, Nepeansund, u. s. w. alle beinahe in gleichem Abstande, oder in einem Bogen liegen, beträgt die Distanz nur hundert fünf und dreißig Meilen. Endlich liegt der allerletzte Posten der Hudsonsbay-Kompagnie, *Peace-river-fort* oder das Fort am Friedensflusse, welcher in das Südwestende des Arathapeskow (oder auch Arabaska-) Sees von Südwesten herauf

kommt, nach Arrowsmiths Angabe ungefähr in 58° 25′ N. Br. und in 241° 15′ östlicher Länge, mithin 12° 18′ westlicher als Hudsonshaus, und kaum hundert Deutsche Meilen vom Nepeansund. In dieser Gegend also läßt sich ein Punkt denken, wo die an der Küste ins Meer fallenden Flüsse mit denen, die sich nach dem Sklaven- und Arathapeskow-See ziehen, auf einer gemeinschaftlichen Höhe entspringen und vermittelst eines Trageplatzes den kühnen Pelzhändlern ihren Waarentransport erleichtern können.

Der 40ste Grad der Breite kann gewissermaßen als die südlichste Gränze desjenigen Landes gelten, welches wir hier unter dem Namen des Nordens von Amerika beschreiben. Philadelphia an der Ost-, und das Vorgebirge Mendocino an der Westküste dieses Welttheils, liegen beide in dieser Breite, und sind folglich die äußersten Punkte dieses Parallelkreises, so fern er Amerika berühret. Allein theils die Natur, theils die Politik verbietet uns, die Gränzen der Länder in geraden Linien abzustecken; die Richtung der Gebirge und der Lauf der Flüsse zwingen uns, bald höher gegen Norden hinauf, bald weiter südlich hinabwärts zu steigen. Der eben angegebene Parallelkreis durchschneidet schon alle die Flüsse, die sich aus dem Norden in die Spanischen Provinzen Louisiana, Neumexiko und Neuleon ergießen: den Rio Colorado, den Rio Bravo, und den Missisippi. Unweit der Quellen des letzteren, die dreißig bis funfzig Deutsche Meilen westwärts vom See Superior in 47° N. Br. liegen, nimmt auch der Oregonfluß seinen Ursprung, der seinen Lauf nach Westen richtet und von dem man schon lange glaubt, daß er sich in das muthmaßliche Westmeer an der Küste von Neu-Albion, ziemlich in einerlei Breite mit Juan de Fucas Einfahrt (48° 30′ N. Br.) ergieße. Aus meiner Einleitung zum ersten Bande dieser Sammlung S. 77—83. erhellet zur Genüge, daß die Gränze der Spanischen und Englischen Besitzungen in dieser Gegend noch streitig ist, und daß man sogar im letzten Friedensschlusse die Bestimmung derselben

selben vermieden hat. Wo also die Linie von der Küste Neu-Albions bis an den Missisippi zu ziehen sey, welche den Brittischen Norden von Spaniens Amerikanischen Reichen trennt, muß spätern Zeiten zur Entscheidung aufbehalten bleiben.

Rechnen wir nun die Länder zusammen, die den Norden von Amerika jenseits der Spanischen Besitzungen und der neuen Republik der vereinigten Staaten ausmachen, so haben wir eine Oberfläche von 185,000 bis 190,000 geographischen Quadratmeilen, zwischen 40° und 80° nördlicher Breite, und zwischen 10° und 170° westlicher Länge. Von dieser Oberfläche müssen wir jedoch fünf bis sechstausend Quadratmeilen für den Flächeninhalt der zahlreichen großen und kleinen Seen und Flüsse abziehen, welche dieses Land so reichlich mit frischem Wasser versorgen und die Kommunikation darin so sehr erleichtern. Nach dieser Verminderung bleibt ein Land übrig, welches mit Europa, wenn wir dessen Flächeninhalt nach Herrn Crome zu 174,090 Quadratmeilen annehmen, völlig gleiche Größe hat, wiewohl es im Ganzen genommen viel weiter gegen Norden liegt. Indeß faßt auch der gemäßigtere, bewohnbare Strich dieses weitläuftigen Gebietes, zwischen 43° und 51° N. Br. eine Oberfläche von 66,500 Quadratmeilen in sich, die in Europa nur von dem Russischen Reich an Größe übertroffen wird. Um diese Größe mit einer anderen in Amerika selbst zu vergleichen, verdient hier wohl bemerkt zu werden, daß der ganze Flächeninhalt der vereinigten Staaten 62,500 Quadratmeilen beträgt, von denen 4,980 Quadratmeilen für die Gewässerfläche, und 21,462 Quadratmeilen für das noch unveräußerte Staatseigenthum, welches zur Tilgung der Nationalschuld bestimmt ist, abgerechnet werden müssen, da denn für die vereinigten Provinzen 36,058 Quadratmeilen zwischen dem 49sten und dem 30sten Grade der nordlichen Breite übrig bleiben *).

*) *Morse, American Geography, Elizabethtown,* 1789. 8. *p.* 35.

Diesen Seitenblick wird man uns um so viel eher verzeihen, da er zur Beurtheilung des künftigen Flors der neuen Welt einen so brauchbaren Maßstab giebt. Ein fruchtbares Land, größer als Frankreich, Spanien, Portugal, die Schweiz, die Niederlande und Deutschland zusammengenommen, in einem gemäßigten Himmelsstriche, von zahlreichen, schiffbaren, leicht zu verbindenden Flüssen und Seen nach jeder Richtung durchschnitten, mit vielen geräumigen sicheren Häfen versehen, reich an Produkten des Bodens, die unter gesitteten Menschen zu den allgemeinsten Bedürfnissen gehören, von drei Millionen (3,083,600) thätiger, unternehmender, arbeitsamer, Handel treibender, freier Bürger, Europäischer Herkunft und einfacher Sitten, bewohnt, deren Anzahl sich außerordentlich schnell vermehrt: welch ein Schauspiel verspricht es nicht unserem Welttheil und seinen Bewohnern, die auf dem langen Wege von der ursprünglichen Wildheit zur Kultur, sich durch die Greuel der Knechtschaft und der feudalischen Barbarei hindurcharbeiten mußten und manche unvertilgbare Narbe davon getragen haben, um ihre Brüder jenseits des Atlantischen Meeres in Stand zu setzen, dort anzufangen, wohin sie bis jetzt mehrentheils vergeblich strebten! —

II. Physische Beschaffenheit.

§. 8.

Wassersammlungen.

Man kann es nicht oft genug wiederholen, daß der Norden von Amerika ein wasserreiches Land ist, und von seinen unzähligen Flüssen und Seen den unterscheidenden Charakter entlehnt, der ihn vor allen anderen Ländern der alten und der neuen Welt besonders auszeichnet. In Europa ist Schweden nebst Finland, was diesen Punkt betrift, dem Lande, das wir beschreiben, noch am ähnlichsten; doch unterscheidet es sich theils durch seine höheren und steileren Gebirgsketten, theils durch seine Lage, die, Schonen aus-

genommen, größtentheils innerhalb des 60sten Grades der Breite eingeschlossen ist, theils endlich durch seinen verhältnißmäßig unbedeutenden Umfang. In Asien findet man zwar auch eine Kette von Landseen zwischen dem schwarzen und dem Ochotskischen Meere; jedoch in weiten Entfernungen hingestreuet. Von diesen ist der Kaspische See bei weitem der beträchtlichste, und hat zugleich die südlichste Lage. Der Aralsee, in geringer Entfernung gegen Osten, und nach jenem der größte, hing wohl unstreitig ehedem mit ihm zusammen; so wie einst vermittelst des Mäotis das schwarze Meer vermuthlich mit dem Kaspischen See zusammenfloß. Die kleineren Seen Telegul, Kabankulak, Schakurlik, Balchasch, Alnktugul und Kjurga führen von hier im Bogen hinaufwärts zum Saissan, durch den der Irtyschfluß seinen Lauf nach Tobolsk nimmt. Der Oleitusee, aus welchem der Selengosluß entspringt, der Tschintalas und der Kosogolsee liegen ebenfalls nordöstlich über einander nach dem weit größeren, noch nördlicher gelegenen Baikal hin, von welchem südöstlich einige andere kleinere Seen angetroffen werden. Allein, wenn man bedenkt, daß außer dem Kaspischen See, dem Aral und dem Baikal, die übrigen von unbedeutender Größe sind, und zwischen 40° und 50° N. Br. auf einer Strecke von fünf und siebzig Längengraden vereinzelt und ohne Verbindung liegen, so bedarf es keiner weitläuftigen Erörterung, um die Verschiedenheit zwischen Asien und Amerika in Absicht der Wassermenge darzuthun. Dazu kommt noch, daß der Aral und der Kaspische See, vielleicht auch einige von den kleineren, die ich eben nannte, ein stark gesalzenes Wasser enthalten, weshalb man es allenfalls entschuldigen kann, daß ein Landsee, wie der Kaspische, so oft ein Meer genannt worden ist, obgleich schon Aristoteles die Unschicklichkeit dieser Benennung getadelt hat.

Die Gewässer in Nordamerika hat die Natur mit so freigebiger Hand gespendet, daß sie, nach aller Wahrscheinlichkeit, eine Fläche von mehr als 15,000 Quadratmeilen bedecken. Der See Superior allein enthält 2,025 Qua-

dratmeilen, also beinahe den siebenten Theil dieser Größe. Bei dem ersten Blick in die Karte muß die Gruppe von fünf großen Seen jedem auffallen, die gleichsam zwischen beiden Küsten in der Mitte, jedoch der östlichen näher, zwischen 42° und 49° der N. Br. den großen Wasservorrath enthält, den der einzige St. Lorenzstrom dem Ocean zuzuführen scheint. Mehr als vierzig Flüsse, Bäche und kleinere Seen, worunter der Alemipigon oder Nipegon der vornehmste ist, stürzen ihre Fluthen in das große Becken des Sees Superior, des höchsten, größten, nordwestlichsten in dieser Gruppe. Sein reines klares Wasser besitzt eine der Luft ähnliche Durchsichtigkeit, so daß man bei stillem Wetter das ungeheure Felsenbett, worauf es ruhet, in einer Tiefe von mehr als sechs Klaftern mit allen seinen Unebenheiten deutlich erblickt. Dabei erzählt man von seiner Temperatur, daß in der Mitte des Sommers das Wasser eine Klafter tief unter der Oberfläche einen dem Gefrierpunkte nahen Grad der Kälte hat. Die Stürme, die hauptsächlich von Nordwesten her die furchtbarsten Wellen auf dem See erregen, kühlen die Luft, zumal an der Südseite des Sees, nachdem sie über seine ungeheure Wasserfläche hingestrichen sind, in dem bemerklichen Grade, daß daselbst gewisse Pflanzenarten nicht fortkommen und insbesondere der so genannte wilde Reis (Zizania aquatica?) keine reifen Samen trägt. Die Inseln dieses Sees, Isle Royale, Maurepas, Phelypeaux und Pontchartrain sind von beträchtlichem Umfange; die erstere ist gegen zwanzig Deutsche Meilen lang und an einigen Stellen wohl acht Meilen breit.

Der große, längliche, nach Süden hin bis zum 41sten Grade der Breite sich erstreckende See Illinois, der jetzt gewöhnlicher der Mischigan (*Michigan*) genannt wird, ergießt sich wenige Meilen südlicher als der See Superior, und mit diesem, in den Huronsee, welcher zweihundert Deutsche Meilen im Umkreise hält und ein nach Süden zugespitztes Dreieck bildet. Die Enge und die Fälle von St.

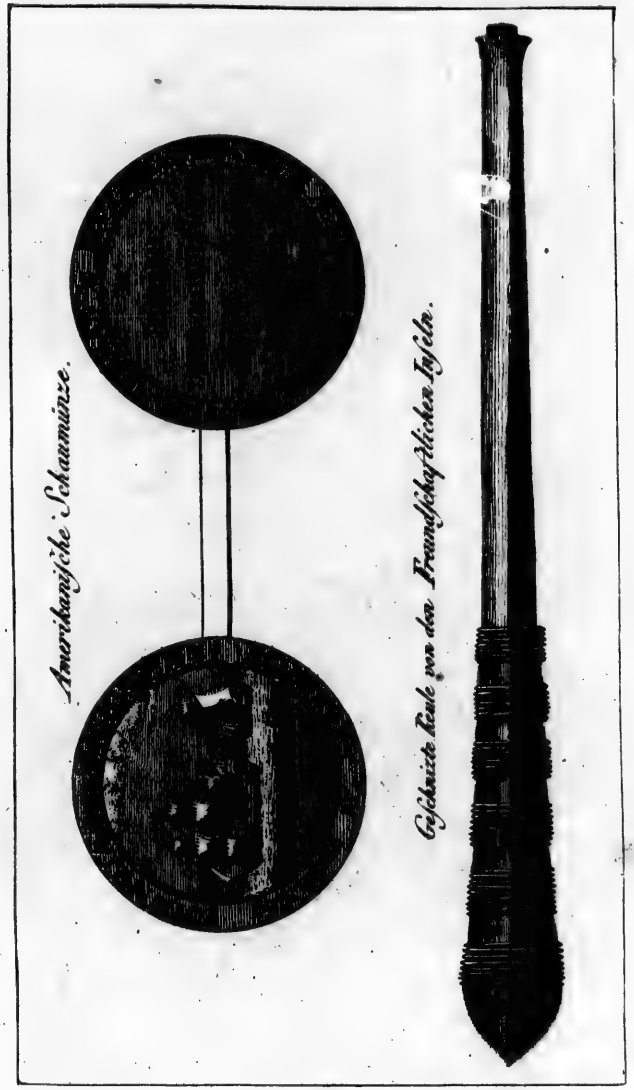
Marie bilden den Zusammenhang desselben mit dem Superior, die Straße Mischillimakinak hingegen den mit dem Mischiganse. Jene Fälle tragen beinahe mit Unrecht ihren Namen, indem sie in einem Kanot, wenn ein erfahrner Steuermann es führt, ihrer Abschüssigkeit ungeachtet befahren werden können; der Indianische Name der anderen Durchfahrt aber bezeichnete ursprünglich eine kleine Insel in ihrer Mitte, die einer Schildkröte an Gestalt ähnein soll, und deshalb von den Tschippewähs Mischillimakinak genannt worden ist. Der feste Posten dieses Namens, der Sammelplatz vieler südlichen, westlichen und nordwestlichen Stämme der Eingebornen, die dort mit den Rauchhändlern ihre Waaren umzusetzen pflegen, liegt auf einer Landspitze, in welche sich die hohe Ebene zwischen dem Huron- und dem Mischigan-See endigt. Eine lange schmale Insel erstreckt sich im Huronsee nahe am nördlichen Ufer von Osten nach Westen; sie ist den Indianern heilig, und heißt in ihrer Sprache Manitu-atin, der Aufenthalt der Geister.

Aus der Südspitze des Huron ergießen sich die vereinten Gewässer des Sees Superior und des Mischiganses durch den Huronfluß in den kleinen runden See St. Clara (*St. Claire*), der gegen zwanzig Deutsche Meilen im Umkreise hat und von ansehnlicher Tiefe ist. Unglücklicherweise erschwert den Waarentransport eine Sandbank, die seine Mitte ganz durchschneidet, und über welche kein beladenes Boot gehen kann. Unterhalb dieses Sees führt ein ruhiger, langsamer, tiefer Strom, Detroit, oder die Enge genannt, an dessen westlichem Ufer die Stadt gleiches Namens liegt, die Wassermasse weiter in den See von Oswego, der jetzt durchgehends Erie heißt.

Der Eriesee hat zwischen 41° und 43° N. Br. eine Länge von sechzig Meilen von Südwesten nach Nordosten, bei einer Breite von zehn bis zwölf, wo er am breitesten ist. Die Gewässer nehmen hier allmählich eine, ihrer bisherigen beinah entgegen gesetzte Richtung; denn der Fluß, durch welchen sie sich nunmehr in den See Ontario ergießen, kommt

aus der Nordostspitze des Eriesees, und geht in gerader Richtung nach Norden. Seine ganze Länge beträgt nur sechs bis sieben Deutsche Meilen; und etwa viertehalb Meilen nordwärts von dem Orte, wo er aus dem Eriesee hervortritt und fünfhundert Schritte breit ist, bildet er jenen bewundernswürdigen Wasserfall von Niagara, wo die Gewässer der vier oberen Seen unaufhörlich über einen senkrechten Abgrund von hundert und vierzig Fuß — ein Anblick von unnennbarer Größe! — hinunterrollen, und das brausende Getöse ihres Falles auf zehn Deutsche Meilen weit im Umkreise erschallen lassen. In der nächstfolgenden Strecke von anderthalb Meilen hat das Erdreich noch einen Abhang von hundert und funfzig Fuß, wodurch hier eine schnelle ungestüme Strömung über die zerstreueten Felsenstücke hin, im Flusse Niagara verursacht wird. Das Fort dieses Namens liegt bei seinem Ausfluß in den Ontario, am östlichen Ufer. Dieser länglichrunde See, kleiner als die bisher beschriebenen, indem er nur hundert und zwanzig Meilen im Umkreise hält, empfängt noch an der Südostseite durch den Oswegofluß die Gewässer des kleinen Onondagosees, und ergießt sich dann an seiner nordöstlichen Spitze in den Fluß Iroquois, der sonst, wie der Ontariosee, Cataraqui zu heißen pflegte und etwa vierzig Meilen weiter (bei der Stadt Montreal) den Namen des St. Lorenzflusses annimmt. Auf seinem nordöstlichen Laufe längs der ganzen Provinz Kanada nimmt er die Gewässer verschiedener Seen auf, die theils innerhalb der Gränzen der vereinigten Staaten, wie die Seen Champlain und George (ehedem St. Sacrement) theils Nordwärts, wie der Nipissing, der Temiskaming, der Beauharnois, der Schwan-, der St. Peters-, der St. John-, der Peritibi-, der Manikuagonsee, und andere mehr, an der Gränze von Labrador und dem Gebiete der Hudsonsbay-Kompagnie belegen sind.

Wenn man die Wassermenge berechnet, welche in diesen Seen enthalten ist, und damit vergleicht, was der ein-



Amerikanische Schaumünze.

Geschnitzte Keule von den Neuseeländischen Inseln.

ſige Kanal des St. Lorenzfluſſes davon in den Ocean ableiten kann, ſo ſcheint es außer Zweifel zu ſeyn, daß die Verdünſtung der Seen der Sammlung der Waſſertheilchen ziemlich das Gleichgewicht halten müſſe. Augenſcheinlich kann, weil der See Superior viel größer als die folgenden, niedriger gelegenen Seen iſt, nur derjenige Theil des Waſſers abfließen, welcher über dem *niveau* der Fälle von Ste. Marie liegt; allein es giebt nach aller Wahrſcheinlichkeit beträchtliche Vertiefungen in dem Boden des Sees, aus welchem folglich das Waſſer durch dieſen Weg niemals verrinnt. Daſſelbe gilt auch von den anderen Seen, und die Natur treibt alſo hier unaufhörlich ihr großes, dem Menſchen unerreichbares Werk, das Waſſer in Dünſte aufzulöſen, die Dünſte in Luft zu verwandeln, die Luft wieder zu zerſetzen und durch die Anziehungskräfte der Erde die Feuchte nochmals in jenen großen Behältern zu ſammeln!

Nordweſtwärts vom See Superior zwiſchen 50° und 59° der Breite ſehen wir eine zweite Anhäufung von friſchen Waſſern, wovon das Hauptreſervoir der große Winnipeg-See genannt wird, den die Franzöſiſchen Kanadier *Ouinipique* ausſprechen, und der in älteren Karten der große See der Aſſiniboils zu heißen pflegte. Seinem Flächeninhalte nach dürfte er in Amerika nur dem See Superior nachſtehen, ſo wie die durch ſchmale Landzungen von demſelben getrennten, weſtlicher gelegenen Seen, der Minitopa, der kleine Winnipeg, (ehedem Killiſtino oder Chriſtinaux) und der Cedernſee nach dem Ontario zu den größeren Seen gezählt werden müſſen. Der große Winnipeg verengt ſich um die Mitte, und bildet daſelbſt viele Inſeln, ſo daß die älteren Franzöſiſchen Pelzhändler wahrſcheinlich daher Anlaß genommen haben, dem oberen Theil einen beſonderen Namen zu geben und ihn den See Bourbon zu nennen. Mit der Hudſonsbay iſt er durch drei Kanäle, die aus an einander hängenden Flüſſen und Seen beſtehen, bei Fort York und Severnhaus in Verbindung. Seinem ſüdöſtlichen Ende führt der große, einem

schmalen Seeähnliche Fluß Winnipeg die Gewässer des Wälder- oder Waldsees (*Lac des Bois*) zu; dieser hängt wieder im Südosten mit dem langen Regensee (Lac la Pluye, *Rain-Lake*) zusammen, von dem eine Kette von unzähligen kleineren Seen bis in die Nähe des westlichen Ufers des Sees Superior führt, mit welchem sie jedoch keinen unmittelbaren Zusammenhang hat. Hier ist die Stelle, die bei allen Kanadischen Rauchhändlern unter dem Namen *Grand Portage*, oder des großen Trageplatzes, so berühmt ist, indem alle Waaren, womit man aus Kanada nach Nordwesten auf den Pelztausch zieht, hier mit den Kanots eine Strecke von zwei Deutschen Meilen über Land getragen werden, um sie auf die kleinen Seen, von diesen in den Regensee, und so allmählich weiter nach dem Winnipeg und den vor kurzem noch undurchdringenen Wildnissen im Nordwesten zu bringen. In dieser letzten Richtung hat man bereits eine sehr große Anzahl nahe an einander liegender Seen entdeckt, die zum Theil mit dem Winnipeg und dem Cedernsee in Verbindung stehen und wovon einige, z. B. der See Clair, von ansehnlicher Größe sind. Ein Fluß, welcher in die Nordwestspitze des Cedernsees tritt, verbindet ihn mit dem Pine- oder Fichtensee, an welchem Cumberlandhaus gelegen ist, und der an seinem südwestlichen Ufer einen großen aus Südwesten kommenden Strom, den großen Pasquia, aufnimmt. In diesen fällt von Westen her ein anderer ansehnlicher Fluß, der Sask-aschawan, an welchem, wie bereits erwähnt worden ist, die Hudsonsbay-Kompagnie ihre westlichsten Posten in dieser Gegend, das Hudsonshaus und das Manchesterhaus angelegt hat.

Der große Sklavensee, von dem wir schon mehrmals gesprochen haben, kann als der Hauptbehälter des frischen Wassers in der noch nördlicheren Gegend von Amerika, zwischen 60° N. Br. und dem Eismeer, angesehen werden. Seine noch nicht genau bestimmte Größe ist gleichwohl bekannt genug, um ihn unmittelbar mit dem Winni-

regsee in eine Klasse, und nur dem See Superior nachzusetzen. Seine größte Ausdehnung geht von Westen nach Osten, ein wenig nordöstlich, und gegen Norden bildet er einen großen Busen, der einen ansehnlichen Fluß aufnimmt und westwärts von diesem sich noch in eine vierzig Seemeilen tiefe Bay verlängern soll. Aus seiner Südwestspitze geht der bereits beschriebene große Mackenzies-Fluß hervor, welcher nach einem mehr als zweihundert Deutsche Meilen langen Lauf ins Eismeer fällt. Dagegen empfängt er an seiner Südostspitze den großen Sklavenfluß, der eigentlich nur eine Verlängerung des Arathapeskow-Flusses heißen sollte, indem dieser letztere von seinem Ursprung in ungefähr 55° N. Br. nach Norden steigt, in den Arathapeskow-See an dessen westlichem Ende tritt und dann seiner Mündung gerade gegenüber wieder in derselben nördlichen Richtung unter dem Namen des Sklavenflusses seinen Lauf nach Norden fortsetzt. Der Arathapeskow-See, den man auch Ayabaska nennt *), wiewohl er ungleich kleiner ist, als man ihn noch vor kurzem ausgegeben hatte, gehört dennoch zu den größeren Amerikanischen Seen. Er erstreckt sich von Westen nach Osten, wo er noch mit einigen anderen Seen, zusammenhängt. Die vielen beträchtlichen Seen, die Hearne auf seiner merkwürdigen Reise nach dem Eismeer berührte, die theils nördlich, theils östlich vom Sklavensee liegen, stehen zum Theil mit diesem letzteren in Verbindung. Auch fällt ein dritter großer Fluß, der Cloweyfluß, aus der östlichen Gegend, unweit der Mündung des Sklavenflusses, in diesen See. Die Quellen des Dubant- (Doobaunt) Flusses, welcher in den großen See dieses Namens fällt, liegen von denen des Cloweyflusses nicht weit entfernt, wenigstens wird die Kommunikation, vermittelst der dazwischen befindlichen Gewässer, bis auf einige Trageplätze, sehr erleichtert; und da der Dubantsee wahrscheinlich durch den Chesterfields Einbusen mit der

*) Arrowsmith hat diese letztere Benennung in der neuen Ausgabe seiner Karte vorgezogen; auf der unsrigen ist die erstere beibehalten.

Hudsonsbay zusammenhängt, so ist auch hier dem Rauchhändler ein Weg ins Innere geöffnet.

Nach der Analogie des bereits entdeckten Striches im nördlichsten Amerika, nach der Beschaffenheit der Küsten um Repeansund und Fishughsund, wo alles offenbar die Anwesenheit großer Flüsse verräth, läßt sich mit einem hohen Grade der Wahrscheinlichkeit folgern, daß auch die noch unbekannten Gegenden in Westen und Norden dereinst großen Ueberfluß an frischen Gewässern zeigen werden. Die Ostküste der Hudsonsbay und das ganze Labrador weichen darin von der Beschaffenheit des übrigen Nordens von Amerika nicht ab. Der Miskassins-See und der See Atschi-Kunipi sind hier die großen Wasserbehälter, mit denen eine Menge kleinere im Umkreise verbunden sind. Von Grönland und den übrigen Polarländern ist uns das Innere gänzlich unbekannt; allein hier lassen die besondere Lage zwischen zwei großen Meeresflächen, die große Nordische Kälte und die Höhe der Gebirgsrücken allerdings eine verschiedene Beschaffenheit vermuthen.

§. 9.

Gebirge.

Grönland scheint nach aller Beschreibung ein hohes felsiges Alpenland zu seyn, auf dessen über einander gethürmten, schroffen Gebirgsrücken ewiger Schnee sich häuft, und ungeheure Eismassen die Thäler füllen. Nur an den westlichen Seeufern, längs der Baffinsbay bis etwa zum 70sten Grade der Breite, findet man im Sommer das niedrige Land von Eis und Schnee entblößt; doch liegen auch hier die unermeßlichen Gletscher zwischen den Gipfeln hoher Alpengebirge, und drohen durch alljährliche Zunahme, bald, wie auf der gegenüber liegenden Ostküste, das noch bewohnbare Land zu bedecken. Wo dieses Gebirge sich gegen Norden verliert, ist uns noch unbekannt; eine in den Seekarten fortgepflanzte Tradition erwähnt in 74° N. Br. eine Ansicht des östlichen Grönlands vom Jahr

1665, wo die Höhen von Schnee entblößt waren und die Witterung milde gewesen seyn soll. Nach dieser Angabe zu schließen, können die Berge hier nur von unbedeutender Höhe seyn, und vielleicht ist dies mit dem ganzen übrigen Polarlande und der Küste des Eismeers in Amerika der Fall. Die allgemeine nautische Bemerkung, daß die Tiefe des Meeres sich mehrentheils wie die Höhe der Küsten verhält, scheint diese Muthmaßung einigermaßen zu bestätigen; denn im Norden über der Behringsstraße, und auf der Amerikanischen Seite des Kamtschatkischen Meeres ist die Tiefe des Wassers sehr gering, und die Küsten erheben sich nur in flachen Sandhügeln. Auch Hearnes und Mackenzies Entdeckungen geben Beweise von der unbedeutenden Höhe der dortigen Gebirge. Sie fanden überall Wohnsitze der Menschen, überall jagdbare Thiere, und bis zum 68sten Grade der Breite noch Bäume.

In der physikalischen Beschreibung desjenigen Theils von Nordamerika, der die vereinigten Staaten und die hier in nähere Betrachtung gezogenen Nordwestgegenden enthält, kann überhaupt die eigenthümliche Beschaffenheit der Gebirge, neben der außerordentlichen Wassermenge, für den zweiten charakteristischen Zug gelten. Sowohl die Bergrücken, die sich von der Mitte des Landes Labrador nach dem St. Lorenzfluß und rund um Jamesbay nordwärts über den See Superior hinziehen, als die vom Kap Rosieres in Neu-Braunschweig anfangende, längs dem südlichen Ufer des St. Lorenzflusses, und sodann an der Ostseite des Sees Champlain und des Hudsonsflusses fortsetzende Reihe, besteht verhältnißmäßig aus kleinen, selten über funfzehnhundert Fuß hohen und größtentheils weit niedrigeren Bergen und Hügeln. Selbst jene große Kette von Gebirgen, die sich in mehreren hinter einander liegenden Rücken zwischen dem Atlantischen Meere, dem Mississippistrom und den fünf großen Seen erstrecken, denen man emphatisch den Namen eines Rückgraths der vereinigten Staaten gegeben hat, die aber sonst auch mit der allge-

stein angenommenen Benennung der Alleghenny-Gebirge bezeichnet werden, selbst diese sind nicht unordentlich hingestreuet, oder in hohe zackige Spitzen und Zinnen, wie die Alpen, zerrissen, sondern bilden regelmäßige Wälle, deren Abhang sich allmählich verflächt und deren senkrechte Höhe selten dritthalb tausend Fuß übersteigt. Dies ist auch der Fall mit den nordwestwärts gelegenen Bergen zwischen den Gewässern, die mit dem Winnipegsee in Verbindung stehen, und zwar, die nach dem Arathapeskow- und dem Sklavensee ihren Zug haben. Es ist auch keineswegs wahrscheinlich, daß in dieser mittleren Region von Nordamerika noch irgendwo ein höherer Gebirgspunkte entdeckt werden könne, indem der gemeinschaftliche Entstehungsort der größten Flüsse dieses Landes unfehlbar auch die höchste Gegend desselben bezeichnen muß. Nun entspringt aber, wie wir gesehen haben, der St. Lorenzfluß aus dem See Superior, der Mississippi etwa dreißig Meilen westwärts von demselben, und der Oregan nur wenige Meilen weiter; die Flüsse Nelson oder Bourbon, Severn und Churchill nicht zu rechnen, die, indem sie aus dem Winnipeg und den damit verbundenen Seen abgeleitet sind, ebenfalls von jener gemeinschaftlichen Höhe ihre Quellen erhalten. Es verdiente die Aufmerksamkeit eines einsichtsvollen und mit Scharfsinn begabten Ovographen, der zugleich in jeder anderen Beziehung Physiker wäre, hier die besonderen Umstände in Erwägung zu ziehen, wodurch dieses wasserreiche Plateau sich von den höheren Gebirgspunkten unseres Welttheiles auszeichnet, und zu untersuchen, welchen Einfluß diese eigenthümliche Beschaffenheit des Nordens von Amerika auf sein Klima und seine Erzeugnisse haben könne.

Die Nordwestküste, oder was wir hier unter dem Namen Neu-Albion verstehen, scheint, wenigstens vom 37sten Grade der Breite an, mit höheren Gebirgen besetzt zu seyn. Der Berg Edgecumbe, der Berg Fairweather, der Berg St. Elias und die Gebirge, welche um Prinz Wilhelms Sund und um den Cooksfluß liegen, ha-

ben jene schroffere pikähnliche Gestalt, wodurch sich die höchsten Alpen unseres Welttheils auszeichnen, und wenn man die Entfernung, in welcher sie über dem Horizonte sichtbar sind, in Erwägung zieht, unstreitig auch eine beträchtliche Höhe. Vielleicht also läßt es sich als wahrscheinlich annehmen, daß die Fortsetzung der mächtigsten Gebirgskette des Amerikanischen Welttheils sich von Mexiko nordwärts längs der westlichen Küste hinaufzieht. Allein verhältnißmäßig gegen die Andes oder unsere Alpen, oder die Kaukasischen und die Tibetanischen Gebirge bleibt im Ganzen genommen jene nordwestliche Kette von einer sehr untergeordneten Höhe. Eine wichtige Bemerkung für den Geologen ist hier noch anzuführen übrig; im ganzen Norden von Amerika findet man nirgends eine Spur des Vulkanischen Feuers und seiner Wirkungen, bis man in den Cooksfluß kommt und dort auf dessen westlichem Ufer einen feuerspeienden, kegelförmigen Berg erblickt. Die Kette der Inseln, welche von der Halbinsel Alaska an, das Kamtschatkische Meer gleichsam verschließen, und die gegenüber liegende Halbinsel Kamtschatka selbst auf der Asiatischen Seite, gehören schon mehr zum Plutonischen Reich. So liegt auch auf der Nordostseite Island mit seinen Vulkanen in der Nähe von Amerika.

Bei der unbedeutenden Höhe der Gebirge und ihrer sanfteren Verflächung bleibt in dem großen Lande, welches wir hier übersehen, der größte Theil der Oberfläche den bewohnbaren Thälern, den Ebenen, den unabsehlichen Wiesen an den Ufern der Flüsse, den Sumpfgegenden und Niederungen zugemessen. Die Gegend um die fünf großen Seen ist eine erhabene Bergfläche, oder Platteform, (*plateau*) welche über alle benachbarten Gebirgsrücken hinausragt, und von welcher sie eigentlich nach verschiedenen Richtungen ausgehen. Ihre verhältnißmäßig geringe Höhe, ihr Wasserreichthum, ihre Lage in dem gemäßigten Erdstrich zwischen 40° und 50° der Breite, ihr üppiger, stolzer, mannichfaltiger Pflanzenwuchs machen sie zum Lieblings-

aufenthalt verschiedener Gattungen von Thieren, und zugleich der zahlreichsten und mächtigsten unter den eingebornen Menschenstämmen. Schaut man von ihrer Höhe nach Süden hinab, so sieht man längs dem Laufe des Illinois, des Wabasch, des Ohio, des Schawano und Tscherokiflusses, welche sämmtlich von Osten her in den Missisippi fallen, ein unermeßliches, zum Anbau reizendes, mit allen Bedürfnissen des Lebens reichlich versehenes Wiesenland, in dessen Wäldern unzählige Heerden von wilden Rindern und Rehen umherstreifen, wo die Biber an den Ufern der Bäche ihren kunstreichen Bau vollführen, wo die Gattungen des wilden Geflügels in endloser Verschiedenheit des glänzendsten Gefieders die Wipfel der Bäume bevölkern, und ein mildes Klima den Herrn der Schöpfung anlockt, sich einen Wohnsitz zu wählen, und in der Anwendung seiner Kräfte auf ein fruchtbares Land den reinsten Genuß, dessen er fähig ist, einzuärndten. Hier ist es, wo die Republik der vereinigten Staaten 220 Millionen Morgen Landes, zu künftigen Niederlassungen bestimmt, gegen Erlegung eines geringen Ankaufspreises den neuen Ansiedlern überläßt, und wo sie ihren in dem Kampf um Unabhängigkeit verdient gewordenen Heeren ein Eigenthum zur Belohnung angewiesen hat. Das Verkehr mit den Spanischen Kolonieen am jenseitigen Ufer des Missisippi und an dem Meerbusen von Mexiko, welches bald den unmittelbaren Handel nach den Westindischen Inseln erzwingen wird, bietet diesen neuen Anlagen die sicherste Aussicht auf einen schnellen Zuwachs von Macht und Bevölkerung und dauerhaften Wohlstand dar.

Nordostwärts von der großen Bergebene erstrecken sich die des Anbaues fähigen Länder zu beiden Seiten des St. Lorenzstroms; minder reich und üppig zwar, als an jenen von der Natur begünstigten Gestaden des Ohio, dessen Name schon vom unwiderstehlichen Eindruck des Schönen auf die Empfindung selbst des rohen Indianers

zeugt,*) — aber gleichwohl noch ergiebig genug, um die Mühe des Pflanzers mit Ueberfluß zu belohnen. — Im Westen scheint ein unermeßliches Thal den Oreganfluß zu begleiten, und wahrscheinlich erweitert es sich zu großen Ebenen, ehe dieser Strom das westliche Meer erreicht. — Hingegen nach Nordwesten hin verräth die Zahl und Lage der Seen, nebst dem Laufe der Flüsse, daß in dieser Richtung die große Bergebene mit geringen Abänderungen ihrer Höhe bis jenseits des Sklavensees fortsetzen muß, und diese erstaunliche Verlängerung derselben erklärt zugleich die sonst unbegreifliche Kälte des Nordwestwindes, die besonders auf das Klima der am Atlantischen Meere belegenen, mittleren Provinzen einen so nachtheiligen Einfluß hat.

§. 10.

Amerikanische Kälte.

Es wäre sicherlich für die Gränzen dieses Aufsatzes ein viel zu weit umfassendes Unternehmen, die Ursachen der verschiedenen Erscheinungen, wodurch sich der neue Welttheil von dem unsrigen auszeichnet, aufsuchen und aus einander setzen zu wollen. In den meisten Fällen würden uns überdies die unüberwindlichsten Schwierigkeiten an der Erreichung unserer Absicht hindern, da die Thatsachen, worauf sich eine jede Untersuchung dieser Art gründen muß, noch so vielem Widerspruch unterworfen sind. Alles, was wir also thun können, wird darin bestehen, über die allgemeine Beschaffenheit des Amerikanischen Nordens das Zuverlässigste auszusondern, um es unseren Lesern hier vorzulegen und ihnen zugleich die Anwendung davon zu überlassen. Anstatt also zu untersuchen, in wiefern die Abwesenheit der Vulkane, wovon wir vorhin gesprochen haben, dort zur Hervorbringung einer verhältnißmäßig weit größeren Kälte mitwirken könne, wollen wir uns begnügen

*) Ohio heißt der Schöne.

dieses Phänomen zuerst in nähere Betrachtung zu ziehen und aufs Reine zu bringen.

Alle Entdecker und Ansiedler von Nordamerika bemerkten bald, daß daselbst unter gleichen Graden der Breite eine weit strengere Kälte, als in unserm Welttheile, herrschte. In Kanada, in Neuschottland, in Neufundland südwärts vom 50sten Grade der Breite, erstarren die größten Flüsse, selbst der St. Lorenzstrom, des Winters mehrere Monate hindurch mit mehr als Klafterdickem Eise; indeß in Frankreich und Deutschland unter gleichen Graden der Breite der Winterfrost im Durchschnitt weit gelinder ist. In Pensylvanien sogar, dessen Hauptstadt unter 40° der Breite liegt, ist die Kälte des Winters so strenge, wie bei uns im 50sten Grade. Geht man aber noch weiter nach Norden, an die Küste Labrador und die Ufer der Hudsonsbay, die mit dem nördlichen Deutschland und den Brittischen Inseln in gleicher Breite liegen, so findet man ein trauriges Klima, einen Boden der zum Anbau schlechterdings unfähig ist, und einen Grad des Frostes, wobei die stärksten geistigen Getränke sogar in geheizten Zimmern gefrieren. Etwa hundert Meilen weiter gegen Norden, in Grönland, liegt ewiges Eis längs den Küsten und auf den Gebirgen. Aus diesen Angaben erfolgte nunmehr der Schluß, daß Amerika überall weit kälter als Europa unter gleichen Graden der Breite sey; allein uns kommt es dennoch so vor, als ob in dieser allgemeinen Ausdehnung des Satzes einige Uebereilung liege. Das Innere von Nordamerika jenseits der Alleghenny-Gebirge genießt ein ungleich milderes Klima, als die Ostküste unter einerlei Polhöhe. Der wilde Reis (*Zizania*), der, wie gesagt, am südlichen Ufer des Sees Superior nicht reifen will, wächst häufig und bringt reifen Samen oberhalb des Winnipeg, beinahe fünf Grade weiter gegen Norden. So viel hängt von besonderer Lage und lokalen Umständen ab. Hearne und Mackenzie fanden auf ihren Reisen die Länder des Inneren bis zum 68sten Grade mit Waldung bedeckt, und weiter erstreckt sie sich auch in unserem Welttheil nicht.

Die

Die Westküste endlich, oder Neu-Albion, soll nach dem Zeugniß der älteren sowohl als der neuesten Entdecker, ihrer höheren Gebirgsketten ungeachtet, ein sanfteres Klima als die Ostküste genießen. Diese Verschiedenheit zwischen den zwei entgegengesetzten Küsten eines Welttheils findet auch in dem unsrigen Statt. In Ochotsk unter dem 60sten Grade der Breite sieht man zuweilen die Sonne nicht drei oder viermal in einem Sommer; keine Art von Anbau ist daselbst möglich, und die Winterkälte, die bis in den Mai fortdauert, bedeckt den Hafen und den ganzen Meerbusen mit Eis. Noch ungleich südlicher, bis an die Chinesische Mauer, gestattet der Himmelsstrich keinen Kornbau, und in Peking selbst, das mit Philadelphia und mit Toledo in 40 Graden der Breite liegt, ist der Winter außerordentlich strenge. Die Ursache dieses Unterschiedes zwischen der Temperatur der östlichen und westlichen Küsten sey welche sie wolle, so ist wenigstens das Faktum so beschaffen, daß es den anfänglich so auffallenden Unterschied zwischen der Temperatur beider Welttheile merklich vermindert. Allerdings bleibt zwar, auch wenn man diesen Punkt erwägt, ein Unterschied des Himmelsstriches zum Vortheile von Europa noch übrig; allein hier treten nun so viele Ursachen ein, von denen keine für sich hinreichend wäre, das Phänomen zu erklären, die aber zusammengenommen mehr als hinreichend zu seyn scheinen, es wirklich hervorzubringen. Dahin gehören die ungeheure Menge Wassers, welche die Luft sehr feucht erhalten muß; die flache Beschaffenheit des höheren Landes, auf welchem die kalten Nordwestwinde ungehindert fortstreichen können; die Menge der Wälder, der Mangel der Einwohner und des Anbaues; endlich und zuletzt, auch ohne zu spotten, die gänzliche Abwesenheit eines vulkanischen Herdes. Vielleicht also, wenn die Kultur hier große Fortschritte macht, wenn neue Niederlassungen nach allen Seiten hin angelegt werden, wenn das Menschengeschlecht sich von drei bis zu einigen hundert Millionen vermehrt, wenn die Wälder ausgerottet sind, wenn die umgepflügten

Aecker ausdünsten können, wenn die Seen aus Mangel an Zufluß und Anziehungskraft allmählich austrocknen — dann ändert sich das Klima von Amerika und wird dem unsrigen ähnlicher, so wie das unsrige vor zweitausend Jahren nicht nur dem jetzigen Amerikanischen an Kälte glich, sondern auch die Thiere hervorbrachte, die gegenwärtig nur dem erstarrten Norden eigen sind. Es kann indessen auch seyn, daß die besondere Gestalt der Länder in Amerika und ihre relative Lage, auf ihren Himmelsstrich einen gewissen Einfluß hat. Unstreitig wäre Neufundland als Insel nicht so kalt, wenn Labrador ihm nicht unmittelbar zur Seite, und Grönland im nahen Norden gegenüber läge; unstreitig wirken auch die tiefen Busen der Baffins- und der Hudsonsbay zur Mittheilung einer kalten Temperatur, vermittelst der darüber hinstreichenden Winde.

§. II.

Produkte des Mineralreichs.

Das Innere von Nordamerika ist in Absicht der Bestandtheile seiner Gebirgsmassen noch ein unerforschtes Land. Theils die gänzliche Unbekanntschaft der wenigen Kaufleute, die jene großen Einöden durchwandert haben, mit den Körpern des Mineralreichs, theils auch die Schwierigkeit, in einem überall mit Pflanzen und Bäumen bekleideten Lande solche Stellen anzutreffen, wo die Schichten und Gebirgslager genau erkannt und unterschieden werden können, wird vielleicht noch lange Schuld seyn, daß in diesem Theile der Gebirgslehre eine große Lücke bleibt. Ein paar allgemeine Bemerkungen, die ich hier aufzeichnen werde, sollen daher nicht sowohl von der wirklichen Beschaffenheit der Nordamerikanischen Gebirge Rechenschaft geben, als vielmehr künftige Mineralogen auffordern, sie zu bestätigen oder zu berichtigen und zu ergänzen. Im höchsten Norden, z. B. in Grönland und in den hohen, schroffen Felsengebirgen an der Küste Neu-Albion und am Cooksfluß dürften wahrscheinlich Granit

und Schiefergebirge von der ältesten Entstehung zu suchen seyn. Asbest und Amianth werden uns häufig von Neugrönland zugeführt, und als Schiefergebirge scheint Cook die Bergart um Nutkasund zu beschreiben. Nach Kalms Berichten ist in Kanada eine aus Quarz, Glimmer und Kalk gemischte Felsart, folglich ein Gemenge von verhältnißmäßig späterer Entstehung, häufig anzutreffen. Labrador enthält unstreitig dem Granit verwandte Gebirge, wie sich aus einigen Worten, die Curtis in seiner Beschreibung fallen läßt, und aus dem Feldspath ergiebt, der wegen seines schönen, schillernden Glanzes so bekannt geworden ist. Bereits in den ältesten Reisebeschreibungen finde ich eine Spur, daß dieser so genannte Labradorstein auch in dem Meerbusen Fundy, zwischen Neuschottland und Neuengland, drei Viertelmeilen weit von der Insel Menan, eine Klippe bildet, die mehrentheils vom Wasser bedeckt ist. Ihr Entdecker, de Razilly, hielt sie zwar für ächten Lasurstein; allein ein solcher Irrthum ist einem Abentheurer von seiner Art verzeihlich, und war es vor hundert und funfzig Jahren noch mehr als jetzt.

Von Neufundland an über Kap Breton und Neuschottland bis in die mittleren vereinigten Staaten erstrekken sich Schiefergebirge von einer späten Entstehung mit unermeßlichen Kohlenflötzen vermischt. Alle die verschiedenen Rücken und Zweige des großen Alleghenny-Gebirges bestehen aber aus Quarzfels und darüber geschichtetem Sandstein, an deren Verflächungen die Kalk-, Schiefer- und Kohlenflötze aufsitzen. In allen diesen Gebirgen sind Eisen und Kupfer die gewöhnlichsten und häufigsten Metalle; Blei wird ungleich seltener angetroffen, und von den so genannten edlen Metallen hat man, so viel ich weiß, noch keine Spur. Alles, was man in Gebirgen von später Entstehung anzutreffen pflegt, Pflanzenabdrücke und Petrefakten, Steinöl, Kohlen, Schwefel, Mittelsalze, phosphorsaures Eisen, Marmorarten, u. s. w. besitzen die vereinigten Staaten an verschiedenen Stellen zwischen den Alleghenny-

Gebirgen und dem Atlantischen Meere. Kochsalz, oder wenigstens zahlreiche Salzquellen liegen an der entgegengesetzten Westseite dieser Gebirge zwischen dem Ohio und Missisippi, und werden bereits in dem neuen Staate Kentucky von den Kolonisten gradirt und benutzt.

Unstreitig aber scheint von allen Metallen im Norden von Amerika das Kupfer am häufigsten vorhanden und am allgemeinsten verbreitet zu seyn. Der Gebrauch des Eisens war den ursprünglichen Einwohnern jenes Welttheils gänzlich unbekannt; dagegen hatten sie überall das in Menge zu Tage liegende gediegene Kupfer zu mancherlei Werkzeugen, Geräthen und Zierrathen angewandt. Hearne fand noch Kupferberge am Rande des Eismeeres im 71sten Grade der Breite; Carver und andere Pelzhändler entdeckten erstaunlich große Massen dieses Metalls theils am südlichen Ufer des Sees Superior, theils auf den darin befindlichen Inseln. Meares erwähnt großer Klumpen von Kupfer, die er in den Händen der Einwohner des Nutkasundes, und nach ihrer Aussage aus dem Inneren des Landes geholt, erblickte. Endlich erstreckt sich die kupferreiche Gegend auch bis in die Nähe von Kamtschatka, wie die davon benannte Kupferinsel (Mednoi-Ostrow) beweiset. Auch in der alten Welt kannte man den Gebrauch dieses Metalls unstreitig schon lange, ehe noch die Kunst in Eisen zu arbeiten erfunden ward. Die Natur bietet Kupfer häufig in seinem gediegenen, dehnbaren Zustande dar; das Eisen hingegen, zufällige Ausnahmen nicht gerechnet, ist überall verkalcht und nicht ohne Zusatz von brennlichen Stoffen zur Metallität zurückzuführen. Es erforderte also einen nicht geringen Grad der Kultur und der durch sie allein zu erlangenden Entwickelung der Geisteskräfte, um in der Schmelzkunst auch nur so weit fortzuschreiten. — Von den Mineralien der westlich und nordwestlich vom See Superior liegenden Länder ist übrigens nicht das mindeste bekannt. Die Indianer sprechen von felsigen Gebirgen (*rocky mountains*) nordwärts vom Oreganfluß, und einer von ihnen

hat auf einer Karte die so genannten Berge von glänzenden Steinen (*Mountains of shining stones*) angedeutet, die vielleicht Quarzkristall und Glimmer von glänzender Metallfarbe enthalten. Auch Mackenzie fand an seinem Fluß einen Berg mit solchen glänzenden Steinen; allein schon diese unbestimmten Ausdrücke verrathen zur Genüge, wie wenig wesentliches Licht sich für die Wissenschaft aus diesem täuschenden Schimmer sammeln läßt.

§. 12.

Pflanzenwuchs.

In den leblosen Gestalten des Mineralreiches bleibt die Natur einförmiger und sich selbst überall ähnlicher, als im organischen Pflanzengebilde oder in den unzähligen Formen des Thierreichs. Die Zahl der chemischen Grundstoffe ist beschränkt, ihre möglichen Zusammensetzungen lassen sich berechnen; diese aber sind nicht in gleicher Menge vorhanden, sondern neben einigen seltenen Mischungen giebt es andere, die in allen Weltgegenden häufig anzutreffen sind und deren geringe Modifikationen eben darum weniger Eindruck machen, weil die Einförmigkeit großer Massen das Auge und den Geist ermüdet. Weit sichtbarer ist die Verschiedenheit der einem jeden Lande zugetheilten Naturkräfte in den charakteristischen, ihrem Urbilde stets getreuen Formen der Pflanzen und Thiere. Entfernung, Lage, Klima setzen hier Unterschiede fest, die nur der Mensch auf der höchsten Stufe seiner Bildung wahrnehmen, untersuchen und durch seine künstlichen Vorkehrungen gewissermaßen wieder abändern kann, indem er die Erzeugnisse aller Welttheile um sich her versammelt.

Amerika, auch sogar dessen nördliche Hälfte, ist in Absicht seines Pflanzenreichthums von Europa gänzlich verschieden. Seine Wälder prangen mit Nadelhölzern, die mit den unsrigen nur eine entfernte Aehnlichkeit verrathen; unter den dortigen Laubbäumen haben viele bei uns nicht einmal eine verwandte Gattung; die Stauden, die

Kräuter, die Blumen, die Farrn und Moose sind dem Beobachter, der nur Europäische Pflanzen gesehen hat, völlig fremd und unbekannt. Mit Recht erstaunt unser Geist, mit Recht versinkt er in stille Bewunderung bei diesem Anblick, der von einer uns unbegreiflichen, unser ganzes Fassungsvermögen weit übersteigenden Kraft und Wirksamkeit der Natur Zeugniß giebt, wodurch einst auf der Grundlage von harten, leblos zusammengehäuften mineralischen Substanzen das Heer der organischen Wesen, mit unendlicher Fortpflanzungskraft begabt, hervorging. Es ward — was bis dahin noch nicht gewesen war, und diese Kraft des Werdens erfüllte den Erdball; denn wohin wir uns wenden, in jedem engen Bezirk, erblicken wir Pflanzen und Thiere, die nur für ihn geschaffen, die nirgends außer ihm zu finden sind, und oft sogar an keinem anderen Orte leben können.

Wie ein Sonnenstäubchen entstehe, begreifen wir nicht; wir fassen es nicht, nach welchen Gesetzen die Elemente sich zu Weltkugeln ballten; es bleibt uns unergründlich, wie Kalk und Thon und Eisen, überall so reichlich gespendet, aus der Verbindung ihrer Grundstoffe wurden, und wir erblicken mit heiligem Schauer den Abgrund zwischen zweien Welten, von denen eine uns verborgen ist, so oft wir uns das Erste Werden der organischen Schöpfung versinnlichen wollen. Nur diese einzige Vorstellung bleibt uns übrig; wie einst an tausend Millionen Punkten zugleich eine solche Mischung der Elemente entstand, wodurch die Formation der Mineralien möglich und wirklich ward, so kam ein Zeitpunkt, wo jene anderen Kräfte, von denen die organische Bildung abhängt, überall in Wirksamkeit geriethen. Die Oberfläche der Erde bedeckte sich mit Gräsern, Kräutern und Bäumen, und auch im Pflanzenreiche wurden gewisse Formen — nach menschlicher Weise zu reden — von der Natur leichter hervorgebracht; Tausende von diesen sproßten in verschiedenen Punkten des Erdreichs auf, für Eine, die ihr Entstehen einer bloß

lokalen Modifikation verdankte. Vereinzelt konnten wenigstens weder Thier- noch Pflanzenarten stehen, sonst wäre die organische Schöpfung im Augenblick ihres Werdens verschwunden. Den Zeugungskräften, der Unerschöpflichkeit, dem Reichthume der Natur ist das einfache, erhabene Bild des Unbegreiflichen angemessen: „Die Erde lasse „aufgehen Gras und Kraut, das sich besame nach seiner „Art" — und weiter: — „es errege sich das Wasser mit „webenden und lebendigen Thieren!" —

Wenn nun in den Wäldern von Kanada im Schatten jener einheimischen Bäume, die jedem anderen Erdboden fremd sind, hin und wieder einige Pflänzchen aufsprossen, (*Linnaea borealis*, *Pyrola rotundifolia*, *Arbutus uva ursi*, *Myrica Gale*) die auch im Norden von Europa angetroffen werden; was nöthigt uns, sie von den Wesen ihrer Art in unserem Welttheil abstammen zu lassen? Was hindert uns zu glauben, daß dieselbe unbekannte Energie, wodurch gerade diese Formen bei uns sich erzeugten, einst auch jenseits des Atlantischen Meeres wirksam gewesen sey? Welch einen Vorzug haben die Schwedischen und Deutschen Heiden vor den Kanadischen, daß, wenn auf beiden einerlei Pflanzen sich unter verschiedenartigen eingemischt finden, wir die Amerikanischen von Europäischem Samen herleiten sollten? Unstreitig ist es nicht schwerer, sich zu denken, wie in Kanada ein Wintergrün (*Pyrola*) zwischen den Wurzeln der Weymouths-Kiefer oder der Sprostanne und durch dieselbe Kraft mit diesen, als wie es in Deutschland unter den gemeinen Kiefern und Weißtannen und durch dieselbe Kraft mit diesen, zuerst hervorgehen konnte. Wo die Natur es vermochte, den Erdboden mit Millionen Weymouths-Kiefern, Weißcedern, Sprostannen zu schmücken, konnte es ihr ein leichtes seyn, zugleich andere Pflanzengestalten zu bilden, die, vermöge einer völligen Aehnlichkeit der Umstände, auch in unserem Welttheil entstanden. Die scholastische Grübelei, die in einem dunkeln Zeitalter, aus Unkunde der im äußeren Sinne gegebe-

nen Welt, auf halbwahre einseitige Beobachtungen allgemeine Gesetze zu gründen sich erkühnte, hat mit dem Satze der Sparsamkeit in der Natur, dem man eine bloß relative Zulässigkeit wohl gönnen kann, die Verwirrung gestiftet, die wir hier bestreiten. Wie die Natur von Einer Seite sparsam und einfach genannt werden darf, so ist sie auch in einer anderen Hinsicht verschwenderisch und von unendlicher Mannichfaltigkeit. Wer im Frühling einen Obstbaum mit Blüthen überschüttet sah, wovon unmöglich der zehnte Theil Frucht ansetzen kann — wird der noch an dem üppigen Ueberflusse zweifeln, den die Natur nicht zu achten scheint, um ihres Zweckes gewiß zu seyn? Der Drang ist bewundernswerth, womit sich alles Elementarische bestrebt, Gestalten anzunehmen; auch scheint es fast, daß, wie die Urstoffe der Natur zu höherem Leben gradirt sind, dieses Bedürfniß nur desto dringender werde. Ist dieses aber jetzt der Fall, da alle Formen bereits gebunden sind — mit welcher, unaufhaltsamen Gewalt mußten sie nicht diese Urstoffe aus einem Chaos an sich reißen, worin noch nichts organisch Gebildetes vorhanden war, und worin sie zum erstenmal ihre Anziehungskräfte äußerten? Man möchte sich den Augenblick als den erhabensten in der Geschichte unseres Planeten denken, den Augenblick, da Form und Stoff sich plötzlich auf dem ganzen Erdenrund ergriffen und Millionen organischer Wesen seine Tiefen und seine Berggipfel mit der Götterfreude des jungen Lebens und der Spontaneität, wie auf ein ausgesprochenes Zauberwort, mit einemmal erfüllten.

Kraftloser, unfruchtbarer und einförmiger erscheint die Natur zur Hervorbringung der Pflanzen in kalten Gegenden. Sowohl auf den Gebirgen eines jeden Himmelsstrichs, als um die beiden Pole, verringert sich die Anzahl der Gewächse; ihr Wuchs wird krüppelhaft, ihre Größe unansehnlich, und man findet mehr ähnliche oder völlig gleiche, als von einander verschiedene Gestalten. Diese Regel bestätigt sich an allem, was wir von der Nordamerikanischen

Flora wissen. In den allerkältesten Gegenden trift man selten jene Pflanzenarten an, deren Fortpflanzung die Natur mit dem lieblichen, aber schnell vorübergehenden Phänomen der zarten farbigen Blüthe und des unsichtbaren Duftes verherrlichte. Vegetabilische Körper von einer einfacheren Struktur, in denen der wuchernde Saft höchstens ein Knötchen bildet, das beim Absterben der Pflanze den Keim des Lebens und der Entwickelung aufbewahrt, und, wie der Körper, in welchem es entstand, sich ausbreitet und stirbt — Flechten, Steinschörfe, Gallerte, Watten und Staubpflanzen bekleiden dort die wenigen von Schnee und Eis entblößten Felsen. In Grönland fand der sorgfältige Cranz, außer diesen so genannten kryptogamischen Pflanzen, nur vier und zwanzig Gattungen, welche Blüthen trugen, und darunter den Wachholder, die Birke und einige Weiden, wovon jedoch keine über zehn Fuß hoch war. Davis fand Weiden und Birken bis zum 65sten, und Mackenzie bis zum 68sten Grade.

Um die südlichen Ufer der Hudsonsbay, in Kanada, in Neufundland und Neuschottland findet man bereits einen kräftigen Pflanzenwuchs und einen mannichfaltigen Reichthum der Gestalten, unter denen verschiedene den Erzeugnissen des Europäischen Nordens vollkommen gleichförmig sind. Einige wenige kommen mit den Pflanzen des nordöstlichen Asiens überein; und so wie man sich der Westküste von Amerika nähert, nimmt die Zahl der Arten, welche dieser Welttheil mit Sibirien gemeinschaftlich besitzt, ansehnlich zu; dagegen verlieren sich diese Aehnlichkeiten und Verwandtschaften, sowohl mit Asien als mit Europa, je weiter man in Amerika südwärts kommt, dergestalt, daß an der Mittagsseite der großen Seen und in den Wiesen-Flächen am Ohio und Missisippi nur äußerst selten noch eine Pflanzenart gefunden wird, die unserer alten Welt nicht völlig fremdartig wäre. Wo Steller (ein Name der keinen Beisatz bedarf) mit Behring an den Küsten von Nordwest-Amerika landete, fand er diese auch in unserem Norden bekannte Pflanzen:

Plantago major.	*Fragaria vesca.*
Polemonium caeruleum.	*Leontodon Taraxacum.*
Lonicera Xylosteum.	*Artemisia vulgaris.*
Ribes alpinum.	— — — *Absynthium.*
— *Grossularia.*	*Gnaphalium dioicum.*
Vaccinium Myrtillus.	*Erigeron acre.*
— — *Vitis Idaea.*	*Chrysanthemum Leucanthemum.*
Rubes Idaeus.	*Achillea Millefolium.*
Adoxa Moschatellina.	*Empetrum nigrum.*

Pursh fügt ihnen in einem seiner Reise angehängten Verzeichnisse noch folgende, um den Cooksfluß wachsende Arten bei:

Angelica sylvestris.	*Sedum verticillatum.*
Alisma Plantago.	*Rumex Acetosa.*
Ledum palustre.	— — *acutus.*
Arbutus uva ursi.	— — *aquaticus.*
Rubus chamaemorus.	*Myrica Gale.*
Astragulus alopecuroides.	*Aconitum Napellus.*
Orchis latifolia.	*Polygonum Bistorta.*
Populus alba.	*Betula nana.*
Lupinus luteus.	— — *Alnus.*
Allium vineale.	*Saxifraga granulata.*
Sisymbrium moneuse.	— — *nivalis.*
Draba verna.	*Polypodium vulgare.*

Die wichtigsten Pflanzenarten, die Asien mit Amerika gemeinschaftlich besitzt, sind das Ginseng (*Panax quinquefolium LINN.*), dessen Wurzel in China officinell ist; die eßbare Lilie, Saranna, (*Lilium Kamtschatkense LINN.*), und die süße Bärenklau (*Heracleum Panaces LINN.*). Diesen können wir noch hinzufügen:

Plantago asiatica.	*Arnica maritima.*
Chrysanthemum arcticum.	*Sinapis juncea.*
Astragalus uralensis.	*Convallaria stellata.*

Von den eigenthümlichen Pflanzenarten des Nordamerikanischen Bodens ausführlich zu handeln, liegt außerhalb der Gränzen dieses Aufsatzes. Die unermeßlichen Wälder des Landes, das wir hier hauptsächlich betrachten, sind mit

den herrlichsten Kiefer- und Eichenarten zum Schiffbau und zu anderen Bedürfnissen angefüllt. Amerika ist, mit dem Ausdrucke des besten Beobachters, der dessen Wildnisse bereiset, des Leibarztes Schöpf, das Vaterland der Eichen, deren es zwar nicht die unsrigen, aber dagegen wenigstens sechzehn andere Arten hervorbringt. Dasselbe könnte man nicht mit Unrecht von den Kiefern, Tannen und so genannten Cedern wiederholen, deren Nordamerika zwischen vierzig und sechzig Grad N. Br. wohl zwölf ihm eigene Arten zählt. Auch seine Ahornarten sind zahlreich, und darunter zeichnet sich der Zuckerahorn aus, den man im Frühling anzapft, um seinen süßen Saft zu erhalten, der sich zu einem vortreflichen Zucker verdicken läßt. Ein zahlreiches Heer von Bäumen, außer den eben genannten, liefert den Kanadiern und den Einwohnern der vereinigten Staaten das beste Nutzholz zur Verfertigung von allerlei Hausgeräth, worin ein großer Theil ihrer Ausfuhr nach den Westindischen Inseln besteht. Noch andere Baumarten, die Tulpen- und Lilienbäume, die Bignonien und Magnolien schmücken die Wälder mit ihren breiten, schön geformten Blättern und außerordentlich großen Blüthen; andere, wie z. B. der Sassafras, geben ihr würzhaftes Holz zum medicinischen Gebrauch in unsere Apotheken; noch andere sind merkwürdig wegen ihres ökonomischen Nutzens, wie der Gärberbaum, oder wegen ihrer schädlichen Eigenschaften, wie der Giftbaum. Einige bringen eßbare Früchte, andere tragen Nüsse von portreflichem Geschmack. Eine Menge verschiedener blühender Staudengewächse und Gesträuche wachsen in Nordamerika wild, und werden um ihrer Schönheit willen allmählich in unsere Gärten und Parks aufgenommen. Die kleineren Kräuter aller Art wetteifern mit den unsrigen in Menge, Verschiedenheit und eigenthümlichen Vorzügen. Das sogenante Türkische Korn oder der Mays (*Zea Mays*) ward uns zuerst aus Nordamerika zugeführt, wo es von der Linie an bis zum 45sten Grade der Breite, am besten aber zwischen 30 und 40 Grad N. Br.

fortkommt, und die Hauptnahrung eines großen Theils der gesitteten und einiger wilden Einwohner ausmacht. Auch das unter dem unschicklichen Namen wilder Reis bekannte Kappengras (*Zizania aquatica*) gehört zu den Getreidearten, welche jener Welttheil dem umherstreifenden Indianer von selbst und ohne allen Anbau darbietet. Als eine härtliche Pflanze findet man es noch jenseits des 50sten Grades der Breite, wenn es gleich am südlichen Ufer des Sees Superior nicht fortkommen will. Von den verschiedenen Gattungen unseres Getreides, welche man aus Europa hinüber geführt und daselbst angebauet hat, gedeihen die meisten vollkommen so gut, wie diesseits des Atlantischen Meeres. Unsere ausdauernden Grasarten haben zwar einen entschiedenen Vorzug vor den in Amerika einheimischen Futtergräsern; allein sie werden auch schon mit gutem Erfolg im dortigen Boden ausgesäet. Endlich unsere Obstsorten und Küchengewächse belohnen dort ebenfalls den Fleiß des sorgfältigen Pflanzers.

§. 13.

Fischerei an den Küsten.

Wenn die Pflanzenschöpfung im hohen Norden aufzuhören scheint, so liegt der Grund davon so sichtbar in ihrer Organisation, daß es beinahe überflüßig ist, daran zu erinnern. Ihre Säfte bewegen sich so langsam, und erzeugen durch ihre Bewegung so gar keine Wärme, daß sie schlechterdings des Reizes einer warmen Luft bedürfen. Wo diese fehlt, verliert sich allmählig alle Bewegung; Pflanzenarten vom stolzesten Wuchs schwinden zu unansehnlichen Zwergen, und endlich starrt der flüßige Tropfe in den subtilen Haarröhrchen oder dem nicht minder zarten Netze des Zellengewebes. Ganz anders verhält es sich mit gewissen Abtheilungen des Thierreiches. Es giebt einen Punkt, wo die vegetabilischen und animalischen Gebilde sich einander nähern, und wo es mannichmal zweifelhaft seyn kann, zu welchem Reiche sie zu rechnen sind. Die höchste Einfachheit der Organisation ist dieser Vereinigungspunkt. Gewisse gallert-

artige Seegewürme sind wenigstens nur um eine unmerkliche Stufe über die einfachen vegetabilischen Substanzen hinausgerückt, die man im unwirthbaren Polarlande jenseits der Gränzen der zusammengesetzteren Vegetation noch antrift. Beide bedürfen oft nur der Nässe zur Erhaltung ihres Lebens, oder gar zur Auferweckung nach einem Jahrelangen Tode. Auch die Struktur gewisser Wasserinsekten und Fische begünstigt ihren Aufenthalt in der beeisten Zone; bei einer sehr geringen Blutmässe, ist ihnen dennoch ein hoher Grad des Muskellebens eigen, und überhaupt das Princip der animalischen Sensibilität in allen Theilen ihres Körpers gleichförmiger und inniger inwohnend. Gewisse Gattungen von Vögeln sowohl, als von vierfüßigen Thieren hat ferner die Natur zum Aufenthalt im kältesten Klima besonders vortheilhaft mit einer warmen Bedeckung ausgerüstet, und ihrem Blute, wie es scheint, dasjenige Verhältniß der Bestandtheile gegeben, welches zur Erzeugung einer größeren innerlichen Hitze durch den Kreislauf geschickt ist. Den Wallfischen endlich und einigen verwandten Säugethieren, die ihren Hauptaufenthalt im Wasser haben, dient die ungeheure Menge Fett, womit sie ganz umflossen sind, zu einem beständig angefüllten Wärmebehälter, indem die Zersetzung desselben und der chemische Proceß, den die Natur in den Lungen unaufhörlich treibt, einen hohen Grad von empfindbarer Hitze entwickeln. Das Schauspiel des willkührlichen thierischen Lebens und Regens ist daher keinesweges aus den kältesten Gegenden unserer Erde verbannt, und so weit man auch bis gegen den Pol gedrungen ist, hat man noch Wallfische gesehen. Der Fang dieser ungeheuren Thiere beschäftigt sowohl im Norden als im Süden eine große Anzahl Menschen aus allen Seehandel treibenden Nationen; allein wir erwähnen hier nur insbesondere des Dänischen Wallfischfanges in der Baffinsbay, und der Jagd der Eingebornen sowohl in Grönland und Labrador, als an der Nordwestküste, vom Nutkasund bis hinauf in die Behringsstraße. Die Wallfische sollen insbesondere an die-

ser Küste so zahlreich seyn, daß dereinst, wenn die uns näher liegenden Meere erschöpft seyn werden, die Fahrt dorthin den Eifer des unternehmenden Seemannes noch lange reichlich wird belohnen können.

Wenn es gleich eine richtige philosophische Maxime ist, sich über keine Einrichtung der Natur bloß zu verwundern, weil hier alles, so offenbar nach unwandelbaren Gesetzen bestimmt und geordnet, als Ursache und Wirkung gegenseitig in einander greift, so bleibt es darum nicht minder der erste Eindruck, den große Naturbegebenheiten auf den unbefangenen Zuschauer machen, daß sie Staunen und Bewundern erregen, ihr Zusammenhang mit dem Ganzen sey bekannt oder nicht. Unstreitig gehört dahin jener unsägliche Reichthum an vielerlei Gattungen von Fischen, womit die nordischen Meere wimmeln, und der die Menschen oft veranlaßt hat, auf unfruchtbaren Küsten ihren Wohnsitz aufzuschlagen. Nicht nur längs der Asiatischen Umgränzung des Eismeers, und an den Asiatischen Ufern des Kamtschatkischen und Ochotskischen Meeres, sondern auch an den Fuchsinseln, beim Cooksfluß und dem Prinz Wilhelms Sunde, bis hinab in die Gegend von Juan de Fucas Einfahrt, bemerkt man im Sommer die Ankunft von Millionen Fischen, insbesondere von mehreren Arten der Lachsgattung, in den Flüssen dieser Küste, in denen sie bis an ihre ruhigste Gegend hinan schwimmen, um für die Fortpflanzung und Erhaltung ihrer Art zu sorgen und ihren Laich dem süßen Wasser anzuvertrauen. Jede besondere Art hält sich auf ihrem Zuge von allen übrigen getrennt, und wählt auch wohl einen besonderen Fluß. Die Menge der Fische, die aus dem Meere heraufkommen, übersteigt allen Begriff; sie stauchen das Wasser vor sich her, dämmen die Flüsse zu, und verursachen große Ueberschwemmungen. Fällt hernach das Wasser, indem es einen anderen Abfluß findet, so bleiben sie in so ungeheurer Anzahl liegen, daß ihre Verwesung die Luft vergiften würde, wenn der Sturm sie nicht zerstreute. Auch giebt es gewisse Arten, die nur Einmal

in ihrem Leben laichen und noch innerhalb desselben Jahres sterben. Die Kabeliauarten, die Heilbutten, die Heringe, nebst mehreren Fischen, die das Seewasser nie verlassen, sind ebenfalls zu gewissen Jahrszeiten an der Nordwestküste von Amerika häufig, und von diesen sowohl als den vorhin erwähnten machen die Eingebornen ihren trocknen Vorrath auf den Winter.

Der besondre Umstand, daß im Atlantischen Meere in einiger Entfernung von den Küsten von Neufundland und Kap Breton verschiedene Untiefen liegen, deren schlammiger Sandboden dem Laiche gewisser Seefische eine sichere und zum Ausschliefen vortheilhafte Stätte gewährt, hat zu einem der blühendsten Handelszweige die erste Veranlassung gegeben. Eine zweite lag besonders darin, daß ein sehr beträchtlicher Theil des christlichen Europa es sich zur Pflicht machte, in einer Jahrszeit, wo die Säfte am meisten zur Auflösung und Stockung geneigt sind, den gesunden Genuß des frischen Fleisches gegen eine höchst unverdauliche und die Fäulniß befördernde Nahrung von gedörrten oder gesalzenen Fischen zu vertauschen. Die Thunfischerei im Mittelländischen Meere und der Heringsfang in der Nordsee waren nicht hinreichend, das religiöse Bedürfniß des südlichen Europa zu befriedigen; man entdeckte die unerschöpflichen Vorrathskammern der Natur auf jenen Bänken im Norden von Amerika, und seit der Zeit hat man sich nur darum gestritten, welchem glücklichen Volke der Besitz dieses Reichthums ausschließlich gehören sollte. Die Ansprüche der Portugiesen und Spanier, die zuerst daselbst fischten, gingen zugleich mit ihrer Thätigkeit bei dem überhandnehmenden kirchlichen und weltlichen Despotismus in beiden Ländern verloren. Der freien Englischen Betriebsamkeit gelang es, alle Mitbewerber zu entfernen, bis ihre Macht und ihr Uebermuth an der Unterjochung der Kolonieen scheiterte, und sie sich genöthigt sahen, im Frieden von 1783 sowohl an die vereinigten Staaten, als an Frankreich, einen Theil dieser einträglichen Fischereien wieder ab-

zutreten. Man rechnet, daß sich achtzehntausend Engländer jährlich mit dem Stockfischfang auf den Untiefen von Neufundland allein beschäftigen, von denen jedoch die meisten dort überwintern. Die Ausfuhr in Englischen Schiffen beträgt zuweilen 700,000 Centner. Die Fischerei auf den Bänken um Neuschottland beschäftigt ebenfalls zehntausend Menschen, und die Amerikanischen Kolonieen verkauften schon lange vor ihrer Independenz im Jahr 1771 mehr als 300,000 Centner Stockfisch, nebst 36,000 Fässern gesalzener Fische, nach den Westindischen Inseln. Seit der Anerkennung ihrer Unabhängigkeit hat dieser Zweig ihres Handels und ihrer Betriebsamkeit, wie fast jeder andere, unglaubliche Fortschritte gemacht; und da bekanntlich ihre Mäßigkeit, ihr geduldiger Fleiß und ihr unternehmender Muth, sie in Stand setzen, dieselbe Waare wohlfeiler als alle andere Nationen zu verkaufen, so läßt sich leicht abnehmen, welch eine gefährliche Rivalität für England aus ihrer Theilnahme an dieser Fischerei entstehen wird.

§. 14.

Thierreich.

In der thierischen Schöpfung, wie im Pflanzenreiche, bemerken wir einige Gestalten, welche bloß auf kleine Bezirke eingeschränkt sind und deren Entstehung von bloß lokalen Bildungsursachen abhangen mußte; daneben aber andere, die sich in den entferntesten Punkten der Erde unserem Auge darbieten, und von denen sich also vermuthen läßt, daß gewisse allgemeinere Bildungsursachen bei ihrer ursprünglichen Hervorbringung wirkten. Es ist allerdings merkwürdig, daß sich in dem gemäßigten Striche von Nordamerika wilde Ochsen aufhalten, welche mit den Asiatischen und Europäischen Bisons oder Auerochsen, von denen unser zahmes Hornvieh abstammt, völlig gleich gestaltet sind. Sie weiden zwischen 30° und 55° N. Br., und sind am häufigsten in den fetten Gräsereien am Ohio und Missisippi. Nie hat man sie jenseits des 60sten Gra-

des

des der Breite angetroffen, so daß die ernstliche Bemühung mancher Zoologen, ihnen über die Behringsstraße eine Brücke zu bauen, vermittelst deren sie aus Adams Paradiese nach Luisiana und Neumexiko gewandert seyn sollten, ein Denkmal ihrer einseitigen Vorstellungsart bleibt. Außer diesem großen Thiere, welches oft zweitausend Pfund wiegt, hat Amerika noch eine ihm ausschließlich eigene Art Ochsen die nur wenig größer als Dammhirsche, und noch niedriger auf den Füßen sind. Ihre Hörner haben das Eigenthümliche, daß sie an der Wurzel dicht an einander stehen, in einer platten breiten Gestalt zu beiden Seiten des Kopfes flach anliegen, und nur mit den Spitzen sich wieder hinaufwärts kehren. Diese Thierart, die sich außerdem noch durch verschiedene wesentliche Kennzeichen von dem Bison unterscheidet, hat auch das Besondere, daß sie am liebsten den hohen Norden bis zum 73sten Grade der Breite hinauf bewohnt, wiewohl man auch Spuren hat, daß sie sich zuweilen bis zum 40sten Grade, in die Gegend von Quivira, verläuft. Die genauere Beschreibung und Abbildung derselben, welche Pennant zuerst nach einigen Mittheilungen von den Beamten der Hudsonsbay-Kompagnie lieferte, klärt die Verwirrung auf, welche natürlicherweise aus der Verwechselung dieser kleinen mit den vorhin erwähnten, ganz verschiedenen großen Ochsen entstehen mußte. Ihr schwarzes Fließ ist seidenweich, und hängt vom Bauche bis an die Erde; auf dem Rücken ist ein weißer Fleck, ein anderer zwischen den Hörnern, und unter dem langen Haare sitzt eine, der Vicugnawolle allein zu vergleichende, zarte aschgraue Wolle. Man findet sie in Heerden von zwanzig und dreißig beisammen, dergleichen Hearne auf seiner Reise an das Eismeer an einem Tage mehrere erblickte.

Das Elenn- und das Rennthier (oder Muus und Karibu, wie sie in Amerika heißen) sind zugleich Bewohner unseres und des Amerikanischen Nordens. Jenes sieht man fast niemals an den südlichen Ufern der fünf großen Seen; es liebt die kalten, dichten Wälder des nördlichen

Kanada und der westlichen Gegend von Hudsonsbay bis an das stille Meer. Das Rennthier wählt seinen Aufenthalt dem Pole noch näher, und wird diesseits des 55sten Grades fast gar nicht gesehen. Um die Hudsonsbay sind seine Züge oft zehntausend stark, wenn es im Frühling, um den Mücken und Stechfliegen zu entgehen, aus den Wäldern an die Seeufer wandert und der Nahrung und des Gebärens wegen zugleich ein milderes Klima sucht. Der Hirsch im südlichen Kanada, am Missisippi, am Missuri und in den vereinigten Staaten ist vom Europäischen fast gar nicht vorschieden, und das Reh, welches von Kanada an bis nach Nutkasund in unzähligen Heerden die unabsehlichen Wiesenländer bewohnt, weicht ebenfalls nur wenig von dem unsrigen ab. Wo das Erdreich mit Salz geschwängert ist, in den weitläuftigen Ländereien zwischen dem Ohio und Missisippi, versammeln sich diese Thierarten und die Ochsenheerden, und lecken die gesalzene, von Gießbächen aufgerissene und entblößte Erde. Das wilde Schaf, das Stammthier unserer nützlichsten und zahlreichsten Heerden, und, wenn den neuesten Nachrichten des Umfreville zu trauen ist, auch die wilde Ziege, wird im Amerikanischen Norden angetroffen. Vom ersteren ist es nunmehr ausgemacht, daß es an der Nordwestküste von Prinz Wilhelms Sund bis nach Kalifornien die felsigen Gebirge bewohnt.

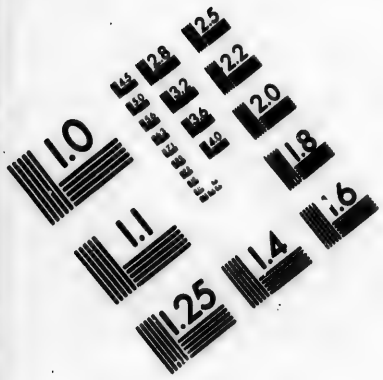
Wir würden in ein weitläuftiges wissenschaftliches Feld gerathen, wenn wir die Thiere, die beiden Welttheilen gemein, und jene, die dem neuen ausschließend eigen sind, hier aufzählen wollten. Was wir bereits davon angeführt haben, kann als Beispiel von ersteren hinreichend seyn. Unter den Raubthieren giebt es ebenfalls einige gemeinschaftliche Arten, wie den Wolf, den Fuchs, den Weißfuchs, den Luchs, den Eisbären, den braunen Bären, den Vielfraß, den Dachs, verschiedene Wieselarten, und die Seeotter nebst den beiden Ottern des frischen Wassers. Unter den Nagethieren besitzen wir mit Amerika zugleich den

Biber, den veränderlichen Hasen, das Zieselchen und einige Ratzenarten. Die Wallrosse, die Robben und die mit ihnen verwandten Thierarten, die das Eismeer bewohnen, sind auch auf seinen Europäischen, Asiatischen und Amerikanischen Umgränzungen ohne Unterschied anzutreffen. An der so allgemein verbreiteten Gattung des Pferdes und der nicht minder allgemeinen Gattung des Schweines hingegen ist Nordamerika leer ausgegangen; auch fanden dort die Europäer bei ihrer Ankunft nicht den Gefährten des Menschen, den Hund, der ihn in den übrigen Welttheilen, bis in den beeiseten Norden, nicht verläßt, und wovon wenigstens eine verwandte Art auch in den Westindischen Inseln und in Südamerika gefunden ward. Hingegen hatte Nordamerika, außer unserem gemeinen Fuchs, auch eine eigene Art Füchse, und außer dem gemeinen Luchs noch zwei andere Arten; selbst das Thier, welches man so oft irrig mit dem Löwen verwechselt hat, der Puma, der von Quito an, bis nach Mexiko und Florida und den Missisippi hinauf, seine räuberische Herrschaft erstreckt, wird zuweilen noch weiter im Norden, in den Wäldern von Kanada, gesehen. Der Rakkuhn oder Waschbär, ein Thier, das gleichsam zwischen den Koatis und den Bären in der Mitte steht, bewohnt die gemäßigteren Gegenden von Nordamerika, und wird auch an der Nordwestküste gefunden. Das Virginische Beutelthier endlich, dessen verwandte Arten nur im warmen Amerika und in den heißen Strichen des östlichen Asiens zu Hause sind, gehört auch zu den Thieren von Kanada. Die auffallende Einrichtung der Natur, vermöge welcher die Jungen dieses Thieres, ehe sie noch größer als Stecknadelknöpfe sind, schon an den Zitzen des Weibchens festsitzend gefunden werden, und die eigene Struktur der Haut des Bauches, welche durch Verdoppelung gleichsam einen Beutel oder eine Tasche um die Zitzen bildet, worin die Jungen auch, nachdem sie schon laufen können, sich noch vor einer äußeren Gefahr verkriechen, verdiente die nähere Untersuchung eines geschickten Physiologen:

Unter den Merkwürdigkeiten des Thierreichs in dem Theile von Amerika, den wir hier vor Augen haben, können wir die Ueberreste einer ausgestorbenen Gattung nicht übergehen, die man anfänglich mit dem Elephanten verwechselt, nach einer näheren und vollständigeren Untersuchung aber als wesentlich davon verschieden erkannt hat. Sie scheint an den östlichen Küsten, wo jetzt die vereinigten Staaten liegen, gewohnt zu haben, indem man Spuren von ihrem Gerippe in Neu-Jersey gefunden haben soll. Allein ihr Hauptaufenthalt war unstreitig der schöne inländische Bezirk zwischen den Flüssen Ohio und Mississippi, wo große Strecken mit ihren zerstreueten Knochen bedeckt sind. Die ungeheure Größe der Zähne, sowohl der Backenzähne als der Hauer, bezeichnet ein Thier von drei- bis viermal der kubischen Größe des Elephanten, und von einem gänzlich verschiedenen Bau. In Amerika hat man eine Sage, daß vielleicht jenseits der großen Seen diese Thierart noch lebendig angetroffen werden könnte; allein seitdem man von mehreren Seiten so weit nach Westen vorgedrungen ist, ohne nur eine muthmaßliche Spur davon gewahr zu werden, scheint alle Hoffnung dazu verschwunden zu seyn. Wenn ein Land, wo die Auerochsen, die Elennthiere, die Bären vollkommen so groß wie in unserem Welttheile werden, wo die aus Europa zuerst dahin verpflanzten Thierarten, wie z. B. Schweine und Pferde, nicht im geringsten ausgeartet sind, gegen den Vorwurf der Unvollkommenheit, der Unreife und der Schwäche, die seinen Erzeugnissen ankleben soll, nicht bereits vollkommen gerechtfertigt wäre, so würde die Hervorbringung eines Säugethiers, welches alle bekannten Thiere des festen Landes an Größe und (nach dem Baue der Theile des Gerippes zu urtheilen) auch an Stärke so weit übertrift, jene ungegründete, und höchstens von einem kleinen Punkte des mittägigen Amerika veranlaßte Behauptung zum Ueberfluß widerlegen.

In eben diesem Lande, wo die hervorbringende Natur einst so kräftig wirkte, hat sie sich auch in der Erzeugung

unzähliger lebendigen Geschöpfe von anderen Klassen, nämlich von Vögeln, Amphibien, Fischen, Insekten und Gewürmen, in mannichfaltigen Formen wirksam gezeigt. Es herrscht zwar weniger Uebereinkunft zwischen diesen Produkten von Amerika und denen unseres Welttheils; vielleicht weil die vollkommene Gleichförmigkeit nur bei wenigen Wesen möglich ist, und die Organisation der Säugethiere sie etwa besonders erleichtert; allein was auch die Ursache der Verschiedenheit seyn mag, so viel ist gewiß, daß, wenn man schon Mühe hat, die [illegible]llige Aehnlichkeit einiger vierfüßigen Thierarten in beid[illegible] Welttheilen durch Wanderungen zu erklären, es diese Erklärungsmethode sehr erschwert, wenn man sie bei fliegenden Thieren nicht anwenden kann. Verhältnißmäßig giebt es nur wenige Vögel und geflügelte Insekten, die den unsrigen gleichgebildet sind; aber auch in den Seen des innersten Amerika finden wir Karpfen und Hechte, die doch freilich weder durch die Luft aus Europa oder Asien hinüber geflogen, noch durch das gesalzene Meerwasser hinein geschwommen sind. Die eigenthümlichen Gattungen Amerikanischer Vögel und Insekten prangen oft mit dem schönsten und mannichfachsten Farbenglanze; die daselbst, wie in jedem unbebaueten Lande, zahlreicheren Schlangen- und Eidechsenarten zeichnen sich ebenfalls durch vielfältige Schattirungen aus. Für unser zahmes Geflügel, welches wir zuerst aus Indien erhielten, bot uns Amerika seine Truthühner zum Tausch. Dem Bedürfnisse des Menschen aber, der jene ungemessene Wildniß zuerst betrat, strömte von allen Seiten der Ueberfluß der Natur zu seiner Befriedigung entgegen. Im ersten Anfange war dies vielleicht ein Hinderniß, das sich seiner Kultur widersetzte; und bald hernach, als seine Gattung sich vermehrte, als er die Thiere um sich her verscheucht und getödtet hatte, entstand die Nothwendigkeit, sich auf weiteren Jagdzügen seinen Unterhalt zu sammeln.



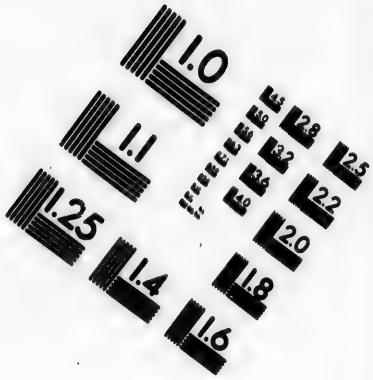
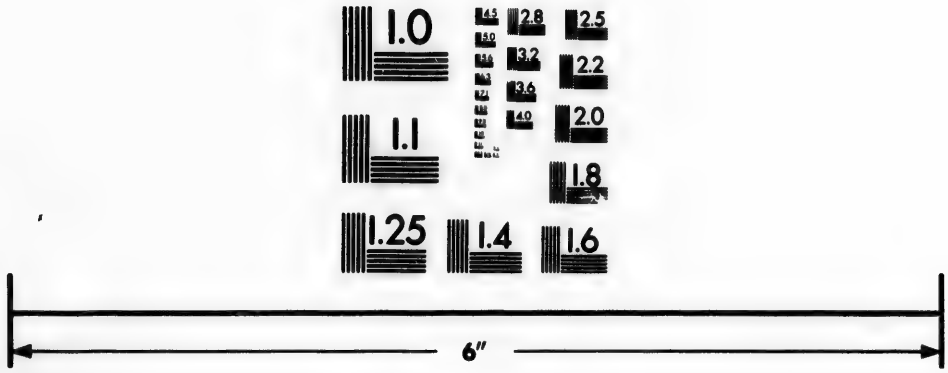
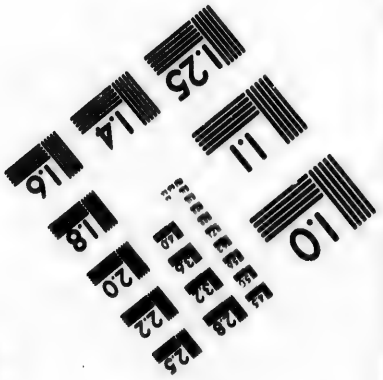


IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)





Photographic Sciences Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

2.8
3.2
2.5
2.2
2.0
1.8
1.1
1.0

III. Bevölkerung.

§. 15.

Ursprung der Amerikaner.

Ob die edlere menschliche Form nur Einmal auf der Erde vorhanden seyn konnte, ehe sie durch das Gesetz der Fortpflanzung vervielfältigt ward, ob sie aus- oder abarten, könnte in so manche verschiedene, schwerlich, oder vielleicht gar nicht, wieder zur ursprünglichen Stammform zurückzubringende klimatische Mißgestalt, oder ob, den Zonen und den Erzeugnissen die sie beherrschen sollen angemessen, an verschiedenen Punkten des Erdballs eine menschliche Organisation entstand, die sich bald durch größere, bald durch geringere Verschiedenheit von den verwandten Formen anderer Länder unterschied, und jedesmal dem Klima angeeignete, aus dem harmonischen Verhältnisse mit ihm geschöpfte Lebenskräfte besaß — das ist die große Frage, die uns jetzt aus gänzlichem Mangel glaubhafter und hinreichender Urkunden unauflöslich bleibt. Der Vernunft scheint, allerdings, die eine Hypothese nicht faßlicher und begreiflicher, als die andere, und den Philosophen, der die Unmöglichkeit eines Experiments anerkennt, zu dessen Abwartung mehrere Jahrhunderte und eine unter den tugendhaftesten, und aufgeklärtesten Völkern noch nie erlebte Reinheit der Sitten unentbehrlich sind, wird auch der Beweis a posteriori unmöglich dünken.

Was die Menschen von dem nächsten Thier unterscheidet, ist der göttliche Funke der selbstbewußten, durch Sprache zurückwirkenden Vernunft. Menschen sind, und Menschenrechte fordern von uns, alle vernünftige Wesen, in Kraft dieses Vorzuges, und nicht durch einen unerweislichen Stammbaum. Bei der Entdeckung von Amerika wollte man in allem Ernste den Bewohnern jenes Welttheils den Anspruch auf Menschennamen und Menschennatur versagen, weil man es unmöglich fand, daß Adam diese Raße

gezeugt haben könne. Seitdem man der Vernunft auch in Gestalt eines Amerikanischen Wilden hat huldigen müssen, bemühet man sich, durch tausend falsche Induktionen einen Beweis zu Stande zu bringen, daß Adam allerdings ihr Stammvater war, Adam, das Geschöpf irgend einer Orientalischen Phantasie, die sich zur Erklärung des Uebergangs aus dem Unbegreiflichen ins Begreifliche, so gut wie jeder andere endliche Geist, eine Hypothese schaffen mußte. Wir lassen diese Träume, um uns an Thatsachen zu halten.

§. 16.

Polarmenschen.

In beiden Welttheilen giebt es eine Menschenart, die den äußersten Norden, gewöhnlich nur jenseits des sechzigsten Grades, bewohnt, von kleiner untersetzter Statur, mit großem Kopf, breitem Gesicht, kleinen Nasen und Augen, hervorstehenden Jochbeinen, gelbbrauner Farbe, und schwarzem, schlichtem Haar. Ungeachtet dieser gemeinschaftlichen Bezeichnung aber finden wir unsere Lappländer und die Samojeden in dem nordwestlichen Asien von den Grönländern und Eskimos des anderen Welttheils so wesentlich an Bildung, Sprache, Sitten und Lebensweise verschieden, daß es uns nicht einfallen kann, mit dem berühmten Robertson die letzteren aus Europa nach Grönland hinüber wandern zu lassen. Die kleinen Menschen unseres Welttheils bilden Hirtenvölker, denen einziges zahmes Vieh, die Rennthiere, ihnen Nahrung und Kleidung geben, und zugleich zum Zuge gebraucht werden. Unbegreiflich wäre es daher, wenn sie bei ihrer Wanderung in eine Weltgegend, wo sie das Rennthier oder so häufig, wie in ihrem Vaterlande, in Heerden von zehntausenden erblicken müßten, nicht alsobald die alte Lebensweise fortgesetzt, diese Thiere eingefangen, vor ihre Schlitten gespannt, gezähmt und zu allen Bedürfnissen des Lebens angezogen hätten. Die Polarmenschen in Amerika sind aber lediglich Küstenbewohner; sie leben vom Fisch- und insbe-

sondere vom Wallfischfange, und sind mit dem Aufenthalt im Wasser und seinen Gefahren so vertraut, daß sie gewissermaßen Amphibien genannt zu werden verdienten. Die südlichsten Punkte, wo man sie noch gefunden hat, sind: an der Westseite von Amerika die Gruppe der Fuchsinseln, die zwischen 52° und 54° N. Br. liegt, und an der Ostseite die Insel Neufundland, die sich bis zum 50sten Grade N. Br. nach Süden erstreckt. Zwischen diesen beiden Punkten bewohnen sie die Küsten des Eismeers, des Landes Labrador, und der Halbinsel Grönland, nebst den Ufern der Baffinsbay und des nördlichsten Theils der Hudsonsbay. Ob auch die Einwohner des Prinz Wilhelms Sundes und des Cooksflusses zu dieser Raße gehören, bleibt immer noch zweifelhaft; wenigstens sind sie schon größer, wohlgebildeter, den südlicheren Küstenbewohnern ähnlicher, und wer weiß aus welcher Vermischung der Raßen entsprungen, da diese Horden noch bis jetzt die gefangenen Weiber und Mädchen anderer feindlichen Stämme zu Genossen ihrer Umarmungen machen.

Die Kälte ist diesen Polarmenschen so angemessen, daß sie den Aufenthalt in einem milderen Klima nicht lange vertragen. Der beschleunigte Umlauf der Säfte in ihrem kleineren Körper erhält den höheren Grad der Wärme darin, welcher sie in Stand setzt, gegen den furchtbarsten Grad des Frostes beinahe unempfindlich zu seyn. Ihre phlogistische Nahrung die aus Wallfischfett, faulem Fleisch und faulen Fischen besteht, ist in jenen nordischen Ländern nicht nur nicht gefährlich, sondern vermehrt ebenfalls ihre innere Wärme, während das Fett, womit sie sich beschmieren, die Ausdünstung verhindert und die Haut geschmeidig, aber auch zugleich unempfindlich erhält. Man erstaunt, wie die Unreinlichkeit, bis auf den höchsten Grad getrieben, dort die Wirkung unserer pünktlichsten Sorge für die Reinlichkeit haben kann; die Ausschließung der frischen Luft aus den unterirdischen Gruben, die ihnen zum Winteraufenthalte dienen, und worin eine vom Hauche vieler Haus-

genossen verpestete Atmosphäre herrscht, ist das bewährteste Mittel, eine ihrem Körper zuträgliche Wärme hervorzubringen.

Ihre Kleidung, die aus Vogelfellen und Thierhäuten bereitet wird, und ihre wenigen Geräthschaften verrathen den Fleiß und die Erfindsamkeit des langen, ruhigen Aufenthaltes im Hause. Eben diese Nothwendigkeit des Himmelsstriches, die ihnen eine halbjährige Nacht und einen halbjährigen Tag zu durchleben befiehlt, hat auch vermuthlich einigen Einfluß auf ihre milde, gesellige Stimmung und ihre Gesprächigkeit. Ihre eingeschränkten Bedürfnisse und die gewiß auch der Entfernung von der allbelebenden Sonne zuzuschreibende geringe Heftigkeit ihrer Leidenschaften scheinen es bewirkt zu haben, daß ihre Familienvereinigung beinahe patriarchalisch geblieben ist, daß sich keine angemaßte Autorität darin emporschwingt, daß kein bürgerlicher Zwang, außer etwa dem des Spottes und der Verachtung, den freien Willen eines jeden Einzelnen zügelt, daß kein Oberherr, kein Heerführer, kein Machthabender unter ihnen bekannt ist, und daß selbst der Kunstgriff, sich zum Angekok oder Zauberer zu erklären, noch kein regelmäßiges System des Betruges und der Unterjochung nach sich gezogen hat. Ihre Phantasie trägt den Abdruck des Bodens, den sie bewohnen, des Himmels über ihnen, der Schwäche ihrer Gestalt und der Farbe ihres Lebens. Unkriegerisch und unfähig den stärkeren Amerikanischen Wilden Widerstand zu leisten, sind sie nur in jenen nordwestlichen Gegenden elend und beklagenswerth, wo die Wuth dieser Unerbittlichen sie verfolgt und ihnen am äußersten Rande des Eismeers kaum eine Stätte vergönnt. Dort, vereinzelt und zerstreuet, gezwungen ihrer Lebensart in unterirdischen Löchern zu entsagen, erliegt endlich auch ihr Körper, so sehr er dem Norden angemessen scheint, der alles verzehrenden Kälte; Krankheit und Mangel werden das Loos der einzeln herumirrenden Familien, die endlich, wie jenes von Cook im Mortonssund gefundene Paar, wenn sie dem Tomahak der Ameri-

laner entgehen, dem Hungertode zur Beute werden müssen. In Grönland, wo kein anderes Amerikanisches Volk sie stört, und wo die Norwegischen Ansiedler ihnen einst das Beispiel Europäischer, freilich damals auch noch roher, Künste gaben, haben sie sich am stärksten vermehrt. Dort herrscht in ihren häuslichen Einrichtungen gewissermaßen ein Sinn für die Bequemlichkeiten des Lebens; dort haben sie endlich seit 1721 an vielen Stellen, durch die Bemühung Dänischer Missionarien, ihre Mythologie gegen ein Christenthum, wie sie es fassen konnten, vertauscht. Von dreißigtausend Menschen sind indessen nach sechzig Jahren nur zehntausend noch übrig; denn mit der heilsamen Lehre verpflanzten die Dänen und Norweger zugleich das Gift der Kinderblattern, welches in einem mit Fett so verschlossenen Körper fast ohne Ausnahme tödtlich ist, nach Grönland. Auf den Küsten von Labrador zählte Curtis im Jahr 1774 nur noch 1505 Eskimos.

§. 17.

Amerikanische Eingeborne oder so genannte Indianer.

Die Eingebornen des ganzen übrigen Amerika, die man gewöhnlich, wiewohl nicht schicklich, Indianer zu nennen pflegt, weil Indien das Ziel der ersten Entdecker dieses Welttheils war, haben mit den Polarmenschen, den eben erwähnten Grönländern, Eskimos und Aleyuten, außer der Bartlosigkeit, schlechterdings nichts Charakteristisches gemein. Diese so verschrieene Bartlosigkeit der Amerikaner ist aber, nach dem einstimmigen Zeugniß aller glaubwürdigen Reisenden, kein angeborner Naturcharakter, sondern sie wird lediglich durch Kunst hervorgebracht und gehört zu den Sitten dieser, über einen ganzen Welttheil ausgebreiteten Rasse von Menschen.

Nichts ist mißlicher, als jene von Naturbeschreibern, Philosophen und Historikern so oft gemißbrauchte Kunst, aus einzelnen Angaben der Beobachter in verschiedenen Punkten dieses großen Landes, einen allgemeinen Charak-

tur der Eingebornen abzuziehen, der als Ideal der ganzen Rasse soll betrachtet werden können. Zwar scheint es mir nicht zweifelhaft, daß der schwarze Guianeser und Brasilianer, der große starkgebauete Tschiquese, der zarte schlanke Peruaner, der dicke Mexikaner, der handfeste Irokese, der schwammige Natchez, und wie die unzähligen Zwischenschattirungen heißen und bezeichnet werden mögen, die Spur einer gewissen Verwandtschaft an sich tragen, welche sie insgesammt zu einer großen Familie vereinigt; allein in wie fern es möglich sey, das Kennzeichen, welches sie zu Amerikanern stempelt und von allen anderen Menschenrassen unterscheidet, so bestimmt, so unzweideutig anzugeben, daß es auf alle die oben genannten verschiedenen Nuancen anwendbar bliebe — dies ist eine Frage, zu deren endlicher Auflösung es uns vielleicht noch immer an zweckmäßigen, mit Sachkenntniß angestellten Beobachtungen fehlt. Die Farbe der Amerikaner, die man sich allgemein als kupferroth, und in allen Zonen unveränderlich vorgestellt hatte, ist, nach den zuverlässigsten Berichten, nichts weniger als gleichförmig dieselbe bei allen Amerikanischen Völkern. An der Nordwestküste haben die Stämme, die sich vom Fischfange nähren, wenn man ihnen den Schmutz, der ihre Haut bedeckt, abgewaschen hat, eine der zarten Europäischen ähnliche Gesichtsfarbe; in Tschile (*Chile*) und in dem gebirgichten Theile von Peru sieht man ebenfalls den Teint, zumal des anderen Geschlechtes, dem unsrigen sich nähern. In Mexiko, an der Moskitoküste, in Florida und auf den Westindischen Inseln hatten die ursprünglichen Einwohner die gelbliche Indische Schattirung, und in Brasilien waren sie, wie der treue Lery erzählt, beinahe von schwarzer Farbe. Der rothe Kupferglanz, den ihnen die Leichtgläubigkeit angedichtet hat, konnte vielleicht die Wirkung der Schminke seyn, womit die wilden Stämme sich überall, entweder zum Kampf oder bei anderen festlichen Veranlassungen, schmücken.

Die Völkerschaften, die den Norden von Amerika bewohnen, unterscheiden sich schon merklich von einander, je nachdem sie ihren Aufenthalt an der Küste oder in den Wäldern gewählt haben, und folglich entweder Ichthyophagen (Fischesser) oder umherstreifende Jäger geworden sind. Die feuchte Witterung, die in jenen noch unkultivirten, mit Wäldern und mit Gewässern so reichlich versehenen Gegenden herrscht, scheint ihnen wenigstens einen gemeinschaftlichen Charakter verliehen zu haben; ich meine ihr so auffallendes, schwarzes, grobes, glänzendes, langes und starkes Haupthaar, und vielleicht eine damit verbundene Beschaffenheit des Körpers, eine gewisse zähe Masseität, die zwischen der Abspannung unserer Sumpfbewohner und der verschrumpften Trockenheit der Tatarischen Steppenbürger die Mitte hält. Ihr Wuchs kommt durchgehends dem unsrigen an Höhe gleich, und ist folglich, was wir von mittlerer Statur zu nennen pflegen; oft aber geht er auch noch über diese hinaus. Ihre Gliedmaßen sind gemeiniglich, ohne sich den Weiblichen Schönheit zu nähern, wohlproportionirt und insbesondere bei den Jagdvölkern zu ihren beständigen Uebungen und langer Anstrengung geschickt. Ihre Sinne sind, wie bei den meisten unkultivirten Nationen, sehr geübt und einer uns unbegreiflichen Zartheit der Unterscheidung fähig, die, wenn sie sich mit einer geübten Vernunft zusammen gedenken ließe, die höchste Vollkommenheit der menschlichen Natur bezeichnen würde. Allein da die Entwickelung eines Organs immer nur auf Kosten eines anderen geschieht, so ist auch überall auf dem Erdboden mit dem Fortschritte der strengen Kultur die Abnahme dieser unbegränzten Empfänglichkeit der äußeren Sinne verbunden. Irrig hat man daher in unserer Organisation den Grund jener ins Unendliche gehenden Klassificirung der sinnlichen Eindrücke gesucht, wovon der Wilde nur darum nichts zu wissen und nichts zu unterscheiden scheint, weil sie eine Wirkung der entwickelten Vernunft und der bereits

herten Sprache ist, wodurch sich unser Bewußtseyn in mehrere Modifikationen vervielfältigt.

Wenn wir nicht gegen das Zeugniß unserer Erfahrung und der Analogie annehmen wollen, daß die Natur in der Bildung des Menschen willkührlicher, als bei anderen Thieren zu Werke gegangen sey, so folgt unausbleiblich, daß theils seine Organisation, oder der Bau des menschlichen Körpers, theils die Verhältnisse, unter denen sich ein jedes menschliches Individuum auf die Welt gesetzt findet, an der Bestimmtheit seiner Handlungen und Aeußerungen einen sehr wesentlichen Antheil haben müssen. Hätte man diesen Satz mit seinen natürlichen Folgerungen gehörig bedacht, so wären unstreitig jene übereilten Schlüsse und Abstammungs-Hypothesen unterblieben, die man so oft auf bemerkte Aehnlichkeiten in der Lebensweise und den Sitten der verschiedensten Völker gegründet hat. Ich rede hier nicht sowohl von den unsinnigen Träumen eines Moraz; und eines Adair, die ohne Bedenken die Juden zum Stammvolke der Amerikaner annehmen, sondern von den bis zum Ekel wiederholten Parallelen zwischen den Bewohnern der Tatarei und denen des neuen Welttheils. Ohne es geradezu läugnen zu wollen, daß Amerika von Asien her bevölkert worden sey, sind die zufälligen Aehnlichkeiten auf welche man sich beruft, keinesweges hinreichend, etwas anderes als die natürliche Verwandtschaft darzuthun, welche überall aus den Handlungen vernünftiger Thiere von ähnlicher Organisation hervorleuchten muß. Charlevoix hat freilich die merkwürdige Anekdote aufbewahrt, daß einst ein Jesuit, der P. Grollon, in der Tatarei eine Huronin angetroffen habe, die er zuvor in Kanada gekannt hatte; allein was diese Herren finden können, geht so oft über den Maßstab des Begreiflichen hinaus, daß es nur da zur Autorität werden kann, wo ihre Unfehlbarkeit noch gilt. Unerklärbar wird es dagegen immer bleiben, daß die Asiatischen Völker, da sie gleichsam nur einen Schritt zu machen hatten, um über Behrings Meerenge nach Ame

rika hinüber zu kommen, mit diesem Schritte zugleich auch alle Gewohnheiten ihres vorigen Nomenthalts von sich zu werfen, und nicht entweder ihre zahmen Thiere mit sich hinüber gebracht, oder von den wilden Heerden der in Amerika so häufigen Rennthiere und Bisonochsen sich neues Zug- und Mastvieh zugezogen haben sollten. Je näher beide festen Länder an einander gränzen, je leichter es den Menschen werden konnte, von dem einen zum anderen hinüber zu gehen; desto unauflöslicher wird dieser Einwurf, da die Zähmung der Thiere allen Amerikanern jederzeit so fremd geblieben ist, daß man selbst in Mexiko, bei einem sonst schon merklichen Fortschritt in den Künsten der Regierung, auch nicht eine Spur davon wahrgenommen hat.

Die neulichen Entdeckungen in der Landschaft Kentucky, in dem Amerikanischen Mesopotamien, zwischen den Flüssen Ohio, Tscheroki und Missisippi, scheinen auf ganz andere Spuren zu führen. Hier, gewöhnlich dicht am Wasser, auf gut gewählten, von Natur durch ihre Lage schon festen Plätzen, findet man eine Anzahl uralter kreisförmiger Festungswerke von Stein. Die ältesten Indianer wissen nichts davon zu erzählen; jede Sage von ihrer Entstehung ist erloschen, und die Bäume innerhalb ihres Bezirkes sind nicht jünger oder schmächtiger, als die im Umkreise derselben empor gewachsenen. Unstreitig waren sie das Werk eines Volkes, das einer weit anhaltenderen Anstrengung fähig war, als die jetzigen Eingebornen von Amerika; und man begreift es kaum, wie es möglich gewesen ist, sie ohne eisernes Handwerksgeräth zu erbauen. In einer bequemen Entfernung von einer jeden Feste steht immer ein kleiner Erdhügel in pyramidalischer Gestalt, der mit der Größe der benachbarten Festungswerke in Verhältniß zu seyn scheint. Wenn man ihn aufgräbt, findet man eine kalkartige Substanz darin, die man für Ueberbleibsel von Knochen, und zwar vermuthlich von menschlichen Gebeinen, hält.

Wer vermag die Dunkelheit zu durchdringen, welche die Zeitalter des Daseyns von Amerika vor dem Anfange seiner Geschichte deckt? Diese Geschichte geht in den organisirten Reichen von Peru und Mexiko kaum zwei- oder dreihundert Jahre über den Zeitpunkt der Spanischen Entdeckung zurück. Aber in jenem allgewaltigen Kreisen der Natur, da sie das ungeheure erloschene Incognitum und alle die unzähligen Thier- und Pflanzengestalten gebar, die jetzt noch die Oberfläche des Amerikanischen Bodens schmücken — wer wagt es zu läugnen, daß nicht auch die Menschengestalt unter günstigen Bedingnissen daselbst auf irgend einem bequemen Mittelpunkte der Länder hervorgehen und sich nach allen Richtungen hin verbreiten konnte? Von Norden her kamen die Völker, die sich in Mexiko civilisirten; am Missisippi und in Florida errichteten die Natsches und die Apalaschen ihren Sonnendienst; am Ohio liegen jene merkwürdigen Trümmer; im höchsten Norden verdrängt die Raße der wohlgebildeten Amerikaner erst seit kurzem die kleinen zwergartigen Polarmenschen, und die Hundsrippen-Indianer (Dogribbed Indians, Fr. *Plats-côtés de chiens*) und die Kupfer-Indianer, die jetzt bis an das Eismeer in 71° N. Br. jagen, scheinen vor diesem weit südlicher gewohnt zu haben. Mehrere Data von dieser Wichtigkeit, die sich vielleicht noch künftig sammeln und zu einem historischen Lichtpunkte vereinigen lassen, zumal wenn die Beobachter selbst, mit Vorkenntnissen ausgerüstet und gegen Vorurtheile auf ihrer Hut, den eigentlichen Punkt, warum es zu thun ist, kennen und im Auge behalten werden, erleichtern einst dem künftigen Geschicht- und Menschenforscher die Beantwortung jener dunkeln Frage, woher die Amerikaner entsprossten.

Es klingt anfangs widersinnig, wenn man die Engländer behaupten hört, daß die Ichthyophagen, oder Fischesser, auf der Nordwestküste an sittlicher Bildung vor den Jagdvölkern im Inneren, in Kanada und um die Hudsonsbay den Vorzug verdienten, da man gleichwohl die

Schilderung von ihrer ekelhaften Lebensart und ihrem Geschmack am Genusse des Menschenfleisches nicht ohne Schauder lesen kann. Allein von einer Seite scheint dennoch die Behauptung völlig gegründet, und eine oder die andere barbarische Gewohnheit, die noch aus roheren Zeiten übrig geblieben ist, darf uns im allgemeinen Urtheil nicht irre leiten. Der ruhige Aufenthalt der Küstenbewohner in einem bestimmteren Bezirk, die Regelmäßigkeit der Beschäftigungen, womit sie im Sommer ihren Lebensunterhalt gewinnen und ihren Wintervorrath einsammeln, der höhere Grad des Fleißes und der Sorgfalt, die sie auf den Bau ihrer Kähne und Häuser verwenden müssen, die winterliche Muße, die ihnen zur höheren Vollendung ihrer Kunstarbeiten, an Kleidern, Zierrathen, Geräthschaften und Waffen dient, die leichtere Kommunikation endlich auf dem Meere, diesem Elemente der menschlichen Kultur, wodurch sich ihnen die Gelegenheit zum Verkehr und Tauschhandel mit entfernten Nachbarn und folglich zur Einsammlung eines größeren Ideenvorrathes darbietet: dies alles trägt dazu bei, sie auf der Bahn zur Entwickelung ihrer schlummernden Geisteskräfte ihren Brüdern im Walde zuvorkommen zu lassen, und die Grundbegriffe aller Moralität, die richtigen Bestimmungen des Verhältnisses zwischen Mensch und Mensch ihnen näher zu legen.

Die Jagd gestattet keine Vereinigung der Menschen in so großer Anzahl, wie der Aufenthalt an einer fischreichen Küste. Unaufhörlich in kleine Familien zertheilt, die sich immer wieder abzweigen, so wie das Bedürfniß der Nahrung sie aus einander treibt, entfremdet diese Lebensart die nächstverwandten Horden von einander, und löset die Bande, die doch sonst unter den Völkern von einerlei Mundart und Sitte wirksam sind. In der Einöde des Waldes, fern von einander, verändert sich allmählich auch die Sprache der verschiedenen kleinen Haufen; die wenigen Worte, welche sie vor ihrer Trennung kannten, verlieren sich unter der Menge der neuen, die sie sich nach und nach für neue

Gegen-

Gegenstände in ihrem neuen Jagdbezirke, für neue Verhältnisse, für zufällige Ereignisse selbst, bilden müssen. So entsteht eine endlose Verschiedenheit der Sprachen, wie sie im inneren Nordamerika so häufig angetroffen und von Reisebeschreibern erwähnt worden ist. Eine merkliche Abweichung unter den Gebräuchen der mancherley Völkerschaften von einander läßt sich leicht aus eben dieser Vereinzelung erklären; selbst der Umstand, daß die verschiedenen Stämme ihren Kindern den Kopf bald so, bald anders zu formen suchen, ist eine Folge der Beibehaltung eines Grundbegriffes, der sich nur nach den Umständen immer modificirt.

Jagd und Krieg sind die einzigen Hauptbeschäftigungen des Indianers; er jagt, wenn sein Vorrath zu Ende geht, und macht sich auf den Weg, eine benachbarte Horde zu beschleichen, wenn er dem alten Hader nachdenkt und für eine vermeinte Beleidigung Rache fordern zu müssen glaubt. Die Völkerschaften, welche den Europäischen Niederlassungen näher wohnen und mit ihren Emissarien bekannt sind, haben sich bereits an neue Bedürfnisse gewöhnt; sie brauchen Messer und anderes Eisengeräth, Tuch zur Kleidung, Zierrathen zum Putz, Flinten, Pulver und Blei zur Jagd, und vor allem das unentbehrlich gewordene hitzige Getränk, den schlechten ungesunden Branntwein, der sie bis in die Wurzel des Lebens vergiftet, und ihre Rasse gänzlich auszurotten drohet. Sie jagen aber auch schon nicht bloß, um sich Speise und Decke zu verschaffen, sondern um Pelzwerk zusammen zu bringen, wogegen sie jene ausländischen Waaren eintauschen können. Durch den Umgang mit den Europäern, die sich lange Zeit ihre Einfältigkeit zu Nutze machten, hat ihr Charakter endlich viel von seiner ehemaligen Redlichkeit verloren; das Beispiel des Betruges mußte sie ergreifen, und jetzt suchen sie ein Verdienst darin, ihre habsüchtigen Bundesgenossen zu überlisten. In trunkenem Muthe äußern sich ihre Leidenschaften gewaltsamer als sonst; und selbst die Abspannung, die darauf

folgt, wechselt mit Anfällen von kranker Reizbarkeit, die vielleicht noch furchtbarer sind, als ihre überlegten Grausamkeiten. Kalte empfindungslose Rache ist allen rohen wilden Völkern gemein. Sich an die Stelle eines anderen setzen, kann nur der Mensch, den die Erziehung auf eine höhere Stufe der Besonnenheit hob. Daher ist auch der Begriff des Mein dem Wilden, wie dem Kinde, so viel geläufiger, als der damit verschwisterte Begriff des Dein. Ein Fortschritt in der Bildung des Geistes, in der Entwickelung moralischer Gefühle, in der Uebung der Urtheilskraft ist auf diesem Wege, bei dieser Lebensart, und durch dieses verderbliche Verkehr mit den verworfensten Menschen unserer Europäischen Rasse nicht möglich. Die alten Indianer selbst hatten noch angebornes Gefühl genug, um einzusehen, daß die Moralität ihrer Jugend durch den Umgang mit gewissen angeblichen Lehrern des Christenthums, und durch das Beispiel ihrer zügellosen Ausschweifungen zerrüttet würde. Sie baten daher die Statthalter der Kolonieen, daß man diese Elenden von ihnen entfernen möchte. Allein wie leicht es dennoch sey, mit den Amerikanischen Wilden auszukommen, in welcher natürlichen Achtung die Gesetze der Billigkeit bei ihnen stehen, dies beweisen alle die verschiedenen Unterhandlungen, welche die vereinigten Provinzen, die Kanadier und die Franzosen mit ihnen gepflogen haben. Fast ohne Schwertschlag, fast ohne Streit hat man ihnen das Eigenthum der Ländereien abgehandelt, auf denen jetzt die Macht der Amerikanischen Republik mit so vielem Glanz zu einem Range in der politischen Welt heranwächst.

Die beiden wichtigen Angelegenheiten des Menschengeschlechtes, die in anderen Welttheilen jeder anderen Sorge vorhergehen und denen die Summe aller Geschäftigkeiten untergeordnet zu seyn pflegt, Regierungsform und Gottesdienst, haben den wilden Amerikaner nie viel Kopfbrechens gekostet. Er bedarf keines Herrn und keiner Priester; wenn er in den Krieg zieht, wählt er den Tapfersten

eines Haufens zum Führer, und wenn er an einen großen Wasserfall kommt, bewundert er die Macht des Unsichtbaren, der dort im Brausen der Fluthen, wie einst dem Aegyptischen Hirten in der entzündeten Sumpfluft, ihm näher zu seyn scheint. Bei gewöhnlichen Ereignissen des Lebens wendet er sich aber nicht an diesen obersten, wohlthätigen Geist; da genügt ihm der Genius, den er sich zum Schutz erkohren hat, und dessen Ebenbild er in irgend einem Thiere zu erkennen glaubt. Bei den Küstenbewohnern wird man bereits den Anfang eines politischen Despotismus gewahr; die Oberhäupter herrschen mit einer beinah uneingeschränkten Macht über das gemeine Volk; sie bewohnen geräumigere Häuser, sie besitzen erlesenern Hausrath, sie genießen die Leckereien und die fetten Bissen, sie werden von zahlreichen Sklaven bedient, sie halten sich sogar Sklaven zum Abschlachten für ihren Tisch, sie kennen den Luxus der Vielweiberei, sie ersinnen oder verbieten endlich das Verkehr mit den Fremden, und eignen sich die besten im Tausch gewonnenen Waaren zu. Vom hierarchischen Despotismus hingegen, von einem abgesonderten, privilegirten Priesterstande, hat man daselbst noch keine Spur bemerkt.

Das mannichfaltige Sittengemälde, die Schilderung aller verschiedenen Gewohnheiten und Gebräuche, wodurch ein Stamm sich vom anderen unterscheidet, oder worin sie alle mit einander übereinstimmen, so anmuthig und anlockend dies alles auch scheinen mag, führte uns hier zu weit von unserem Ziele. Es ist genug, daß wir hier auf die Reisebeschreiber selbst, und insbesondere auf die authentischen Nachrichten in der vorliegenden Sammlung verweisen.

§. 18.

Europäische Ansiedler.

Zur Vollständigkeit dieses Aufsatzes gehört es noch, mit einigen Worten die übrigen Bewohner des neuen Welttheils zu erwähnen, deren Ueberkunft aus unserem Welt-

theile bekannt ist, und die sich folglich von den ursprünglichen beiden Racen in Amerika absondern lassen.

Schon früh im Mittelalter, um das Jahr 988 oder 989 nach Chr. Geb., entdeckten die kühnen Norwegischen Abentheurer das östliche Ufer von Grönland, und ließen sich daselbst nieder, weil aller Wahrscheinlichkeit nach damals das Klima noch ungleich milder war, als es jetzt durch die Anhäufung des Eises an den Küsten geworden ist. Von hier aus besuchten und besetzten sie auch die Insel Neufundland. Wenige Jahre nach der ersten Entdeckung (um das Jahr 1000) nahmen die dortigen Normänner das Christenthum an, und ungefähr nach Verlauf von hundert Jahren hatten sie an der Ostküste zwölf Kirchen und zwei Klöster, so wie an der Westküste vier Kirchen erbauet, und wählten ihre eigenen Bischöfe, von denen man eine Folge von siebzehn aufzählen kann. Merkwürdig ist aber die um das Jahr 1376 erwähnte erste Ueberkunft der Eskimos oder jetzigen Grönländer aus dem südlicher gelegenen Lande Labrador, welches sie wahrscheinlich wegen des Andringens der anderen Amerikanischen Stämme verlassen mußten. Diese den Normännern schon längst in Neufundland bekannt gewordenen und wegen ihrer unansehnlichen Statur von ihnen mit dem verächtlichen Namen Skrellinger oder Zwerge bezeichneten Menschen waren die einzigen Bewohner der Westküste von Grönland, als man sie 1376 wieder entdeckte. Ob die zunehmende Kälte, oder die im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts eingerissene epidemische Krankheit (der so genannte schwarze Tod) oder die Skrellinger, oder endlich alle diese Ursachen zusammengenommen, die Ausrottung des Norwegischen Pflanzvolkes bewirkt haben, bleibt wahrscheinlich unserer Kritik auf immer ein unauflösliches Problem.

Nachdem Cabot 1497 die Insel Neufundland wieder gefunden hatte, folgten die verschiedenen Entdeckungsreisen im Norden schnell auf einander. So oft indeß die Westküste von Grönland berührt ward, so wenig lockte

das kalte Land irgend ein Europäisches Volk an, sich daselbst niederzulassen, bis der Prediger Egede im Jahr 1721 seinen Hof bewog, Missionsanstalten daselbst anzulegen und zu unterstützen, die zum Theil noch fortdauern und den Wallfischfang der Dänen erleichtern. Auf Hudsons Entdeckung des großen Meerbusens, der seinen Namen trägt, folgte 1669 die Errichtung der Hudsonsbay-Kompagnie, als einer privilegirten Handelsgesellschaft, welche vermöge ihres Freibriefes von König Karl dem Zweiten das ausschließliche Recht erhielt, ihre Faktoreien, an beiden Ufern der Hudsonsbay sowohl, als im Inneren des Landes, anzulegen. Dem zufolge begründete sie am Churchillfluß das Fort Prinz von Wales, am Nelsonfluß das Fort York, am Albanyfluß Henley Haus und auf der Küste von Labrador, oder dem so genannten East Main, die Forts Rupert und Richmond. Im Inneren erstrecken sich, wie wir gesehen haben, ihre Stationen oder Faktoreien bis jenseits des Arathapeskow- oder Arabaska-Sees. Ihre Ausfuhr nebst den Kosten der Unterhaltung für ihre Beamten beträgt, ein Jahr ins andere, etwa zwanzigtausend Pfund Sterling; die Einfuhr an Pelzwerk dagegen etwa sieben und zwanzigtausend Pfund Sterling; welches einen jährlichen Gewinn von etwa sieben tausend Pfund abwirft. Allein nach anderen Berechnungen gewinnen die Interessenten ohne allen Vergleich eine größere Summe. Auch haben sie seit einiger Zeit ihren Handel sehr zu erweitern und mit den Kanadiern zu wetteifern gesucht, um dem Vorwurfe zu entgehen, daß ihre Unthätigkeit dem Brittischen Handel Abbruch thäte.

Auf Cartiers Entdeckung von Kanada im Jahre 1536 folgten bald die ersten Versuche anderer Französischer Abentheurer, die sich dort sowohl, als in der benachbarten Halbinsel Akadien niederlassen wollten; allein diese unreifen Versuche blieben ohne allen Erfolg, bis Champlain 1668 den Grund zur Stadt Quebek legte. Nunmehr hätte Kanada in den Händen der Französischen Regierung

eine wichtige Kolonie werden können, zumal da man im Innern derselben eine Kommunikation mit Luisiana, welches ebenfalls der Krone Frankreich gehörte, vermittelst der fünf großen Seen und der Flüsse Illinois und Missisippi eröffnet hatte; allein die groben Fehler der Kolonial-Administration vereitelten diese Aussichten in dem Grade, daß man sich 1763 glücklich schätzte, Kanada und Akadien oder Neuschottland an die Engländer abzutreten.

Nach dem Verluste der übrigen Kolonieen schenkte die Brittische Regierung den bisher vernachläßigten, und freilich auch von der Natur etwas stiefmütterlicher behandelten nordischen Provinzen, die sich ihrer Botmäßigkeit nicht entreißen konnten, besondere Aufmerksamkeit. Kanada enthielt beim Friedensschlusse von 1783 genau 113,012 Englische und Französische Kolonisten, und außerdem noch gegen zehntausend Flüchtlinge aus der Amerikanischen Republik, oder so genannte Loyalisten, denen ein eigener Bezirk in der oberen Gegend von Kanada am Cataraquiflus und am Ontariosee angewiesen worden ist. Die Bevölkerung von Quebek bestand damals aus 6,472 Seelen, und die von Montreal mochte nur um wenig geringer seyn.

Die so genannte Quebek-Bill, eine Parlamentsakte vom 14ten Regierungsjahre Georgs des Dritten, enthielt die Grundverfassung dieser Provinz, nach welcher die gesetzgebende Macht dem Statthalter und einem ihm zugeordneten Rathe übertragen war. Der Unterstatthalter, der Oberrichter, der Regierungs-Sekretair und zwanzig andere Mitglieder, von denen die Hälfte Französischer Abkunft seyn mußten, waren die Mitglieder jenes Rathes, und erhielten ein Jahrgehalt von hundert Pfund Sterling. Allein obgleich die meisten Funktionen der Regierung ihnen oblagen, so hatte sich doch Großbritannien das Recht, die Auflagen zu erkennen, vorbehalten und dagegen die in fünf und zwanzigtausend Pfund Sterling bestehenden jährlichen Kosten der Civil-Liste zu bestreiten versprochen.

Diese Verfassung konnte aber nicht lange Bestand haben; es war natürlich, daß von allen Seiten Reklamationen dawider einliefen, theils von den Einwohnern der unteren Provinz, die das billige Recht sich selbst zu taxiren und ihre eigene Provinzial-Versammlung verlangten, theils von den Loyalisten im höheren Kanada, die schon in ihrem Vaterlande freiere Grundsätze geschöpft hatten, und sich an das in Quebek von dem Französischen Adel eingeführte Lehnssystem nicht gewöhnen konnten. Die Klugheit rieth daher dem Britischen Minister Pitt, dem Uebel abzuhelfen, ehe noch die Klagen recht zur Sprache kämen, und so entstand bereits im Jahr 1790 die neue Quebek-Akte, vermöge welcher Kanada in zwei ganz von einander unabhängige Provinzen abgetheilt wird, die nach Maßgabe des verschiedenen Bedürfnisses der Einwohner eine merklich verschiedene Verfassung erhalten haben. Auffallend ist es, daß eine Englische gesetzgebende Versammlung an der Neige des achtzehnten Jahrhunderts in dem Entwurfe dieser Verfassungen eine privilegirte Adelsklasse in Kanada förmlich über die anderen Bürger erhob, ihnen besondere Immunitäten bewilligte, ihre Lehnsrechte heiligte und bestätigte, und aus ihrer Mitte ein erbliches Oberparlament stiftete, welches, wie das Brittische, zugleich einen geistlichen Adel in sich schließt. Diese von der Oppositionspartei vergeblich gerügte Barbarei unseres Zeitalters kann in jenem Welttheile nicht leicht die schlimmen Folgen, wie im unsrigen, nach sich ziehen. Das mächtige, glänzende Beispiel der Gleichheit und Freiheit in der benachbarten Republik der vereinigten Staaten verbreitet eine so helle Masse von Licht, daß die Werke der Finsterniß unmöglich lange daneben bestehen können.

Die ganze Ausfuhr von Quebek betrug im Jahr 1786 343,262 Pfund, 19 Schilling, 6 Pence Sterling, und die Einfuhr dieses Jahres 325,116 Pfund Sterling. Von der Ausfuhr war das Pelzwerk der Hauptartikel; denn er belief sich auf 285,977 Pfund. Die übrigen Artikel waren Weizen,

Mehl, Zwieback, Leinsamen, allerley Hausrath von Holz, Tische, Bottasche, Oel, Ginseng und andere Arzneygewächse. Dagegen wurden eingeführt: Rum, Branntwein, Melassen oder Syrup, Kaffee, Zucker, Wein, Tabak, Salz, Schokolade, Lebensmittel für die Truppen und allerley trockene Waaren.

Neuschottland und Neubraunschweig bilden jetzt ebenfalls zwey abgesonderte Provinzen, deren vorzüglichster Handel in der Verfertigung von allerley Hausrath aus ihrem guten, dauerhaften Holze besteht, den sie sodann nach den Westindischen Inseln führen, um allerley Artikel des Bedarfs, als Rum, Zucker, Kaffee, u. s. w. dafür einzutauschen. Ihre Fischerey ist nächst der von Neufundland die beträchtlichste, und wurde im Jahre 1763 schon auf mehr als 900,000 Pfund Sterling angeschlagen. Der Kornbau bleibt dagegen noch zu unbedeutend, um dem Bedürfnisse der Einwohner zu genügen. Ihre Verfassung ist nach der Englischen gemodelt, und für einen Staat in seiner Kindheit mag sie leicht hinreichend seyn, bis die größere Bevölkerung ihre Mängel aufdeckt. Durch die Auswanderung der Loyalisten aus den unabhängig gewordenen Provinzen hat sich schon die Volksmenge von Neuschottland ansehnlich vermehrt. Der Hauptort Halifax zählt gegen 20,000 Einwohner; Annapolis mit seinem unvergleichlichen Hafen hat sich seit dem Frieden um fünf Sechstheile vergrößert; Barrington hat 4,000, und Shelburn 13,000 Einwohner erhalten.

Ich habe diese beiden Provinzen hier erwähnt, weil die Gränzen des Theils von Nordamerika, den wir zu betrachten hatten, sie natürlich mit einzuschließen schienen. Ueberdies gewinnen wir auch so viel durch diesen Zusatz, daß wir das wichtige Faktum der schnellen Fortschritte der hiesigen Bevölkerung am Schlusse dieser Uebersicht vor Augen behalten, und von demselben auf die Benutzung des ganzen unermeßlichen Landes, im Westen von Kanada, welches des Anbaues so fähig ist, die Anwendung machen können.

Georg Forster.

I.

Des

Lieutenants Georg Mortimer

Bemerkungen auf seiner Reise,

in der

Brigantine Merkur,

unter Anführung

des

Herrn John Henry Cox,

nach

Teneriffa, Amsterdameiland, den Marieneilanden, O-Taheiti, den Sandwich- und den Fuchsinseln, Tinian,

und

von da nach Kanton.

I.

Des

Lieutenants Georg Martimer

Bemerkungen auf seiner Reise,

unter

Brigantine Merkur,

unter Anführung

des

Herrn Jesu Henry Cor,

nach

Teneriffa, Amsterdamseiland, den Marienseilanden, O-Kabrieli, den Sandwich- und den Fuchsinseln, Tinian,

und

von da nach Marlon.

Einleitung.

Obgleich Herr Cox die im Folgenden beschriebene Reise vorzüglich aus Wißbegierde unternahm, so hatte er doch dabei, den Pelzhandel an der Nordwest-Küste von Amerika zum entfernten Zwecke, und zu diesem Ende erbauete der geschickte Schiffbaumeister Herr Stalkart von Deptford ein schönes, neues, mit Kupfer beschlagenes Schiff, welches man den Merkurius nannte.

Zwar gestand man allgemein, daß dieses Schiff eine sehr elegante Form hätte und äußerst schnell segelte; nur schien es nicht für eine Reise von solcher Art gemacht zu seyn, bei der es, aller Wahrscheinlichkeit nach, häufig mit bösem Wetter zu kämpfen haben mußte.

Vielleicht könnte man fragen, in welcher Absicht wir einen solchen Umweg nach dem Orte unsrer Bestimmung

nahmen? vielleicht wird man auch nicht begreifen, was uns bewog, nach Unalaschka zu gehen. Ich kann darauf nur antworten, daß mir Herrn Cox Bewegungsgründe nicht genau bekannt sind, und daß ich von ihm nur hörte: er müsse durchaus nach China, und es sey ihm lieber, in seinem eigenen Schiffe, als in einem Ostindienfahrer, dahin zu gehen, besonders da er sehr die Südsee-Inseln zu besuchen [illegible]. Ich weiß gewiß, daß er bei der schon viel zu späten Jahreszeit nicht dann rechnete, an der Küste in seinem Geschäften viel auszurichten, und daß er nur selbst genug in China zu seyn wünschte, um das folgende Jahr zu rechter Zeit mit dem Schiffe nach der Nordwest-Küste von Amerika segeln zu können.

Die Reise mag nun aber dem eigentlichen Zweck entsprochen haben oder nicht, so muß es doch Herrn Cox und Allen, die sich mit dabei befanden, ein sehr angenehmer Gedanke seyn, daß verschiedene andere nützliche Zwecke dadurch erreicht wurden, worunter vor allen die Untersuchung der Insel Amsterdam gehört. Unter andern versichert man mich, daß die folgende davon gegebene Nachricht bereits einige unternehmende Kaufleute bewogen hat,

Schiffe zum Robben- und Wallfischfang in den Nähe derselben auszurüsten; und ich zweifle nicht an dem guten Erfolge dieses Unternehmens, da die benachbarte St. Pauls-Insel ebenfalls grossen Ueberfluß an Seethieren haben soll, und da die Wallfische, welche wir während unseres Aufenthalts zu Amsterdam in grosser Menge sahen, von der Kaschalott-Gattung waren.

Auch schmeichelt man sich, daß die Nachricht von den Marien-Inseln, so weit wir sie besuchten, nicht unwichtig seyn und den Wißbegierigen einige Unterhaltung gewähren wird. Nicht minder wichtig, ob ich gleich desselben zuletzt erwähne, war unser Besuch auf O-Taheiti, weil ich dadurch in Stand gesetzt worden bin, der Admiralität über den wahrscheinlichen Aufenthalt der Aufrührer an Bord des Königlichen Schiffes Bounty Nachrichten zu ertheilen, vermittelst deren Kapitain Edwards von der Fregatte Pandora (die in der eigentlichen Absicht ausgeschickt worden ist, diese kühnen Verbrecher aufzusuchen) hoffentlich in Stande seyn wird, sie zur verdienten Strafe zu bringen.

Die Bekanntmachung meines Tagebuches will ich nicht weiter entschuldigen, nur muß ich die Nachsicht meiner nautischen Leser in Betreff der technologischen Ausdrücke erbitten. Bei den Längen und Breiten habe ich mich strenge an die Beobachtungen des Herrn Cox gehalten. — Worte sind zu schwach, die Ergießungen eines dankbaren Herzens auszudrücken; ich begnüge mich also, die verehrungswürdigen Beschützer und Beförderer dieses meines ersten litterarischen Unternehmens zu versichern, daß ich den Werth ihrer Güte aufs vollkommenste fühle.

G. Mortimer.

Bemerkungen
auf
einer Reise
nach der
Nordwestküste von Amerika.

Nachdem wir uns mit allem Nothwendigen zu einer langen Seereise hinlänglich versehen und alle erforderlichen Zurüstungen gemacht hatten, segelten wir Donnerstags den 26sten Februar 1789 von Gravesend ab, und erreichten am 27sten die Dünen (*downs*), wo wir vor Anker gingen, und unseren Lootsen ans Land setzten. Am folgenden Morgen lichteten wir die Anker, und liefen mit einem Nordost-Winde von den Dünen aus.

Am 1sten März sahen wir die Landspitze Start; am 2ten die Kanarischen Inseln und Teneriffa. Um Mittag lag die große Kanarien-Insel zehn bis zwölf Seemeilen weit Südwärts, und Teneriffa dreizehn bis vierzehn Seemeilen weit West-Süd-Westwärts. Abends erreichten wir Teneriffa, und gingen in der Rhede Santa Cruz, der Stadt dieses Namens gegenüber, in achtzehn Faden Tiefe, auf Sandboden mit Schlamm vermischt, vor Anker. Bei unsrer Ankunft machte uns der Aufseher des Hafens einen Besuch, um uns über den Namen des Schiffes, den Ort seiner Abfahrt und andere ähnliche Dinge zu befragen. Wir sandten den Kommodore

Cornwallis mit der Krone, welche vier und sechzig Kanonen führt, und den Fregatten Phönix, Perseverance und Atalanta, welche sämtlich nach Ostindien gingen, auf der Rhede Santa Cruz vor Anker.

Sobald wir die Anker geworfen hatten, ließ Kapitain Cox jedem von unseren Leuten einen Schluck Branntwein geben; allein ob sie gleich auf unserer ganzen Reise mit aller möglichen Nachsicht behandelt worden waren, und wir nicht wohl vermuthen konnten, daß sie über etwas zu klagen hätten, so weigerten sie sich doch aus wunderlichem Eigensinn, zu trinken.

Ich begleitete den Kapitain ans Land, um mit ihm dem Gouverneur aufzuwarten. Wir fanden ihn nicht zu Hause, und mußten uns also begnügen, dem Kapitain vom Hafen, Herrn Adams, der so höflich gewesen war mit uns zu gehen, den Auftrag zu geben, uns Sr. Excellenz zu empfehlen.

Teneriffa ist an Handel und Volksmenge bei weitem die ansehnlichste unter den Kanarischen Inseln, und liegt, so wie die andren, in einem herrlichen, gesunden Himmelsstriche. Man rechnet, daß auf dieser Insel jährlich über vierzig tausend Faß (*pipes*) Wein gewonnen werden, wovon ein großer Theil ausgeführt wird. Das übrige bleibt auf der Insel, und dient den Einwohnern zum gewöhnlichen Getränk. Der Wein auf Teneriffa ist lieblich von Geschmack, gesund und nicht ohne Feuer; nur glaube ich, daß er sich nicht lange hält. Dieser Wein macht den vornehmsten und beinahe den einzigen Artikel ihres auswärtigen Handels aus.

Die Stadt Laguna, vormals die Hauptstadt der Insel, ist in Verfall gerathen, und Santa Cruz behauptet jetzt den Vorrang. Der Oberbefehlshaber der Kanarischen Inseln residirt daselbst, obgleich der Bischofssitz und die Gerichtshöfe in der Stadt Palma in Groß-Kanaria befindlich sind.

Die gegenwärtigen Einwohner von Teneriffa bestehen aus Spaniern; denn die ursprünglichen Bewohner sind theils fast ganz ausgestorben, theils durch Heirathen der-

maßen mit den Spaniern vermischt, daß man sie nicht von ihnen unterscheiden kann. Sie haben meistens eine schwarzbraune Gesichtsfarbe; nur bei den Frauenzimmern findet man zuweilen eine weißere Haut, weil sie sich mehr vor der Sonne hüten, da sie Schleier tragen und selten eher als Abends ausgehen. Im Ganzen ist es eine schöne, wohlgebildete Menschenart, die sich leicht und gerade trägt. Sie sind ausnehmend höflich, und man begegnet selten einem Spanischen Officier oder einem Manne von Stande, der nicht im Vorbeigehen den Hut abzöge; selbst die Bauern bezeigen einander diese Höflichkeit.

Santa Cruz nimmt sich von der See ungemein gut aus; die Häuser sind weiß, mit rothen Ziegeln gedeckt, und hier und da stehen einige Palmbäume dazwischen. Die Stadt hat verschiedne Kirchen und Klöster und einen vortreflichen steinernen Damm (*mole*), zum bequemen Ausschiffen und Ausladen der Waaren. Gleich an dem Damme ist ein angenehmer Spaziergang, den der jetzige Gouverneur angelegt und mit Bäumen bepflanzt hat. Weil dieser aber bei dem größten Theile der Einwohner nicht in Gunst steht, so suchen sie ihr Mißfallen an ihm dadurch an den Tag zu legen, daß sie den Spaziergang nicht besuchen. Nicht weit von dem Damme steht ein sehr schöner marmorner Obelisk zu Ehren eines Bildes, welches die Einwohner von Teneriffa die Heilige Jungfrau von Candelaria (Lichtmeß) nennen. Dieses Bild wird sehr geachtet, besonders von dem Pöbel, der eine Menge ungereimter Geschichten von der ersten Erscheinung desselben auf der Insel und von den vielen Wundern, die es verrichtet hat, erzählt. Auf der Spitze des Obelisks steht die Bildsäule der Heiligen Jungfrau von Candelaria, und unten sieht man vier gut gearbeitete Figuren, welche die alten Könige oder Fürsten von Teneriffa vorstellen, wovon jeder das Schienbein eines Menschen in der Hand hält. An den vier Seiten des Fußgestelles stehen folgende Spanische Inschriften, welche jemand für Kapitain Cox zu übersetzen die Güte hatte.

Ostwärts.

„Auf Kosten und aus herzlicher Andacht des Don Bartholomeo Antonio Montanez, beständigen Befehlshabers auf „dem Königlichen Schlosse am Strande von Candelaria, im „Jahr unsers Herrn 1766, dem Zehnten des Pontifikats „unsers Heiligen Vaters Clemens XIII., und dem neunten der „Regierung unsers Katholischen Königs Karls des Dritten."

Nordwärts.

„Ist ein Denkmal christlicher Frömmigkeit zum ewigen „Andenken der wunderbaren Erscheinung von Candelaria errichtet worden, welches heilige Bild die Heiden auf „dieser Insel hundert und vier Jahre, bevor das Evangelium „gepredigt ward, verehrten."

Westwärts.

„Die Königlichen Nachfolger (*successors*) auf Teneriffa, „die mit Blumen gekrönt sind, und statt des Scepters die „verdorrten Schienbeine ihrer Väter tragen, verehrten die „verborgene Gottheit in diesem Bilde; sie sahen das Licht „Gottes zwischen den Schatten, und riefen in allen Bedrängnissen zu ihm."

Südwärts.

„Die Christlichen Eroberer erfleheten den besonderen „Schutz dieses Bildes auf Teneriffa; die Insulaner und ihr „Ober-Schutzherr aller Kanarien beten es an, als das Bild „der Mutter Gottes, der, um das Menschengeschlecht zu erlösen, ein Mensch ward *)."

Das Innere vieler großen Häuser auf dieser Insel gleicht unseren alten Gasthöfen in England: man geht durch einen großen Thorweg in ein geräumiges Viereck mit einer Treppe und Galerie, die um den Hof läuft und zu verschiednen Zimmern führt. Die meisten Häuser haben Bal-

*) Dies ist also wieder ein sauberes Beispiel von der Römischen Politik, die heidnischen Götzenbilder in christliche zu verwandeln; ein Pendant zu dem Heil. Damian in Kalabrien, der, nach Sir William Hamiltons Entdeckung, aus einem — *satva venia* — Priap der alten Römer entstanden ist. F.

rous, auf denen die Einwohner sitzen und der Luft genießen. Die Zimmer sind nicht mit Kaminen versehen, weil man kein anderes Feuer als zum Kochen braucht. Um diese Jahrszeit giebt es wenige Früchte auf Teneriffa; im Sommer aber hat man Trauben, Orangen, Citronen, Pfirsichen, Maulbeeren, Mandeln, Feigen, Birnen und Wallnüsse die Menge, so wie auch fast alle Küchenkräuter und Wurzeln, die wir in England haben.

Wir, Herr Cox und ich, ritten nach Porto Orrotava, ungefähr fünf und zwanzig Meilen von Santa Cruz, und zwar auf Mauleseln, die bei den steilen und unebnen Wegen, welche man in diesem Lande meistens antrift, weit besser als Pferde zu gebrauchen sind. Wir erstiegen einige Berge, deren Spitzen über die Wolken hinaus ragten, und fanden es in dieser Luftregion sehr kalt und feucht. Das Land bei Porto Orrotava ist weit fruchtbarer, als in der Nachbarschaft von Santa Cruz, und angenehm mit Kornfeldern und Weinbergen untermischt. Wir fanden die Indianische Feige und Aloe (*Agave*) in großer Menge und Ueppigkeit wild wachsen, so wie auch eine Art rother Lilien, die sich in den Hecken sehr gut ausnehmen.

Ich muß gestehen, daß der berühmte Pik von Teneriffa den Erwartungen, die ich mir davon gemacht hatte, nicht ganz entsprach, ob es gleich ein ungeheurer Berg ist, dessen Spitze zwölf tausend drei hundert und vierzig Fuß höher als die Meeresfläche seyn soll. Der Gipfel ist mit Schnee bedeckt, und gewährt, wenn die Sonne darauf niederstrahlt, einen äußerst schönen, glänzenden Anblick; die Höhe der umliegenden Berge, wovon verschiedene nicht viel kleiner sind als der Pik, thut indeß seiner Wirkung Abbruch. Ich hätte gern den Pik erstiegen; allein man sagte mir, daß es um diese Jahrszeit nicht möglich wäre, besonders da mehr Schnee darauf läge, als man seit verschiednen Jahren darauf gesehen hätte.

Am 16ten segelte der Kommodore Cornwallis mit seiner Flotte nach Ostindien. Einige von unseren Leuten,

die schon vorher einiges Mißvergnügen geäußert hatten, erklärten jetzt öffentlich, daß sie nicht weiter gehen wollten, und weigerten sich, noch irgend eine Arbeit zu verrichten. Des Abends suchten sie zwar ihr schlechtes Betragen bei dem Kapitain Cox zu entschuldigen, und schützten vor, daß sie betrunken gewesen wären; allein er fand es dennoch für gut, zwei davon, die sich vorzüglich unverschämt aufgeführt hatten, aus dem Schiffe zu jagen. Der eine besonders war ein sehr gefährlicher, unruhiger Kerl, der den übrigen Matrosen eine Menge unnützer Geschichten erzählt hatte und großentheils an dem heutigen Lärmen Schuld war. Wir erlitten durch die Entfernung dieser Leute von dem Schiffe keinen Verlust, weil sie durch zwei Portugiesische Matrosen ersetzt wurden, die, gerade als wir absegeln wollten, an Bord kamen.

Am 25sten lichteten wir die Anker, und segelten von Teneriffa ab, nachdem wir die Geschäfte, um derentwillen wir dahin gegangen waren, nämlich unser Schiff zu kalfatern, das Takelwerk von neuem zu befestigen, unsre leeren Wassertonnen zu füllen, Wein an Bord zu nehmen u. s. w. abgethan hatten.

Am 27sten passirten wir den Wendekreis des Krebses in 19° Westlicher Länge. Am 30sten sahen wir die Insel Bonaviſta, und den Tag darauf die Insel Mayo. Abends den 6ten April passirten wir den Aequator. Wir hatten an diesem Tage einen östlichen Wind, mit öfteren Windstößen und Gewittern, und der folgende Tag war eben so stürmisch, mit heftigem Regen. Unser dritter Steuermann stach des Morgens ein großes Meerschwein, und brachte es an Bord. Am 8ten ward ein Boot ausgesetzt, um die Richtung und Geschwindigkeit der Strömung zu erforschen; sie lief nach W. N. West, fünf Meilen in der Stunde.

Am 20sten hatten wir sehr schönes Wetter und leichten Wind. Das kleine Boot ward ausgesetzt und segelte mit dem Schiff in die Wette, welches in Zeit von einer halben Stunde weit zurück blieb. Am 21sten passirten wir den

Wendekreis des Steinbocks in 29° 30′ Westlicher Länge: das Wetter war jetzt, und schon seit einigen Tagen, so warm, wie damals, als wir den Aequator passirten. Das Fahrenheitische Thermometer stand mit weniger Veränderung auf 85° und 81°.

Mittags den 27sten befanden wir uns, nach Beobachtung, in 34° 40′ Südlicher Breite. In dieser Breite pflegen die Schiffe, die um das Kap gehen, gewöhnlich die östliche Richtung zu nehmen; allein da unser Befehlshaber an den Inseln Tristan da Cunha vor Anker gehen wollte, um unsere ledigen Wassertonnen zu füllen, so hielten wir uns noch ferner nach Süd-Ost und Süd-Ost bei Süden, bis Abends den 28sten, wo wir die Inseln sahen. Sie lagen uns aber zu fern, und zu sehr gegen den Wind, als daß wir sie erreichen konnten; daher steuerten wir ostwärts, und richteten unseren Lauf mit einem guten Winde aus Süd-Westen nach dem Kap.

Am 29sten sahen wir viele Albatrossen, Pintaden und andere Vögel, und fanden die Luft weit kühler, als sie seit einigen Tagen gewesen war. Das Thermometer stand jetzt auf 62°. Um 3 Uhr Nachmittags den 9ten Mai sahen wir das Kap, und zugleich zwei Schiffe, die nach dem Lande zusteuerten. Nach halb vier Uhr legten wir bei, und sprachen mit einer Holländischen Brigantine vom Kap. Um elf Uhr warfen wir das Senkblei in vier und zwanzig Faden Tiefe auf Sand und Muscheln, drei Seemeilen weit vom Lande. Um Mittag zogen wir einige Segel ein, und legten bei, um mit einer Amerikanischen Brigantine, dem Antony, zu sprechen. Herr Cox schickte ein Boot mit einigen Briefen an Bord des Schiffes; sobald es zurückkam und wieder eingehoben war, gingen wir unter Segel, und setzten mit einem frischen Winde aus Nord-Westen unseren Lauf südostwärts fort. Wir sahen an diesem Tage verschiedne Baßgänse, Kapische Sturmvögel u. s. w.

Gegen Abend am 12ten geriethen wir in Windstille, und sahen viele Wallfische um das Schiff schwimmen. — Da am 15ten ein sehr schöner Tag und beinahe Windstille war,

so setzten wir unser kleines Boot aus, und schossen ein Paar Albatrossen, einen großen Sturmvogel, oder Quebrantahuessos*), und einen Vogel, der einer Krähe glich. Der größte von den Albatrossen hielt von der Spitze des einen Flügels bis zum andren zehn Fuß einen Zoll, und man sagte mir, sie wären oft noch weit größer. Sie hatten, so wie die anderen Vögel die wir schossen, keinen fleischigen Magen. An den Flügeln waren fünf, und an den Zehen vier Gelenke. Wir ließen von den Albatrossen eine Pastete machen, und fanden sie sehr schmackhaft. Der große Sturmvogel oder Beinbrecher (*Procellaria maxima*) hat einen sehr sonderbaren Schnabel, welcher gleichsam gebrochen, oder aus verschiednen abgesonderten Stücken, wie Gelenken, zusammengesetzt zu seyn scheint. Ich halte ihn für einen Raubvogel, weil wir Beine, Flügel und andre Stücke von kleinen Vögeln in seinem Magen fanden. Am 21sten flogen eine große Menge Pintado-Vögel (*Procellaria capensis*) um das Schiff; diese niedlichen kleinen Vögel sind schön mit Schwarz und Weiß gesprenkelt, und so zahm und begierig nach Futter, daß man sie leicht mit einer kleinen Angel und Schnur fangen kann.

Nach halb ein Uhr Nachmittags den 29sten sahen wir die Insel Amsterdam, und Abends nachhalb acht ankerten wir mit unserem besten Buganker an der Ostseite der Insel in ein und zwanzig Faden Tiefe auf schwarzem Sand, eine Englische Meile weit vom Ufer. Da aller Wahrscheinlichkeit nach, vor dem Merkurius, kein Englisches Schiff jemals an dieser Insel vor Anker gegangen ist, so kann eine nähere Beschreibung derselben den Wißbegierigen vielleicht interessant seyn. Die einzige Nachricht, welche ich mir von der Insel Amsterdam zu verschaffen im Stande war, steht in Herrn Dalrymple's Erläuterung zu seinen Hasenzeichnungen, worin sich ein kurzer Auszug aus dem Tage-

*) *Quebrantahuessos* ist die Spanische Benennung eines Seevogels, und bedeutet wörtlich den Knochenbrecher. Die Ornithologen nennen diese Gattung *Procellaria maxima* oder auch *Ossifraga*. F.

buch eines gewissen Vlaming, eines Holländers, befindet, der die Insel im Jahre 1697 besuchte. Diese Nachricht ist zwar kurz, aber ziemlich genau.

Morgens den 30sten ging ich mit Herrn Cox ans Ufer. Wir landeten in einer großen Bay, oder vielmehr in einem Bassin, welches von den umliegenden Hügeln gebildet wird, und gänzlich vor dem Winde geschützt ist. Nach Vlaming, war zu seiner Zeit kein Ausgang von der See in dieses Bassin; jetzt aber ist ein enger Kanal daselbst vorhanden, vor welchem eine Untiefe liegt. An diese stießen wir im Einlaufen; aber einige von unseren Leuten sprangen aus dem Boot, und schafften es ohne Mühe hinüber. Dieß läßt sich indeß, wie ich seitdem erfahren habe, nicht immer thun; denn als wir mit unserem dritten Steuermann ans Ufer gingen, blieben wir sitzen, und da zugleich die Brandung mit großer Gewalt über die Untiefe brach, so drang so viel Wasser in das Boot, daß es kaum gerettet werden konnte.

Als wir zuerst ans Land kamen, fanden wir das Ufer mit einer solchen Menge Robben oder Seehunde bedeckt, daß wir sie aus einander treiben mußten, ehe wir aus dem Boote stiegen. Außerdem sahen wir verschiedne Seelöwen oder Seewölfe von ungeheurer Größe und furchtbarem Ansehn. Einer derselben, den wir maßen, hatte ein und zwanzig Fuß in der Länge, und beinahe eben so viel im Umfange. Diese Thiere haben eine schmutzig weiße, oder steingraue Farbe, sind sehr friedlich, und so schwerfällig und träge, daß sie sich kaum bewegen, wenn jemand erscheint, wofern sie nicht angegriffen werden. Sie zogen sich rückwärts nach der See, sperrten die Mäuler auf, und schüttelten die Köpfe, aber ohne das mindeste Geräusch zu machen. Einige darunter waren sehr schwer zu tödten; denn ob sie gleich mehrere Flintenkugeln in den Kopf und den Schlund hinunter bekamen und an verschiedenen Theilen des Körpers mit halben Piken verwundet wurden, so daß das Blut von ihnen strömte, fanden sie dennoch Mittel, in die See zu entkommen. Einer ward indeß auf den

ersten Schuß mit einer einzigen Kugel getödtet, die wahrscheinlich durch das Gehirn ging. Die Seelöwen gleichen an Gestalt den Robben, und sind, so wie diese, mit vier Füßen oder Flossen versehen, von denen sie die beiden hinteren so gerade tragen, daß sie einem Schwanze gleichen.

In dem Bassin, welches so still wie ein Teich, und in der Mitte dreißig Faden tief ist, findet man allerlei Arten Fische in Ueberfluß, besonders einige schöne scharlachfarbne Persche, die einen vortreflichen Geschmack haben. Wir fingen deren verschiedene, und kochten sie in wenigen Minuten in heißen Quellen gar, die so dicht am Rande des Bassins sind, daß man füglich zu gleicher Zeit den einen Fuß in kaltes, und den anderen in siedend heißes Wasser stecken kann. Herr Cox, ich und einige von unseren Leuten verzehrten diese Fische, und wenn die letztern nachher auf den Robbenfang ausgeschickt wurden, brauchten sie nur ein Fischnetz, etwas Zwieback und Wasser mitzunehmen, um einer köstlichen Mahlzeit gewiß zu seyn. Wir tauchten das Thermometer in eine dieser heißen Quellen, und es stieg sogleich auf 185½ Grad.

Die ganze Insel, die ungefähr vier Seemeilen im Umkreise hat, ist mit einer Art von grobem langem Grase oder Schilf bedeckt, welches den Robben zu einer guten Zuflucht dient. In der vorhin erwähnten Nachricht des Holländers wird bemerkt, daß auf der Spitze der Berge frisches Wasser zu finden sey. Ich kann nicht sagen, ob dem so ist, oder nicht, weil die Berge zu steil und zu sehr mit langem Grase bewachsen waren, als daß wir sie hätten ersteigen können. Wenigstens konnten wir in dieser Gegend keine zugängliche Stelle finden.

Nach wiederholten Beobachtungen fanden wir, daß diese Insel in 38° 43′ S. Br. liegt. Die Länge derselben bestimmten wir auf 78° 13′ Oestlich von Greenwich. Das Thermometer war an einem Tage so gefallen, daß es auf 45° stand. Die übrige Zeit unseres Aufenthaltes wechselte es von 45° bis zu 54°. Die Bank, wo wir vor Anker gingen, erstreckt sich längs der ganzen Ostseite der Insel, und

hat

hat einen solchen Ueberfluß an allerley Fischen, daß wir in Zeit von einer halben Stunde so viel fangen konnten, wie die ganze Schiffsgesellschaft zu mehreren Mahlzeiten bedurfte. Diese Fische waren so gefräßig, daß sie anbissen, sobald nur die Angel das Wasser berührte, und wir zogen verschiedentlich zwei zu gleicher Zeit herauf, wovon jeder acht bis neun Pfund wog.

Am 1sten Junius Morgens war das Wetter so hell, daß wir ganz deutlich vom Verdeck die St. Pauls-Insel erblickten, die in siebzehn Seemeilen Entfernung nach Nord-Nord-Osten lag.*) Morgens den 4ten blies der Wind sehr frisch, und gegen Abend kam er mit so vermehrter Stärke aus Nord-Osten, daß wir unsere Lage für sehr gefährlich hielten, und uns genöthigt sahen, unser Ankertau abzukappen, um so schnell als möglich in See zu gehen. Weil wir wieder nach der Insel zurückzukehren dachten, um unser Tau und unsren Anker zu holen, so lavirten wir in der Nähe, und suchten, sobald der Wind sich legte, unseren vorigen Stand wieder zu bekommen; allein wir konnten erst Nachmittags den 8ten dazu gelangen. Nunmehr gingen wir aufs neue vor Anker, und setzten auf der Stelle die Boote aus, um das Ende des Taues an Bord zu bringen. Dieses Vorhaben ward indeß vereitelt, weil das Schiff von dem Lande abtrieb, so daß wir den Anker lichten und die ganze Nacht hindurch gegen den Wind arbeiten mußten. Morgens den 9ten steuerten wir nach der Insel, und um drei Uhr Nachmittags zogen wir das Ende des zurückgelassenen Taues herein. Um sieben Uhr lichteten wir den

*) Verschiedene Seefahrer und Geographen haben die Inseln St. Paul und Amsterdam mit einander verwechselt und sie für eine und dieselbe gehalten. Namentlich scheint der berühmte Alex. Dalrymple noch in diesem Irrthum gewesen zu seyn, als er Vlamings Aussicht heraus gab. (S. seinen Atlas *Claff. XVII. t. 32.*) Die Abbildung, die wir hier geben, zeigt, und die heiße Quelle bestätigt, daß die Insel Amsterdam vulkanische Schicksale erlitten hat. L.

Anker, und setzten unsere Reise mit einem frischen Winde von N. N. O. fort, nachdem wir nahe bei unserem Landungsplatze in dem Bassin, zum Andenken unseres Besuches auf dieser Insel, eine Flasche mit einem Steinhaufen umgeben zurückgelassen hatten, die ein Stück Pergament mit dem Namen des Schiffes, des Befehlshabers und der Jahrszahl enthielt. Wir verschafften uns während unseres Aufenthaltes bei der Insel Amsterdam gegen tausend vorzüglich gute Robbenhäute, nebst verschiednen Tonnen guten Oels.

Es würde vielleicht sehr einträglich seyn, wenn man ein Schiff nach dieser Insel ausrüstete, um Robbenhäute und Oel zu holen. Man könnte für die Zeit des Aufenthaltes ein Gebäude am Ufer errichten, um das Fett der Seewölfe und Robben zu sieden, welches vortreffliches Oel in Menge geben würde. Auch wäre es gut, sich mit der nothwendigen Geräthschaft zum Wallfischfange zu versehen; denn während unseres Aufenthalts auf dieser Insel sahen wir eine Menge Wallfische von der Kaschalotten-Art. Das Schiff könnte nach China gehen, wo die Häute und das Oel gewiß guten Absatz fänden. Obgleich die Chineser den Fischthran nicht lieben, schien ihnen doch das Robbenöl, das wir zur Probe mitbrachten, sehr zu gefallen, und ich zweifle nicht, daß sie es sehr gut bezahlen würden. In der That war auch das Oel, das wir hiervon erhielten, außerordentlich gut, sehr klar, und fast ganz ohne Geruch, wenigstens nicht von dem ranzigen Geruche des Wallfischthrans.

Vom 13ten Morgens bis zum 15ten hatten wir starken Wind aus Ost und Nord-Ost, mit anhaltendem heftigen Regen und stürmischer See, weshalb wir uns zweimal genöthigt sahen, beizulegen. Am 22sten fielen starke Regen und Hagelschauer mit stürmischem Winde ein, wobei die Wellen hoch gingen und öftere Windstöße kamen. Wir

hatten jetzt seit einigen Tagen weit kälteres Wetter gehabt, als zuvor, und am 23sten stand das Thermometer auf 49°. Den 24ten Julius, um vier Uhr Morgens war es sehr trübe und neblicht; wir glaubten nahe an Land zu seyn, und legten bei, bis es heller Tag war, wo wir wieder unter Segel gingen. Der Wind blies jetzt sehr scharf, und nahm gegen Abend so sehr zu, daß wir genöthigt waren, auch die Nacht über beizulegen.

Wir warfen das Senkbiel alle zwei Stunden aus, fanden aber mit einer Schnur von hundert und zwanzig Faden keinen Grund. Den andren Morgen hatten wir gelindes Wetter, und konnten wieder unser Bramsegel führen. Nach halb zehn Uhr erblickten wir die Küste von Neu-Holland, und um Mittag befanden wir uns vier Meilen weit vom Lande. Um ein Uhr Nachmittags waren wir dem Süd-West-Kap, und um zwei Uhr dem Felsen Mewstone oder Möwenstein gegenüber. Um sechs Uhr Abends kamen wir in eine tiefe Bay, und gingen mit dem kleinen Anker in dreizehn Faden Tiefe auf grobem weißem Sande vor Anker; der Mewstone lag Süd bei Ost, in zehn Meilen Entfernung. Früh am anderen Morgen ging ein Kommando von unsren Leuten in dem kleinen Boot ans Ufer, um Wasser zu suchen. Wir fuhren vier Meilen weit vom Schiff ans Land, weil die Brandung es nicht zuließ, näher heran zu kommen. Kaum waren wir aus dem Boote gestiegen, so fanden wir einen kleinen Bach von frischem Wasser, der, wie ich glaube, durch den von den umliegenden Hügeln herab rinnenden Regen entstanden war; denn die ganze Erdfläche zeigte deutliche Spuren von frischem und starkem Regen. Nahe beim Ufer, und dicht bei dem Wasserbache sahen wir eine Hütte von runder Form, oben offen und von Baumzweigen und dürren Blättern plump gebauet, so daß sie kaum Schutz vor dem rauhen Wetter gewährte. Rund herum lag eine Menge Schalen von Perlmutter und anderen kürzlich verzehrten Muschelfischen ver-

streuet. Wir schlossen aus diesen und andren Zeichen, daß die Einwohner diesen Ort noch nicht lange verlassen hätten und nicht weit von uns entfernt seyn müßten. Während unsre Leute sich beschäftigten, einige Wassertonnen, die wir ans Ufer gebracht hatten, zu füllen, gingen der Kapitain, ich und unser zweiter und dritter Steuermann aus, um das Land zu besehen. Wir machten einen Umkreis von etwa sechs englischen Meilen, und fanden es anmuthig mit Hügeln und Thälern abwechselnd. Einige Hügel waren, ihrer Höhe ungeachtet, bis an die Spitze reich und üppig mit Bäumen bekleidet. Außerdem fanden wir eine große Menge verschiedener Kräuter und Pflanzen, die zum Theil gewiß noch ganz unbekannt sind; allein es ist zu hoffen, daß sie es nicht lange mehr bleiben werden, und daß jetzt, da das Gouvernement eine Niederlassung auf dieser Insel gestiftet hat, ein dazu geschickter Mann den Auftrag bekommen wird, sie zu untersuchen. Dieses würde nicht nur eine Quelle des Vergnügens für den Botaniker seyn, sondern wahrscheinlich auch der Arzney- und Färbekunst schätzbaren Vortheil zu Wege bringen.

Auf unserem Spaziergange sahen wir eine Menge Auswurf, der von einem großen Thiere seyn mußte. Da er noch ganz frisch zu seyn schien, und wir allenthalben dergleichen fanden, so hofften wir, einige dieser Thiere anzutreffen, und durchsuchten das Gesträuch und andre Orte, wo sie sich am wahrscheinlichsten konnten verborgen haben; allein es war vergeblich, und eben so wenig gelang es uns, einen der Eingebornen anzutreffen, ob wir gleich an verschiedenen Orten Spuren von ihnen sahen.

Am 5ten, Morgens, schlugen die Wellen sehr stark in die Bay, und indem wir die Anker lichteten, lief der Ankertau nochmals aus, durch welchen Zufall der dritte Steuermann und einer vom Schiffsvolke sehr gequetscht wurden. Wir bemüheten uns den Anker aufzufischen;

allein es wollte uns nicht gelingen, so daß wir nach verschiedenen fruchtlosen Versuchen das Tau kappen, unter Segel gehen und unseren Anker in Stich lassen mußten. Wir hielten uns dem Ufer nahe, und um Mittag lag das Süd-Kap von Neu-Holland, oder Van Diemens-Land, Nord-Ost bei Ost, ungefähr fünf Seemeilen weit. Um neun Uhr am folgenden Abend befanden wir uns Tasmans Haupt (*head*) gegenüber. Wir arbeiteten die ganze Nacht vom 7ten gegen den Wind, und glaubten nahe bei Adventure-Bay zu seyn, wo wir vor Anker gehen wollten, um uns einen Vorrath von Holz zu verschaffen und unsre Wassertonnen zu füllen; allein bei Tagesanbruch sahen wir, daß wir weiter nordwärts gegangen waren, als wir geglaubt hatten, und uns zwischen den Marien-Inseln befanden. Um acht Uhr Morgens ward das kleine Boot ausgesetzt, und unser Kapitain ging in demselben ans Ufer, um frisches Wasser zu suchen; er kam aber zurück, ohne welches gefunden zu haben. Ich begleitete nachher ihn und unseren zweiten Steuermann in dem kleinen Boote nach einer Insel, die gegen Nord-Osten lag, wo wir in einer tiefen Bay, die einen schönen weißbesandeten Strand hatte, landeten. Wir fanden bald einen kleinen Bach von frischem Wasser; und nachdem wir die Bay mit dem Senkblei erforscht und sie tief genug für das Schiff gefunden hatten, gaben wir ein Zeichen, daß es herbei steuern und vor Anker gehen sollte; welches auch um drei Uhr Nachmittags in vier Faden Tiefe auf Sandboden geschah. Kapitain Cox nannte diesen Ort die Austern-Bay (*Oyster-bay*). Sie ist ganz mit Land eingeschlossen, in jeder Richtung vor dem Winde geschützt, und hat einen schönen klaren Grund. Sie liegt in 42° 42′ Südlicher Breite, und 148° 25′ Oestlicher Länge.

Der größte Theil unsrer Mannschaft ward jetzt ausgeschickt, um Holz und Wasser anzuschaffen, welches wir bald in hinlänglicher Menge antrafen. Das Holz war in eben

so großem Ueberflusse da, wie auf dem festen Lande. Auch sahen wir augenscheinliche Spuren von Einwohnern; fast alle großen Bäume waren mit Feuer ausgehöhlt, so daß sie Schutz vor dem Wetter gaben, und rings herum lag eine große Menge Schalen. Ich fand eine Hütte, beinahe von eben der Form, wie die, welche ich zuvor an der Küste gefunden hatte; nur mit dem Unterschiede, daß diese von Rinden, und jene von Zweigen und Blättern gebauet war. Da die Rinde erst kürzlich abgeschält zu seyn schien, so hofften wir bald Einwohner zu sehen, und wurden in unserer Hoffnung nicht betrogen. Als das kleine Boot am 9ten ans Ufer ging, bemerkte man an der gegenüber liegenden Seite der Bay einen Rauch. Unser dritter Steuermann ruderte sogleich dahin, und sah beim Anlanden verschiedne Eingeborne, die mit Stücken brennenden Holzes in der Hand davon liefen. Er näherte sich ihnen allein und unbewaffnet, und machte alle möglichen Freundschaftszeichen, die ihm nur beifallen wollten; allein ob sie gleich seine Bewegungen genau nachahmten und herzlich lachten, so konnte er sie doch nicht bewegen zu bleiben. Er ging immer vorwärts, und sie zogen sich immer weiter zurück, bis sie durch einen Sumpf wateten, wo er ihnen nicht folgen konnte.

Den andren Morgen sahen wir wieder beinahe in eben der Richtung einen Rauch, und gingen so weit als möglich nach dem Orte zu. So wie wir uns dem Ufer näherten, sahen wir verschiedne Eingeborne rings um das Feuer zwischen den Bäumen gehen; einige trugen sehr lange Stangen und Stücken brennendes Holz in den Händen. Als sie sahen, daß wir ans Land gestiegen und ihnen ziemlich nahe gekommen waren, erhoben sie ein lautes Geschnatter, und gingen von dannen. Wir riefen ihnen, indem wir ihr Getöse so gut als möglich nachmachten, und hatten die Freude zu sehen, daß sie in geringer Entfernung von uns stehen blieben. Verschiedne hielten lange Stangen oder Speere in der Hand. Wir machten ihnen Zeichen, daß sie diese

von sich werfen möchten; sie thaten es unverzüglich, und hierauf legten wir unserer Seits die Flinten ebenfalls ab. Sie ließen uns nun so nahe kommen, daß sie Zwieback, ein Federmesser und andre Kleinigkeiten von uns nehmen konnten, hüteten sich aber sorgfältig, sich berühren zu lassen. Einige wollten sogar nichts annehmen, wenn es ihnen nicht zugeworfen ward, und der ganze Haufe zog sich nach und nach von uns weg. Sie schienen nach allem, was sie sahen, lüstern zu seyn und großes Gefallen an unseren Hüten zu haben. Einem von ihnen gab Herr Cox ein seidnes Schnupftuch, und jener warf ihm dafür einen Streifen Fell zu, den er um den Kopf trug. Der Haufe, den wir sahen, bestand aus etwa vierzehn bis funfzehn Männern und Weibern; allein noch verschiedne waren zwischen den Bäumen verborgen. Sie hatten eine matte schwarze oder schmutzige Farbe und wollichte Köpfe. Die meisten waren von mittlerer Größe und, ihrer Magerkeit ungeachtet, starkknochig und von starken Muskeln. Einige darunter waren auf sehr drolligte Art punktirt, und die Haut hatte erhöhete Figuren; außerdem schien ihr Leib mit einer rothen Farbe oder Erde bemalt zu seyn. Sie gingen ganz nackend, einen Mann, der ein Halsband von kleinen Muschelschalen trug, und einige Weiber ausgenommen, die eine Art von Mantel oder Rock um die Schultern hängen hatten, worin sie, wie ich glaube, ihre Kinder und ihre wenigen beweglichen Güter trugen. Im Ganzen schienen sie ein furchtsames, unschuldiges Volk zu seyn, welches ein schönes Gemälde der Natur in ihrem rohesten und ungebildetsten Zustande darstellte. Wir bemüheten uns lange auf alle mögliche Art, diesen armen Leuten Vertrauen einzuflößen; allein ob sie gleich sehr fröhlich zu seyn schienen, unsre Handlungen belachten und nachäfften, und oftmals die Worte Warra, Warra, Wäh wiederholten, zogen sie sich doch sehr schnell zurück. Wir glaubten, daß sie uns winkten ihnen zu folgen, und versuchten dies eine Zeitlang, verloren sie aber bald zwischen den Bäumen.

Herr Cox ging wieder an Bord; unser erster und dritter Steuermann und ich folgten, um etwas mehr von diesen sonderbaren Leuten zu erfahren, so nahe als möglich der Spur des Weges, den sie, unserem Vermuthen nach, genommen hatten. Nachdem wir ungefähr eine Meile weit gegangen waren, sahen wir einen Rauch auf einer Anhöhe nahe bei einer Bay an der anderen Seite der Insel, und eilten was wir konnten, darauf zu; allein die Eingebornen waren schon ehe wir ankamen, geflohen. Vielleicht mochte der Knall unsrer Flinten, die wir unterweges verschiedenemale abschossen, sie in Schrecken gesetzt haben. Sie hatten ein großes Feuer angezündet, und nahe dabei lagen verschiedne kleine Körbe von Binsen, worin wir fast alle unsre Geschenke sorgfältig zusammen gebunden fanden. Aus einigen Kieseln und Steinen und etwas dürrem Grase, welches wir dabei bemerkten, schließe ich, daß sie durch Reiben Feuer machen. Wir sahen auch noch drei kleine Wassereimer, die aus einer Art von zähem Felsenkraut verfertigt und an den Seiten zusammen geheftet waren. Dies scheint ihr ganzer Vorrath von Hausgeräthen zu seyn, und ihre einzige Waffe besteht in einem großen Speer oder einer Lanze, die an einem Ende spitz geschnitten oder geschabt ist. Herr Cox gab einem von ihnen ein Zeichen seinen Speer weg zu werfen, worauf er ihn ziemlich weit und mit vieler Gewalt von sich schleuderte; doch scheinen mir diese Speere nicht gefährlich. Wir setzten uns um das so eben von den Wilden verlassene Feuer, verzehrten unsere kalte Küche, und gingen fort, nachdem wir in der Vermuthung, daß sie bald wieder kommen würden, um ihre in der Eil zurückgelassenen Sachen zu holen, noch einiges für sie hingelegt hatten.

Wir fanden in den Wäldern eine Menge Papageien und mancherlei kleine Vögel, von denen einige das schönste und zarteste Gefieder hatten. Auch sahen wir Krähen, genau von der Art, die wir in England haben, und viele Seevögel, vorzüglich einen großen weißen Vogel, etwas

größer als ein Schwan, mit schwarzen Flügelspitzen und einem ungeheuer großen Schnabel. Die meisten dieser Vögel waren sehr scheu, woraus wir schlossen, daß die Wilden Jagd auf sie machen. Ob es gleich in diesem Theile der Welt jetzt die Mitte des Winters war, fanden wir doch das Wetter sehr mild und angenehm; das Thermometer blieb während unseres Aufenthaltes zwischen 51° und 56°. Die meisten großen Bäume waren reichlich belaubt, und eine Menge kleines niedliches Gesträuch stand in der Blüthe. Die großen Bäume sind sämmtlich von Einer Art, und von allen, die ich noch gesehen habe, verschieden. Ihre Blätter gleichen dem Weidenlaube; sie sind gerade und hoch, und einige wachsen zu einer großen Höhe hinan. Die anderen Bäume sind hauptsächlich von der Tannenart, wovon es hier einige schöne Gattungen giebt. Ich sammelte während unseres Aufenthaltes eine große Menge wilde Petersilie, die wir als Sallat aßen, und die uns sehr wohl schmeckte. Fische konnten wir mit unsrer Angel und Schnur gar nicht fangen. Uebrigens schien es uns sehr sonderbar, daß wir bei der großen Menge von Auster- und anderen Schalen, die wir allenthalben liegen sahen, keine mit dem Fisch darin bekommen konnten. So viel ist gewiß, daß die Wilden sie in Ueberfluß haben; allein ob sie darnach untertauchen oder sie sich auf eine andre Art verschaffen, weiß ich nicht.

Da wir jetzt einen hinlänglichen Vorrath von Holz und Wasser an Bord hatten und segelfertig waren, so wurden die sämmtlichen Leute ans Ufer geschickt, um ihre Hemden zu waschen, und sich die Zeit zu vertreiben, so gut sie konnten. Am folgenden Tage, den 11ten, gingen wir mit einem leichten Lüftchen aus Nord-Nord-West unter Segel, und nahmen unseren Weg südwärts, der Einfahrt gegenüber, durch welche wir in die Austern-Bay eingelaufen waren. Um Mittag befanden wir uns zehn bis zwölf Eng-

lische Meilen weit von dem Kap Friedrich Heinrich, welches nach Süden lag.

Am 15ten schoß einer von unseren Leuten ein so genanntes Kap-Huhn (*Larus Skua*), woraus wir eine Pastete machten, die wir aber sehr unschmackhaft fanden. Wir hatten jetzt sehr schönes Wetter, aber leichten Wind, so daß wir kaum aus der Stelle kamen.

Am 28sten fingen wir einen großen, zehn Fuß langen Hai. Es war ein sehr starker, raubgieriger Fisch, der eine Angel zerbrach, und verschiednemale an eine andere anbiß, ehe er sich fangen ließ.

Den 9ten August, Nachmittags, sahen wir die Insel Tubuai, und um acht Uhr Abends schifften wir innerhalb zweier Meilen von ihr hin. Wir nahmen verschiedne Lichter am Ufer wahr, und feuerten zwei Kanonen ab, um die Aufmerksamkeit der Einwohner zu erregen, die wir in der Dunkelheit nicht sehen konnten. Doch bemerkten wir eine große Brandung auf dem Riefe, welches sich weit von der Insel erstreckt, und worauf sich die hohen Wellen stürzten. Die Dunkelheit verführte uns, viel näher hinzu zu gehen, als rathsam oder sicher war; denn wäre Windstille eingefallen, wie es den Anschein hatte, so würden uns die Wellen unfehlbar hineingetrieben haben, weil die Brandungen, als wir das Schiff umlenkten, keine Viertelmeile mehr von uns waren. Um neun Uhr Abends passirten wir den Wendekreis des Steinbocks, in 211° O. Länge. An diesem Tage sahen wir drei Tropik-Vögel, und das Thermometer stand auf 70°.

Um sechs Uhr Morgens den 12ten sahen wir die Insel O-Taheiti. Von acht Uhr Abends bis zu Tagesanbruch legten wir bei, und als wir uns am folgenden Morgen dem Lande näherten, besuchten uns verschiedene mit

Schweinen, Brodtfrüchten und anderen Lebensmitteln beladene Kanots. Wir setzten jetzt unsere Boote aus, und schickten sie voraus, um die Tiefe zu erforschen und das Schiff in Matawai-Bay zu ziehen, wo wir um ein Uhr Nachmittags in sechs Faden Tiefe auf Sandboden vor Anker gingen.

Kapitain Cook, so wie auch die Herren, die ihn auf seinen verschiedenen Entdeckungsreisen begleiteten, und die besonders ausgeschickt wurden, um die Sitten und Gebräuche der Einwohner dieser entlegenen Welttheile, nebst den Produkten, dem Klima und anderen Merkwürdigkeiten der verschiednen Orte, die sie besuchten, zu beobachten — haben bereits die Insel O-Taheiti, so wie die meisten anderen Inseln in der Südsee, an welchen wir landeten, so ausführlich und vortreflich beschrieben, daß jeder andere Bericht überflüßig seyn würde. Ich werde mich also begnügen, die Begebenheiten, die uns während unseres Aufenthaltes an diesen Orten zustießen, und das, was allenfalls neu und merkwürdig seyn möchte, zu erzählen.

Wir waren kaum in Matawai-Bay eingelaufen, als die Einwohner sich so stark um uns drängten, daß wir uns fast nicht bewegen oder einander hören konnten, und daß unsere Officiere Mühe hatten, das Schiff zu regieren. Gleich nachdem wir vor Anker gegangen waren, nahmen wir die Stangen und Segel ab, und legten das Schiff vermittelst des Stromankers näher ans Ufer. Einige von den Eingebornen, die sich unter der Menge an Bord befanden, wollten sich ein großes Ansehn geben und bei uns die Meinung erregen, daß sie Leute von großem Gewicht und Reichthum wären; allein wir erfuhren nachher, daß sie nur zur niedrigen Klasse gehörten und weder Gewalt noch Güter besäßen. Diese Herren waren sehr begierig, die Namen mit uns zu wechseln und sich bei uns in Gunst zu setzen. Sie nöthigten uns große Stücken Zeug und andre Sachen auf;

ja, sie wollten sogar die Geschenke, welche wir ihnen dagegen anboten, nicht annehmen, und sagten, daß sie uns die ihrigen bloß aus Freundschaft, oder, wie sie es nannten, als unsere Tayos (Freunde) machten; doch ließen sie uns merken, daß unsere Gaben ihnen den folgenden Tag nicht unwillkommen seyn würden. Unter unseren neuen Freunden, die uns zuerst besuchten, befand sich einer, den wir bald für einen Mann von höherem Range und Stande hielten, Poniau, das Oberhaupt von Matawai. Ich werde in der Folge meiner Erzählung noch oft Gelegenheit haben, seiner zu erwähnen, und bezeuge hier mit Vergnügen, daß wir ihn als den sanftesten, ruhigsten und wohlgesinntesten Mann unter allen Taheitischen Oberhäuptern kennen lernten. Er übte ächte Gastfreiheit aus, und wir kamen nie in seine Wohnung, ohne von ihm mit der äußersten Höflichkeit und Güte behandelt zu werden. Auch hatte er nicht den niederträchtigen Grundsatz, wodurch die anderen Oberhäupter sich so sehr auszeichneten, um alles zu bitten, was ihnen vor Augen kam. Unsere Gäste schlugen ohne alle Umstände ihre Wohnung bei uns auf, forderten Kämme und Scheeren, und schnitten und fristirten einander das Haar, wobei sie ihre Gestalt im Spiegel bewunderten. Bei Tische machten sie sich kein Bedenken, sich sogleich zu bedienen, wenn die Speisen aufgetragen waren; der eine ergriff den Kopf von einem großen Schweine, der andre ein ganzes Viertel. In der That sind diese Leute so gefräßig, daß wir nicht mit ihnen zurecht gekommen seyn würden, wenn wir nicht in aller Geschwindigkeit ein kleines Stück zu erwischen gesucht hätten. Außer ihrer Gierigkeit, machten die entsetzliche Hitze, die eine Menge Menschen, in eine kleine Kajüte zusammen gesperrt, verursachen mußte, ihre ekelhafte Art zu essen, und der unleidliche Schwarm von Fliegen unsere Mahlzeiten sehr unangenehm. Unsere Gäste waren nicht damit zufrieden, uns am Tage mit ihrer Gesellschaft beschwerlich zu fallen, sondern setzten es sich auch in den Kopf, die ganze Nacht am Bord

zu bleiben, und sprachen so viel und so laut, daß sich an keinen Schlaf denken ließ *).

Vor allen Dingen erkundigten wir uns nach Omai, dem Manne, den Kapitain Cook mit nach England brachte, und der auf seiner letzten Reise mit ihm hieher zurück gekommen war; allein ob wir gleich alles Mögliche thaten, um Nachricht von ihm zu erhalten, so konnten wir doch nichts weiter erfahren, als daß er vor einiger Zeit auf der Insel Ulietea (O-Raietea), seinem Geburtsorte, eines natürlichen Todes gestorben wäre.

Am 14ten August drängten sich die Eingebornen von allen Klassen wieder in hellen Haufen zu uns. Viele kamen absichtlich, um ihre Wohnung bei uns zu nehmen und an Bord zu schlafen; sie wurden aber in dieser Erwartung betrogen, weil wir eine Kanone losbrannten und sie dadurch mit Sonnenuntergang aus dem Schiffe trieben. Wir sahen uns genöthigt, so lange wir hier blieben, dieses Exprès ment täglich zu wiederholen.

Am 15ten begleitete ich den Kapitain ans Land, um ein in Oelfarbe gemaltes Porträt des Kapitains Cook zu sehen, welches dieser berühmte Seefahrer selbst dem Oberhaupte von Matawai, Poniau, hinterlassen hatte. Auf der Rückseite des Gemäldes stand folgende Inschrift:

„Lieutenant Bligh, von Sr. Großbritannischen Ma„jestät Schiffe Bounty, ging am 25sten Oktober 1788 in Ma-

*) Diese Klage über die Zudringlichkeit der O-Taheitier rührt von der unbedeutenden Größe des Fahrzeuges her, auf welchem sich der Verf. befand, und von der Schwäche der Mannschaft, die es nicht wagen durfte, die ungestümen Gäste abzuweisen. Daß sie die Europäischen Regeln konventioneller Höflichkeit nicht kannten, darf man ihnen schwerlich übel nehmen; und vollends unbillig ist es, daß der Verf. ihre gutmüthige Sitte, die Fremdlinge zu beschenken, wenn sich auch etwas Eigennutz darunter versteckte, so hart beurtheilt. Doch ein jeder verräth sich selbst durch seine Urtheile. J.

„tawai-Bay vor Anker, mußte aber wegen des schlechten „Wetters am 25sten December nach Oparre segeln, wo er „bis zum 30sten März 1789 blieb, um welche Zeit er segelfertig „war. Er hatte, außer vielen anderen Fruchtarten, ein tausend „und funfzehn Brodtfruchtpflanzen an Bord, und wartete „auf Gelegenheit, in See zu gehen. In dieser Zeit wurde „das Gemälde abgeliefert. Das Schiff segelte den 4ten „April 1789 ab.“

Ob wir gleich verschiedentlich hingingen, um dieses Gemälde zu sehen, so konnten wir doch nie ausfindig machen, wo man es aufbewahrte. Wir wurden jedesmal nach Poulau's Wohnung geführt, und er bat uns, daß wir so lange warten möchten, bis es gebracht würde. Er schickte dann zwei von seinen Leuten ab, die es, in ein Tuch gewickelt, zu bringen pflegten, und wenn wir es gesehen hatten, es auf eben die Art wieder wegtrugen. Auf unserem Rückwege von Poulau's Wohnung ward uns eine Stelle gezeigt, wo, wie die Einwohner uns sagten, ein Officier von dem Schiffe Bounty begraben läge. Es war daselbst eine Inschrift zu seinem Gedächtniß, auf einem Brett, an einen Pfosten gemacht, befindlich gewesen; allein O-Tu, der jetzige König, hatte sie wegenommen und nach seiner Residenz zu Oparre bringen lassen. Ich habe seitdem in England erfahren, daß der Verstorbene der Schiffs-Chirurgus auf der Bounty war und Huggan hieß. Es ist sehr merkwürdig, daß die Otaheitier keine nähere Aehnlichkeit des Lautes mit seinem Namen treffen konnten, als Trono. Sie bezeugten große Achtung für Herrn Huggans Gedächtniß, und sprachen in den stärksten Ausdrücken von seiner Geschicklichkeit, besonders in der Heilkunde. Einige wiesen uns an verschiedenen Theilen ihres Körpers große Narben, die Wirkung bösartiger Geschwüre, die er, wie sie sagten, geheilt hätte.

Während wir Herrn Huggans Grabstelle besahen, kam ein Englischer Hühnerhund, den Kapitain Bligh

hier gelassen und der uns unter der Menge aufgespürt hatte, zu uns gelaufen, und bezeigte seine Freude uns zu sehen durch alle möglichen Liebkosungen. Wir sahen auf unserem Spatziergange, daß mehrere Pflanzen und Gartengewächse aus dem Saamen entstanden waren, den die verschiedentlich zum Besuch auf dieser Insel gewesenen Fremden ausgesäet haben. Einige dieser Gewächse waren üppig aufgeschossen, wurden aber von Unkraut erstickt und schienen von den Einwohnern, weil sie keinen Werth darauf setzten, gänzlich vernachlässigt zu werden. Da Kapitain Bligh erst so ganz kürzlich von dieser Insel abgesegelt und so lange darauf geblieben war, so hätte man nicht erwarten sollen, daß die Eingebornen so viele Neugierde zeigen würden, uns zu sehen, als wenn ihnen noch nie ein Bewohner der Erde, außer ihrer eignen Nation, zu Gesicht gekommen wäre; und doch war dieses wirklich der Fall. Wir gingen nie ans Land, ohne daß eine Menge Menschen von beiden Geschlechtern und von jedem Alter uns folgten, die sich alle Mühe gaben, uns nahe zu kommen und uns zu berühren. Einige fuhren uns mit der Hand den Rücken und die Seiten hinunter, während andre unsre Kleider bewunderten. Sie waren höchstbeflissen, uns alle kleine Höflichkeiten zu erzeigen, und wetteiferten mit einander, wer uns über einen Bach oder Fluß tragen sollte, der sich zufällig auf unseren Spatziergängen fand. Diejenigen, denen wir bei solchen oder ähnlichen Gelegenheiten den Vorzug gaben, schienen sich viel auf diese Auszeichnung vor ihren übrigen Gefährten zu Gute zu thun.

Die Insulaner waren nicht abgeneigt uns frühzeitig einen Beweis von ihren Diebstalenten zu geben; an dem heutigen Tage wurden uns verschiedene Sachen vom Schiffe gestohlen, und während ich mich am Ufer befand, ward mir ein kleines Wörterbuch der Taheitischen Sprache aus der Tasche entwendet. In der Nacht versetzte ein gewisser Brown, einer von unseren Matrosen, ein verzwei-

felter Kerl, der sich schon vorher verschiedener Vergehungen schuldig gemacht hatte, einem von seinen Kameraden mit einem alten Scheermesser einen erschrecklichen Schnitt queer über das Gesicht, und ward zur Strafe dafür auf der Stelle in Ketten gelegt.

Wir waren bereits mit einem Besuche von O-Tu's Gemahlin Etea beehrt worden, und am 16ten hatten wir uns eben auf den Weg nach Oparre gemacht, um Sr. Majestät aufzuwarten, als wir ihn in einem Doppel-Kanot herannahen sahen. Nun ruderten wir sogleich auf ihn zu, und nahmen ihn in unser Boot. Er schien sehr erfreuet uns zu sehen, umarmte uns, schüttelte uns allen die Hand, und fragte nach unseren Namen. Wir gingen nun auf das Schiff zurück, und weil O-Tu eine große Menge Leute mitbrachte, befanden wir uns in größerem Gedränge als je. Se. Majestät hatte kaum den Fuß an Bord gesetzt, als er alle Theile des Schiffes mit der strengsten Aufmerksamkeit durchsuchte, und seine Verwunderung bezeugte, daß ein so kleines Schiff — die, welche er sonst gesehen hatte, waren, nämlich weit größer gewesen — ohne einen Ausleger, so wie die O-Taheitier ihn an ihren Kanots haben, vor dem Umschlagen gesichert werden könnte. Als er seine Neugierde auf dem Verdecke hinlänglich befriedigt hatte, stieg er in die Kajüte hinunter, wo der Kapitain ihm ein sehr artiges Geschenk mit einer Menge Sachen machte, die auf dieser Insel ungemein hoch geschätzt werden.

Nachmittags ließ ich O-Tu an Bord, und ging ans Land, um mit unserem dritten Steuermann einen Spatziergang zu machen. Wir nahmen unsren Weg nach dem Hause unseres Freundes Poniau, und gingen durch ein anmuthiges Wäldchen von Brodtfruchtbäumen, deren schönes, dichtes Laub die brennenden Sonnenstrahlen abhielt und den Weg kühl und angenehm machte. Auf diesem Spatziergange würden wir sehr viel Vergnügen genossen haben,

wenn

wenn sich nicht die Einwohner, wie gewöhnlich, um uns her gedrängt und uns verhindert hätten, die umliegende Gegend zu betrachten; sie drangen so dicht auf uns ein, daß wir kaum aus der Stelle kommen konnten. Wir fanden Poniau zu Hause; er empfing uns aufs freundschaftlichste, und setzte uns Kokosnüsse, Aepfel und andre Früchte zur Erfrischung vor. Doch wäre dem armen Manne unser Besuch beinahe theuer zu stehen gekommen; die Insulaner drängten sich in solcher Menge um sein Haus, daß ich glaubte, sie würden es niederreissen, weshalb er sie, während unserer Anwesenheit bei ihm, verschiedenemale mit Gewalt wegtreiben mußte. Nachdem wir mit Poniau gegessen und die Operation des Taurumi überstanden hatten, welche in einem sanften Drücken der Glieder besteht, (denn sie glaubten, daß wir von dem Spaziergange sehr angegriffen wären) machten wir uns wieder auf, und wurden nach einem nahen Platze geführt, wo unser Freund zu unsrer Unterhaltung eine von ihren Heiwas, oder dramatischen Vorstellungen, bestellt hatte. Wir mußten uns auf einen Platz setzen, der mit einem niedrigen Zaun eingefaßt war, und einem langen Schoppen, oder Theater gegenüber lag, das einzig zu dieser Art von Zeitvertreib bestimmt ist. Die zahlreichen Zuschauer nahmen ihre Plätze außerhalb des Zauns. Das Stück bestand in Tänzen, im Absingen von Gyrüchen, oder Versen, und in Aktion, wobei zuweilen, entweder vorher oder zu gleicher Zeit, die Trommel geschlagen ward. Die Akteurs, theils Männer, theils Weiber, spielten ihre verschiednen Rollen sehr gut. Vorzüglich waren die Trommelschläger sehr geschickt; sie beobachteten den Takt aufs genaueste und suchten den Ton ihrer Trommeln den Bewegungen der Tänzer anzupassen. Ob wir gleich mit dem Gegenstande der Komödie oder Farce, die wir aufführen sahen, nicht ganz ins Reine kommen konnten, so war es doch unmöglich, die Blicke und Bewegungen einiger Schauspieler nicht zu verstehen, die sich in der That als grosse Mimiker zeigten und in ihrem Spiele nicht wenig

Laune verriethen. Ihr Witz brachte eine bewundrungswürdige Wirkung auf die Zuschauer hervor, die ihren Beifall durch wiederholtes lautes Gelächter bezeigten. Vorzüglich fiel mir ein drolliger Kerl auf, der sein Haar während der Vorstellung in allerlei possierliche Formen gedrehet hatte. Ich zog eine Bleifeder und ein Stück Papier aus der Tasche, um ihn abzuzeichnen; allein er schien meine Absicht zu errathen, und zog sich in dem Augenblick zurück, wo ich von ihm weg auf das Papier sah, so daß ich ihn nicht mehr fand, als ich die Augen aufschlug, um ihn wieder anzusehen. Dieser Spaß ward von den Zuschauern vortreflich gefunden, und ihr Beifall war so allgemein, daß er ihn verschiedentlich auf meine Kosten wiederholte. Ich bemerkte wirklich nicht nur hier, sondern auch bei einigen andren Gelegenheiten, daß sie uns zu Gegenständen ihres Scherzes machten. Wenn sie von unsere Leuten auf dem Schiff irgend eine Handlung sahen, die ihnen lächerlich oder ungereimt vorkam, so ermangelten sie nie, sie auf ihrer Bühne mit wesentlichen Verschönerungen zum Besten zu geben.

Sobald die Heiwa zu Ende war, gingen wir wieder an Bord, wo wir den König und die Königin mit einem großen Gefolge fanden, das aus verschiedenen Vornehmen, aus des Königs Fütterer — denn ein Taheitischer Monarch darf das Essen nicht selbst in den Mund stecken — aus seinen Awa-Kauern, dem Taaatoa oder Menschentödter von O-Taheiti, der die zu den Menschenopfern bestimmten Unglücklichen schlachtet, und aus vielen anderen Bedienten bestand. Se. Majestät speiste mit uns zu Abend, und schien seine Unterthanen nicht nur an Größe, sondern auch an Eßlust zu übertreffen; denn er verzehrte ein ungeheures Mahl, und trank auf König Georgs Gesundheit ganze Becher Weins, so voll wir sie nur füllen konnten. Er äußerte dabei den Wunsch, sich ein kleines Räuschchen zu trinken, welches er auf Kapitain Blighs Schiffe öfters gethan und stets sehr angenehm gefunden hätte. Wir be-

merkten, daß seine Unterthanen ihm wenig Achtung bezeigten und sich in seiner Gegenwart nicht den mindesten Zwang anzuthun schienen; jeder schmutzige Kerl ließ sich ganz frei in Unterhaltung mit ihm ein. Wenn er sich nicht dadurch auszeichnete, daß er sich füttern läßt, und daß die Weiber in seiner Gegenwart zu Zeiten ihre Schultern entblößen; so würde es in der That schwer seyn, ihn unter den Anderen zu erkennen. *). Nach der Abendmahlzeit verfügten sich unsre Königlichen Gäste ans Land um zu schlafen; nachdem O-Tu zuvor genaue Erkündigung von dem Mann in Ketten eingezogen und den Kapitain gefragt hatte, ob er ihn mit ans Land nehmen und umbringen sollte.

Am 17ten bekamen wir einen zweiten Besuch von O-Tu, der dem Kapitain ein Geschenk von Schweinen, Früchten u. s. w. mitbrachte. Gegen Abend begleiteten wir ihn ans Ufer, um eine Heiwa zu sehen; wir nahmen unseren Platz, wie zuvor, innerhalb des Zauns, und O-Tu mit seinem Gefolge setzte sich hinter uns. Die Vorstellung war eben angegangen, als ein Mann zu Herrn Cox kam, und ihm durch Zeichen zu verstehen gab, daß er ein Stück Zeug, welches er um sich gewickelt hatte, und welches ihm ein paar Minuten vorher von einem der Oberhäupter überreicht worden war, abnehmen sollte. Der Kapitain glaubte, daß dieses zum Schauspiele gehörte, half daher dem Menschen das Zeug von seinem Leibe losmachen, und gab es ihm bereitwillig hin. Allein, wir wurden bald von unserm Irthum überführt; der Kerl lief mit seiner Beute geschwind

*) Den Umgang mit Europäern ist also, nach diesem Berichte, dem guten König O-Tu eher schädlich als nützlich gewesen, indem er ihm Geschmack an unseren hitzigen Getränken beigebracht hat. Uebrigens scheint sich Hr. Mortimer von den Urtheilen seines engen Wirkungskreises nicht weit entfernen zu können, indem ihm die böse Einfalt des Otaheitischen Volkes, wo jeder, selbst der geringste Unterthan, mit dem Könige reden darf, ein aristokratisches Nasenrümpfen ablockt.

davon, und unsre Nachbarn sagten uns, daß es ein Dieb wäre. Wir sprangen von unseren Plätzen auf, alles gerieth in Verwirrung, und die Heiwa ward aufgeschoben, bis ein Vornehmer, der den Räuber verfolgt und ihm das Zeug abgenommen hatte, es dem Kapitain wiedergab. Ruhe und Friede schienen nun zurückkehren zu wollen, als der Dieb so unverschämt war, wieder zu kommen und sich ganz unbefangen hinzusetzen, als wäre nichts vorgefallen. Kapitain Cox, der es nicht für rathsam hielt, eine solche Beleidigung ungeahndet hingehen zu lassen, ging auf den Kerl los, packte ihn bei den Haaren, und schlug ihn. Er wollte noch seinen Säbel ziehen, um den Dieb in Schrecken zu setzen, als O-Tu sich ins Mittel legte, und den Kapitain bat, daß er ablassen möchte. Der König schien wirklich diese Beleidigung gar nicht zu fühlen, ob sie gleich unter seinen Augen geschah *). Wir gingen gleich nach diesem Auftritt wieder an Bord zurück, wohin O-Tu und seine Leute uns folgten. Er blieb die Nacht auf dem Schiffe, ob er gleich merken mußte, daß uns sein Betragen bei dem eben geschehenen Vorfalle sehr verdroß.

Nachmittags den 18ten ging O-Tu ans Land, und kam Abends wieder zurück, um am Bord zu schlafen. Unsre Leute waren an diesem Tage sehr beschäftigt, das Tauwerk zu befestigen und das Schiff segelfertig zu machen. Die Insulaner leisteten ihnen nicht geringe Hülfe; sie boten willig die Hand zu den mühsamsten Arbeiten, ob sie gleich zum Lohn für ihre Gutherzigkeit meistens nur Schimpfworte von den Matrosen erhielten. O-Tu, der zufällig eine Scheere an einer langen Kette zu sehen bekam, die unser zweiter Steuermann seiner Gemahlin geschenkt hatte, trug großes

*) Wenn O-Tu hier eine Beleidigung fühlen sollte, so mußte er auch die zweite fühlen, wo ein Fremder in seiner Gegenwart einen seiner Unterthanen züchtigte. Allein diese Begriffe von Beleidigung sind, einer wie der andere, bloß aus unseren Verhältnissen entlehnt und passen nicht in die Einfachheit der Taheitischen Verfassung. J.

Verlangen sie zu besitzen, und forderte sie von ihr. Als sie sich durchaus weigerte sie herzugeben, fing er an zu weinen, und gab sich nicht eher zufrieden, als bis er ein ähnliches Geschenk erhielt. Er gab uns nachher noch einen Beweis seines kindischen Wesens, indem er einen Mann zwei oder drei Stunden lang damit beschäftigte, noch mehr Knöpfe auf den Rücken und an die Seiten eines Rockes zu setzen, den Herr Cox ihm geschenkt hatte. Seine Gemahlin Eteo ist ein artiges, verständiges Frauenzimmer, und die einzige ihres Geschlechtes, welche Erlaubniß hat, in Gegenwart ihres Mannes zu essen. Sie weiß Messer und Gabel beinahe so gut zu brauchen, wie eine Europäerin, und ist eine große Freundin von Thee. Ihre Majestät ist auch eine vortrefliche Schützin, und traf unseren Ankerboy auf den ersten Schuß mit einer Kugel, ob er gleich ziemlich weit vom Schiff entfernt war. Sie hatte dem Könige die Flinte weggenommen, weil er sich fürchtete sie loszuschießen.

Früh Morgens den 19ten ging O-Tu mit dem Kapitain ans Land, kam aber wie gewöhnlich zurück, um an Bord zu schlafen, woran er besonderes Wohlgefallen fand, ob er gleich auf dem Lande die Nacht weit angenehmer und kühler zugebracht hätte. Wir erhielten an diesem Tage einen Besuch von des Königs Mutter, die dem Kapitain ein Schwein, Kokosnüsse, Brodtfrüchte und andere Sachen zum Geschenk brachte. Diese alte Dame war von Statur eine der größten Frauen, die ich jemals gesehen habe, und so fett und unbehülflich, daß es ihr schwer ward das Schiff heraufzukommen. Sie war aber kaum oben, als sie uns sämmtlich der Reihe nach umarmte und uns beinahe mit ihren Liebkosungen erstickte. Wir mußten uns ihre Ausbrüche von Zärtlichkeit gefallen lassen, so oft sie an Bord kam, welches nicht selten geschah. Uebrigens schien sie eine gute, mütterlich gesinnte alte Frau, von lebhafter, froher Gemüthsart, und wir würden ihre Gesellschaft recht gern

gehabt haben, wenn sie nicht so sehr viel Vieh eingenommen hätte.

Am 20sten war O-Tu noch immer als Gaß bei uns. Nachmittags machte ich einen Spatziergang am Lande, und kaufte eine Keule von einem der Eingebornen, welche, wie er mir sagte, ein gewisser Titriano, Kapitain Bligh's erster Officier, von einem Orte, den er Tutate nannte, mitgebracht hätte. Dieser Titriano war ungefähr zwei Monate nach dem ersten Aussegeln der Bounty wieder auf derselben nach O-Taheiti zurückgekehrt, und hatte Kapitain Bligh zu Tutate zurück gelassen. Auch sagte mir der Insulaner, daß es zwischen Kapitain Bligh und den Einwohnern von Tutate zu einem Gefechte gekommen wäre, in welchem sie einen von seinen Leuten mit einer solchen Keule, wie die von ihm gekaufte, erschlagen hätten; dagegen wären verschiedne von den Einwohnern durch seine Kanonen niedergestreckt worden. O-Tu und einige andere bestätigten diese Geschichte; sie erzählten uns ferner, daß Kapitain Titriano nur funfzehn Tage vor unserer Ankunft abgesegelt wäre und verschiedne Taheitische Familien mit sich nach Tutate genommen hätte. Wo Tutate lag, oder wen sie unter Titriano *) verstanden, konnten wir damals nicht errathen; allein ich zweifle nicht, daß der Grund dieser seltsamen Geschichte wahr ist. Ich kaufte diese Keule, und noch einige andren; Ponian aber konnte ich nicht bewegen, sich von einem schönen, fein po-

*) Der erste Steuermann an Bord der Bounty hieß Christian, welches die O-Taheitier nicht wohl anders als Titriano aussprechen konnten. Er beging an seinem Befehlshaber, Kapitain Bligh, die Grausamkeit, ihn nebst einigen Matrosen auf dem Meere in einem offenen Boote seinem Schicksal zu überlassen. Die Nachricht von der wunderbaren Rettung dieser so hart gemißhandelten Menschen, steht in den Neuen Beiträgen zur Völker- und Länderkunde Th. V und VII. und in dem Magazin neuer Reisebeschreibungen, B. V., wo man zugleich den Lauf des Kapitains Bligh in einer Karte verzeichnet findet. J.

lirten Speer, den er besaß, zu trennen. Alle diese Waffen hatte man, wie sie aussagten, in der Bounty von Tutate mitgebracht; sie sind von denen, die man auf O-Taheiti und den angränzenden Inseln verfertigt, verschieden, haben aber Aehnlichkeit mit den Waffen auf den Freundschafts-Inseln.

Am 22sten packte O-Tu die von uns erhaltenen Geschenke in einen großen Kasten zusammen, den der Kapitain ihm zu diesem Zweck gegeben hatte. Wir hofften nunmehr von ihm befreiet zu werden, da er uns sagte, daß er Nachmittags nach Oparre gehen und von dort den andren Morgen eine Reise rund um die Insel machen würde. Er nahm auch wirklich nach Tische von uns Abschied, und ging in Gesellschaft des Herrn Cox in unserem Boote nach Oparre. Allein zu unsrem großen Leidwesen kam er Abends wieder, und hatte bloß seine Gemahlin und sein Gefolge zurückgelassen. Den folgenden Tag ging er in aller Frühe ans Land; in der Zwischenzeit kam seine Gemahlin ganz unerwartet von Oparre, und war äußerst neugierig zu wissen, was in ihrer Abwesenheit vorgefallen wäre; vorzüglich erkundigte sie sich, ob ihr Mann an Bord geschlafen habe, ob er allein gewesen sey, und wer sonst noch in der Kajüte schlafe? Als sie hörte, daß O-Tu an Bord käme, versteckte sie sich, und bat, wir möchten ihm nichts von ihrer Zurückkunft sagen, weil sie ihn überraschen wollte. Wir beobachteten demnach die strengste Verschwiegenheit, und sobald er in die Kajüte hinunter gestiegen war, und sich gesetzt hatte, sprang die Dame aus ihrem Hinterhalte hervor, und lief lachend auf ihn zu. Se. Majestät aber machten ein sehr ernsthaftes Gesicht, und schienen an dem Scherz auf keine Weise Gefallen zu finden. Abends empfahl er sich endlich, und begab sich in seinem Doppel-Kanot nach Oparre, wohin er denselben Brown mitnahm, der bei uns, weil er seinen Schiffskameraden verwundet hatte, in Verhaft gewesen war. Brown wünschte zu

O-Taheiti zu bleiben, und wir freueten uns, einen unruhigen Menschen auf solche Art los zu werden. O-Tu schien sich sehr zu freuen, daß wir ihn da ließen; auch versprach er, ihn zu beschützen und sich seiner anzunehmen. Brown entfernte sich von dem Schiffe, ohne den mindesten Kummer über die Trennung von seinen Landsleuten blicken zu lassen, oder nur von irgend einem unter uns Abschied zu nehmen, und setzte sich mit aller möglichen Fassung in das Kanot, indem er die O-Taheitier bat, ihm seine Hangematte und seine anderen Sachen herein zu reichen. O-Tu sagte dem Kapitain, er hätte Befehl gegeben, uns nach seiner Abreise fünf Schweine zu überliefern, und bat ihn, dem König Georg zu sagen, daß er ihm ein großes Schiff mit vielen Kanonen und Menschen, welches bei ihm bleiben sollte, nebst einer Menge Scharlach und blaues Tuch nach Matawai-Bay schicken möchte.

Am 24sten erhielt der Kapitain einen Brief von Brown, worin dieser ihm sagte, daß er mit seiner Lage, und mit der Behandlung der O-Taheitier sehr zufrieden wäre. Er bat um eine Bibel, um einige Zimmermanns-Geräthschaft und um einige andre Kleinigkeiten. Der Kapitain schickte ihm alles, was er verlangte, mit einem Briefe, worin er ihm wegen seines künftigen Verhaltens und wegen seines Betragens gegen seine neuen Freunde guten Rath gab. Unter den Sachen, die Brown zu erhalten wünschte und woran ihm am meisten zu liegen schien, war auch ein guter Vorrath von großen Nägeln, von denen er äußerte, sie würden ihm vorzüglich brauchbar seyn, weil er ein starkes Boot zu bauen dächte. Es wird ihm ohne Zweifel gelingen; denn er war ein geschickter Mensch, der sich mit allem zu behelfen wußte. Er wird sich den O-Taheitiern nothwendig zu machen wissen, und sie werden ihn sehr gern haben, vorzüglich wenn er sich keinen Branntwein mehr verschaffen kann; denn diesem Getränke war er sehr ergeben, und es brachte eine der Tollheit ähn-

liche Wirkung bei ihm hervor. — Ich begab mich diesen Morgen mit dem Kapitain auf eine Jagdpartie ans Land, und sprach bei Pouaau vor, der uns gesagt hatte, daß er uns nach einem Orte führen wollte, wo wir eine Menge wilder Enten finden würden. Wir gingen auch wirklich mit ihm, und nachdem wir ungefähr drei Englische Meilen gemacht hatten, kamen wir an einen großen Sumpf, wo die Jagd angehen sollte. Verschiedne von den Einwohnern liefen ins Schilf, um die Enten herauszuschrecken; allein wir sahen nur drei oder vier, die überdies in so großer Entfernung von uns aufflogen, daß wir, ohne einen Schuß zu thun, zurückkehren mußten. Indeß entschädigten wir uns für diese vereitelte Hoffnung durch den schönsten Spaziergang in einer Gegend des Landes, die wir noch nicht gesehen hatten. An diesem Tage kamen verschiedne Vornehme an Bord, und brachten dem Kapitain Geschenke, verzehrten aber weit mehr, als diese betrugen. Es war etwas sehr Gewöhnliches, daß sie uns ein gebratnes Schwein brachten, ein Gegengeschenk dafür annahmen, und dann zum Mittagsessen blieben, und den Braten nebst dem Besten, was wir für uns zugekocht hatten, aufaßen; wenn ja etwas übrig blieb, so nahmen sie es in ihren Körben mit, so daß wir bei ihren so genannten Geschenken gewöhnlich sehr verloren.

Vom 24sten bis zum 27sten ereignete sich nichts Merkwürdiges. An diesem Tage aber stiegen wir, der Kapitain, unser erster und zweiter Steuermann, ich, Pouaau und seine zwei Brüder, in das kleine, wohl bewaffnete und ausgerüstete Boot, um eine Reise nach der Insel Eimeo oder Morea zu machen, die etwa sieben Seemeilen von O-Taheiti entfernt liegt. Unsre Hauptabsicht war dabei, das Rindvieh zu sehen, welches Kapitain Cook nach O-Taheiti gebracht, und welches man auf O-Tu's Veranstaltung nach Eimeo geführt hatte.

Unsre Taheitischen Freunde hätten uns gern beredet, von dieser Reise abzustehen; sie sagten uns, daß die Einwohner von Eimeo uns gewiß umbringen würden, wenn wir nicht sehr auf unserer Hut wären. Als sie aber sahen, daß wir, trotz allen ihren Gründen, zur Reise entschlossen waren, schien es ihnen sehr zu Herzen zu gehen; besonders zeichnete sich O-Tu's Bruder, Orepia, aus. Nachdem wir das Schiff verlassen hatten, folgte er uns in seinem Kanot nach, begab sich in unsr Boot, umarmte uns, gab jedem die Hand, und nahm förmlichen Abschied von uns. Auch des Königs Mutter schluchzte und weinte laut. Wir achteten aber um so weniger auf die Vorstellungen der O-Taheitier, da wir deutlich sahen, daß sie uns aus eigennützigen Absichten von dieser Reise abzuhalten wünschten und auf ihre Nachbarn zu Eimeo eifersüchtig waren. — Da wir kaum ein Lüftchen hatten, so sahen wir uns genöthigt, den größten Theil des Weges zu rudern, so daß wir erst spät des Nachmittags auf der Insel anlangten. Doch vergaßen wir bei der Unterhaltung unserer Taheitischen Freunde einigermaaßen das Langweilige der Fahrt, und lachten herzlich auf Kosten des jüngsten Bruders von unserem Poniau, der sich seiner kriegerischen Thaten rühmte und uns zwei große Narben auf seiner Stirn und in der Seite zeigte, von denen er versicherte, daß Wunden, die er in der Schlacht bekommen, sie zurückgelassen hätten. Poniau aber hielt ihn mitten im Lauf seiner Rede an, und sagte uns, die Wunde an der Stirn rühre von dem Fall einer Kokosnuß, und die in der Seite von einem Mädchen her, das ihn gekratzt habe. Ich weiß nicht, ob Poniau dies aus Scherz sagte, oder n[illegible]llein sein Bruder nahm das Lachen übel, und sprach [illegible]ahe kein Wort mehr, bis wir zu Eimeo anlangten. [illegible]he wir ans Land stiegen, rief uns ein alter Mann an, [illegible]s wir eine kleine Insel passirten, die nur durch einen eng[illegible]n Kanal von Eimeo getrennt ist, und gab uns ein kle[illegible]es Schwein zum Geschenk; auch überreichte er uns einen grünen Zweig zum

Zeichen der Freundschaft, und bat uns, ihn als Sinnbild des Friedens, und um den Einwohnern von Eimeo zu zeigen, daß wir auf einen freundschaftlichen Fuß mit ihnen zu leben wünschten, an der Spitze unseres Bootsmastes zu befestigen.

Wir stiegen an der Westseite der Insel, und in dem Distrikte wo der König residirte, bei einem starken Gedränge der Einwohner ans Land. Als wir baten, daß man uns zu dem Könige führen möchte, erhielten wir die Antwort, daß wir bleiben müßten, wo wir wären, bis man ihm unsere Ankunft gemeldet hätte, und daß er sogleich bei uns seyn würde. Unterdessen zeigte man uns einen Stier und zwei Kühe von den fünfen, die man zu besitzen vorgab, und sagte uns dabei, daß zwei oder drei davon auf der Insel wären aufgezogen worden. Die, welche wir sahen, waren schöne Thiere und in gutem Stande, dabei aber sehr verwildert. Man trieb sie aus einem Gebüsche hervor, damit wir sie sehen konnten. Die Insulaner bekümmern sich wenig um diese Thiere, und setzen keinen Werth auf sie. In der That müssen sie ihnen auch mehr zur Last als zum Vortheil gereichen, weil sie weder das Fleisch essen, noch sonst einen Gebrauch von ihnen machen; und da sie keine Verzäunungen haben, so erfordert es gewiß nicht geringe Aufmerksamkeit, zu verhindern, daß sie nicht die jungen Papiermaulbeer- und Brodfruchtbäume zertreten oder zerfressen.

Unsre Taheitischen Freunde schienen in großer Furcht zu seyn, und wünschten wieder ins Boot zu gehen. In der That hätten sie uns gern beredet, das Land gar nicht zu betreten. Sie betrugen sich auf eine so lächerliche Art, daß wir von ihrer Gegenwart nicht nur den erwarteten Vortheil nicht hatten, sondern auch diese Zeit und Mühe anwenden mußten, um ihre Furcht zu vertreiben. Doch belustigte uns die Vorsicht, deren sie sich zu ihrer Sicherheit bedienten; sie sagten nämlich den Eingebornen: wenn sie uns

nicht höflich aufnähmen und als Freunde behandelten, so würden wir unser Schiff kommen lassen und sie und ihre Kanots mit unserem Geschütz in den Grund schießen. Es versteht sich, daß sie zu gleicher Zeit Sorge trugen, die Größe des Schiffes herauszustreichen und unsere Anzahl an Menschen und Kanonen wenigstens zu r doppeln.

Nach Verlauf einer Viertelstunde erschien der König mit seiner Gemahlin und seinem Sohne. Se. Majestät heißt Tiratapunoi (T'Erih-Tapunni). Er ist ein langer, stämmiger, wohlgebildeter Mann, der wenig spricht und von furchtsamer Gemüthsart zu seyn scheint. Seine Gemahlin war sehr angenehm und gefällig, und besaß viele natürliche Höflichkeit. Sie nahm uns mit der äußersten Freundschaft und Gutmüthigkeit auf, und bezeigte große Freude, uns zu Eimeo zu sehen. Beide brachten eine Menge einheimisches Zeug zum Geschenk mit, und wir mußten uns die gewöhnliche Ceremonie gefallen lassen, daß es uns um den Leib gewickelt ward. Nachdem die ersten Begrüßungen vorüber waren, begleiteten Ihre Majestäten uns an Bord unseres Bootes, wo Herr Cox ihnen einige Hobeln, Knöpfe, Spiegel und andere Kleinigkeiten schenkte, über die sie sich sehr zu freuen schienen. Ich glaube, die Herren und Damen würden die ganze Nacht bei uns geblieben seyn, wenn wir ihnen nicht gesagt hätten, daß der Kapitain auf dem Lande zu schlafen Willens wäre. Sie verließen hierauf das Boot, und als Herr Cox den Wunsch äußerte, nach einem Hause gebracht zu werden, wo er schlafen könnte, zeigten sie auf den Strand. Er sagte ihnen, daß er sich für ein solches Schlafgemach bedankte, und wollte etwas unwillig wieder nach dem Boote zurückgehen, als eine sehr angenehme vernünftige Frau, die sich die Tayo oder Freundin von Sir Joseph Banks nannte und eine Verwandtin des Königs war, ihm einen Theil ihres Hauses anbot, welches ungefähr siebzig Schritte von uns nahe am Ufer lag. Herr Cox nahm ihr Aner-

bieten an. Ich meines Theils glaube übrigens, daß die Einwohner von Eimeo uns mehr eine Höflichkeit zu erzeigen, als uns einen Schimpf anzuthun glaubten, da sie uns den Strand als einen guten Schlafort anwiesen. In O-Taheiti ist es sehr gewöhnlich, daß man bei schönem Wetter seine Matten dahin trägt und die ganze Nacht daselbst zubringt; und vermuthlich herrscht diese Gewohnheit auch in Eimeo. Herr Cox ward eingeladen, in dem Hause seiner neuen Freundin eine Mahlzeit zu genießen; weil er aber etwas ermüdet war, so lehnte er es ab, wickelte sich in s[illegible] Schiffsmantel, und legte sich auf eine der großen Matten, die auf der Erde ausgebreitet lagen. Ich hatte ihn in sein Nachtquartier begleitet; da ich aber keinen Beruf fühlte, mein Abendessen aufzuopfern, die einzige erträgliche Mahlzeit, die uns bei dem heißen Klima und bei dem Fliegenschwarme, womit wir den ganzen Tag über geplagt waren, übrig blieb: so verfügte ich mich wieder an Bord, und half ein gebratnes Schwein verzehren, das die Einwohner für uns bereitet hatten. Nach der Mahlzeit ging ich zum Kapitain zurück, und nahm an seiner Matte Theil; die übrigen von der Gesellschaft, die O-Taheitter ausgenommen, blieben im Boote. Das Haus, worin wir schliefen, war ganz voll Menschen, Männer und Weiber, die sich insgesammt auf Matten an die Erde legten, da nur die Frau vom Hause eine erhöhete Schlafstelle hatte. Ehe ich einschlafen konnte, bemerkte ich verschiedene Männer mit Lichtern in der Hand, die uns betrachteten und einander zuflisterten, als befürchteten sie uns zu stören. Ich war neugierig zu wissen, was diese Leute im Schilde führten, und stellte mich also, als ob ich schliefe. Sie schlichen ganz leise dicht zu uns heran, betrachteten uns eine Weile, und gingen dann fort; worauf ich nichts mehr von ihnen sah. Andre schnatterten und gingen die ganze Nacht im Hause ab und zu; allein wir wurden nicht weiter beunruhigt. Bald nach Tagesanbruch standen wir auf, und gingen zum Boote, wo kurz nachher

Tiratapunoi, seine Gemahlin und unsre Wirthin zu uns kamen. Wir hatten keine Zeit zu verlieren, weil wir noch heute wieder auf dem Schiffe seyn wollten, und nahmen also Abschied von Ihren Majestäten, die ungern das Boot verließen und dem Kapitain das Versprechen abdrangen, in fünf Tagen mit dem Schiffe zurück zu kommen. Um ihn zu diesem zweiten Besuche noch mehr anzulocken, erboten sie sich, ihm bei seiner Ankunft alle die großen Schweine — so nennen sie die Kühe und Ochsen — auszuliefern.

Da wir fast gänzlich Windstille hatten, so sahen wir uns genöthigt, die Ruder zu führen. Wir steuerten längs dem Ufer hin, bis wir an die Tatu-Bay kamen, wo Kapitain Cook im Jahr 1777 vor Anker ging. Hier ließen wir uns den Ort zeigen, wo er ihre Kanots zerbrach, weil sie sich weigerten, die gestohlenen Ziegen wieder herauszugehen. Eine große Menge Kanots voll Menschen folgte uns in diese Bay, die zu einem Hafen vortreflich gelegen ist und zugleich die anmuthigste Aussicht gewährt. Unsre O-Taheitier ließen sich mit diesen Leuten in ein Gespräch ein, und sagten uns, sie hätten gehört, daß die Einwohner von Tatu und aus der Nachbarschaft mit dem Volke eines andren Distriktes Krieg führten und eben jetzt in einem Gefechte begriffen wären. Wir maßen dem, was sie erzählten, keinen großen Glauben bei; denn wir hatten zuvor Poniau gesagt, daß wir in dieser Bay zu landen und einige Erfrischungen zu nehmen dächten. Deshalb vermutheten wir denn, daß er und sein Bruder diese Geschichte erfunden hätten, um uns von unserem Vorsatz abwendig zu machen, da sie alle andere Mittel uns das Landen auszureden ohne Erfolg versucht hatten. Als wir dem Strande näher kamen, bemerkten wir einen großen Zusammenfluß von Einwohnern, die sich versammelt hatten, um uns entgegen zu gehen. Einige waren mit langen Lanzen und Keulen bewaffnet, andre trugen Schleudern und große Steine in der Hand. Nachdem wir unser Boot

vor Anker gebracht und unseren Leuten Befehl gegeben hatten, keinen der Einwohner herein zu lassen, damit wir im Fall eines Angriffs eine sichere Zuflucht hätten, sprangen wir mitten unter die Menge ans Ufer. Sobald sie hörten, daß wir Freunde von Tiratapunnoi wären und in keiner feindlichen Absicht kämen, warfen sie ihre Steine weg, und schlossen einen Kreis rings um uns, während wir uns niedersetzten und unter einem Baume, dessen große Zweige und dichtes Laub uns vor den brennenden Sonnenstrahlen schützten, unser Mittagsmahl verzehrten. Vielleicht kam Tiratapunnoi's furchtsames Wesen daher, daß er in Streit mit seinen Nachbarn lebte und wahrscheinlich glaubte, wir kämen ihnen zu Hülfe; denn ob gleich Herr Cox alles Mögliche that, um ihm Vertrauen einzuflößen, und sich mit der äußersten Gefälligkeit gegen ihn betrug, so konnte jener doch seine Furchtsamkeit und sein anscheinendes Mißtrauen nicht ablegen, sondern fragte Herrn Cox beständig, ob er böse auf ihn sey? Während unserer Mahlzeit bestätigten die Umstehenden die Geschichte von der Schlacht, und zeigten uns die Ueberreste eines Hauses, welches die feindliche Parthei vor kurzem verbrannt hatte. Sie sagten uns auch, daß ihre Feinde nicht weit entfernt wären, und daß sie selbst jetzt in Begriff ständen, ihnen entgegen zu gehen und mit ihnen zu fechten. Unsre Neugierde ward durch diese Nachricht rege gemacht und wir äußerten den Wunsch, sie zu begleiten und Zuschauer bei dem Treffen zu seyn. Sie gestanden uns dieses sogleich zu, und schienen sich ungemein darüber zu freuen. Wir, der Kapitain, unser erster und zweiter Steuermann, ich, Poniam und seine zwei Brüder, mit einer Menge Einwohner vor uns her, machten uns demnach auf, und gingen einen Weg, der nach der Vertiefung der Bay führte. Als wir dem Orte nahe kamen, wo unsre Freunde ihre Gegner anzutreffen erwarteten, gaben sie sich besondre Mühe, uns und unsre Flinten zu verstecken, und hielten große Stücken Tuch vor uns ausgebreitet; denn sie glaubten, daß wir eine thätige Rolle

bei dem Streite spielen würden, und wünschten, daß wir unerwartet über ihre Feinde herfallen möchten. Wir waren noch nicht lange auf diese Art gegangen, als einige Feinde auf der andren Seite eines kleinen Baches an der Vereinigung der Bay erschienen. Zwei oder drei von den Unsrigen sprangen sogleich ins Wasser, und schlugen sehr stark mit den Armen hinein. Sie schwangen diese auch gegen ihre Feinde, und suchten sie anzureizen, daß sie zu ihnen herüber kommen sollten. Wahrscheinlich würden die Feinde es auch gethan haben; denn obgleich die Unsrigen an der Zahl weit überlegen waren, so schienen doch jene kühner und beherzter zu seyn, und rückten frisch heran. Aber nun ward das Tuch vor uns weggenommen, und bei diesem Anblick zogen sie sich ein wenig zurück. Unsre Parthei machte sich ihre Ueberraschung zu Nutze, setzte über das Wasser und ging mit Steinen auf sie los, die sie mit grosser Gewalt aus ihren Schleudern warfen. Die Feinde erwiderten die Begrüßung, indem sie sich zugleich zurückzogen. Auf diese Art fochten sie im Fliehen, bis wir beide Partheien zwischen den Bäumen aus dem Gesichte verlohren. Wir gingen nunmehr ebenfalls über den Fluß, weil wir sie wiederzu Gesichte zu bekommen hofften; aber kaum waren wir einige Schritte gegangen, als unsre Freunde zurückkehrten, nachdem sie den Feind gezwungen hatten, seine Zuflucht zwischen den benachbarten Bergen zu suchen. Sie waren sehr erfreuet über ihren Sieg, und dankbar gegen uns, daß wir durch unsre Gegenwart dazu beigetragen hatten. Ob ich gleich nicht erfuhr, daß einer von ihnen bei diesem Scharmützel beschädigt worden war, so glaube ich doch, daß es bei einigen ihrer Gefechte sehr scharf zugehen mag; denn es gab wenige unter ihnen, die nicht an verschiedenen Theilen ihres Körpers grosse Narben von Wunden hatten, die ihnen in verschiednen Schlachten beigebracht waren. Die hiesigen Einwohner scheinen in der That ein kriegerisches, muthiges Volk zu seyn, was in diesem Betracht von seinen trägen Nachbarn in O-Taheiti sehr verschieden ist. Aus dem

Rück-

Rückwege zeigten sie uns, wie sie sich im Handgefecht der Speere und Keulen bedienen, die sie beide sehr geschickt und behende zu führen wissen.

Wir wollten uns so eben wieder einschiffen, als die Erscheinung eines sehr sonderbaren Wesens uns aufhielt, nämlich eines Mannes, der, wie man uns sagte, der Eatua oder Gott von Eimeo war und einen jungen Pisangstamm in der Hand trug. Die Menge trennte sich, als sie ihn kommen sah, und machte ihm Platz. Er ging bis auf einige Schritte zu uns heran, legte den Pisangstamm nieder, und lief dann mit großer Geschwindigkeit rück- und vorwärts, wobei er mit lauter Stimme und mit den ausschweifendsten Geberden etwas wiederholte, indem er zu Zeiten auf die Wolken und dann wieder auf uns zeigte, und uns beide abwechselnd anzureden schien. Er sprach aber so wild und unzusammenhangend, daß es unmöglich war ihn zu verstehen. Man bedeutete dem Kapitain, daß er den Pisangstamm aufheben und ihn diesem Menschen überreichen sollte; nachdem dieses geschehen war, und die abentheuerliche Figur noch einige Possen gespielt hatte, vergönnte man uns abzureisen. Als wir längs dem Ufer hinruderten, schossen wir auf Bitte der Einwohner einige Flinten los, und sie schienen sich eben so sehr darüber zu freuen, als zu erstaunen. Nachdem wir ungefähr eine Meile zurückgelegt hatten, landeten wir noch einmal, um von einem Bruder Pomarre's, der zu Eimeo wohnte, ein Geschenk in Empfang zu nehmen, welches aus einem lebendigen Schweine und einem gebratenen Ferkel bestand. Während wir auf das letztere warteten, daß bei unserer Ankunft noch nicht völlig zubereitet war, versammelte sich eine große Menge Einwohner um uns her, und erbot sich, uns verschiedne Artikel gegen Nägel und Glaskorallen zu vertauschen. Es befremdete mich nicht wenig, den Mann unter ihnen zu sehen, der kurz zuvor die Rolle des Gottes von Eimeo gespielt hatte, und der uns jetzt mit voll-

kommner Ruhe und Fassung ein kleines Schwein zum Verkauf anbot *).

Wir richteten nunmehr unsren Lauf nach Matawai-Bay, und nahmen einen Mann von Eimeo mit uns, der nach O-Taheiti wollte. In einiger Entfernung folgten uns verschiedne, zum Theil nur mit Weibern angefüllte Kanots, obgleich die Wellen sehr hoch gingen und es nicht wenig Arbeit kosten mußte, wieder zurückzugehen. Wir bemerkten mehrere Einwohner von Eimeo, die eine hellere Gesichtsfarbe hatten, als die O-Taheitier. Besonders zeichnete sich ein Frauenzimmer durch ihre Haut aus; sie hatte einen leichten Schimmer von Röthe auf ihren Wangen und Lippen, welches bei den Einwohnern dieser Insel eine seltne Erscheinung ist. Die Männer boten uns ihre Weiber an, und schienen die Annahme ihres Anerbietens für einen nothwendigen Beweis unsrer Freundschaft zu halten. Die Damen ihrer Seits schienen nicht im mindesten abgeneigt, den Befehl ihrer Männer und Verwandten zu erfüllen; selbst Ihro Majestät nicht ausgenommen. Nach allem, was wir zu O-Taheiti gehört hatten, befremdete uns dieses nicht mehr; man sagte uns daselbst, daß sogar O-Tu's Gemahlin kein Bedenken trägt, einigen der Vornehmsten ihre Gunst zu schenken, wofür sich O-Tu zu Zeiten bei der Frau seines Bruders Oreepia tröstete, die es auch so wenig ablaugnete, daß sie sich vielmehr eine große Ehre daraus zu machen schien.

Ungefähr um zwei Uhr Morgens erreichten wir die Matawai-Bay, nachdem wir des schwachen Windes halben einen großen Theil des Weges hatten rudern müssen. Als wir von Eimeo abfuhren, war die See sehr

*) Wahrscheinlich war dieser Mensch ein Wahnsinniger. Von dergleichen Leuten glaubt man in so manche Nation, daß sie etwas Göttliches an sich haben. K.

stürmisch. Poniau's jüngster Bruder setzte sich in die vordere Spitze des Bootes, und so oft er eine große Welle herankommen sah, rief er ihr laut zu, machte eine Bewegung mit den Händen, als wollte er sie abhalten, und fächelte den Wind an, frischer zu wahen und uns schnell nach Matawai zu bringen. Während unserer Abwesenheit hatte einer von den Einwohnern ein Betttuch gestohlen; er ward aber entdeckt und verfolgt. Man schoß verschiedenemale auf ihn, und er entkam nur durch Untertauchen. Gleich nachher fing ihn Orepia, des Königs Bruder, am Ufer, faßte ihn mit einer Hand beim Haar, und hielt in der andern einen großen Stein, als wollte er ihn erschlagen. Auf diese Art brachte er ihn an Bord, lieferte ihn dem dritten Steuermann aus, der in unsrer Abwesenheit den Oberbefehl im Schiffe führte, und bat ihn, den Menschen sogleich zu hängen, welches die gewöhnliche Strafe für Verbrecher solcher Art sey. Zugleich setzt er hinzu, daß er selbst verschiedne gehängt hätte. Diesem Gesuche konnte man indeß nicht willfahren, sondern der Dieb mußte bis zur Zurückkunft des Herrn Cox am Bord in Verhaft bleiben. Man legte ihn nunmehr in Fesseln; allein die folgende Nacht fand er Mittel, sich in Freiheit zu setzen.

Orepia und seine Gemahlin hatten seit des Königs Abreise alle Nächte am Bord geschlafen, und noch außerdem belästigte uns Widowah, ein jüngerer Bruder des Königs, ein unverschämter ausschweifender junger Mensch, oft mit seiner Gesellschaft. Beide Brüder waren große Liebhaber von Wein und Branntwein, und sagten uns, daß sie viel Vergnügen an einem Rausche fänden. Sie tranken auch die Awa *) in großer Menge, und brachten gewöhnlich ihre Bedienten mit an Bord, welche dieses ekelhafte Getränk für sie kauen mußten. Der jüngere Bru-

*) Die Wurzel des Taumelpfeffers (Piper methysticum) welche gekauet, und wovon der ausgepreßte mit Speichel vermischte Saft getrunken wird. J.

der ward einmal sehr aufgebracht, als unser erster Steuermann aus Versehen eine große Wurzel von dieser kostbaren Pflanze über Bord warf. Dieser junge Mann drang, nebst vielen Andren, sehr in Kapitain Cox, ihn nach Britanne, wie sie England nannten, mitzunehmen; allein ich glaube nicht, daß es ihm mit dieser Bitte rechter Ernst war. Auch würden ihn seine Freunde schwerlich haben gehen lassen; denn er stand bei ihnen als Krieger in großer Achtung, weil er in einer Schlacht mit den Einwohnern von Eimeo den vorigen König dieser Insel getödtet hatte.

Am 30sten ward uns unser Wimpel gestohlen, und noch mancher andre kühne Diebstahl an Bord verübt. Am 31sten besuchte uns Potatau, Kapitain Cooks Freund, den er als Befehlshaber der Taheitischen Flotte besonders erwähnt: ein schöner ansehnlicher alter Mann, der bei seinen Landsleuten in großer Achtung zu stehen scheint. Er brachte dem Kapitain ein großes Schwein, einiges Taheitisches Zeug und Früchte zum Geschenk, wofür er ein artiges Gegengeschenk erhielt. Wir verschafften uns an dem heutigen Tage einen großen See-Vorrath von Früchten und Wurzeln, theils durch Kauf, theils als Geschenk von unseren Freunden, denen wir, da das Schiff segelfertig war, angezeigt hatten, daß wir in einem oder ein paar Tagen abreisen würden. Von den fünf Schweinen, die O-Tu uns versprach, erhielten wir nur zwei; denn, wie die Leute, welche sie bringen sollten, uns sagten, hatten die Eriks oder großen Oberhäupter um die Matawai-Bay die anderen weggenommen. Sie waren nachher so unverschämt, sie uns zu schenken, als kämen sie von ihnen, und erhielten ein Gegengeschenk dafür. Ich muß noch erwähnen, daß unter der großen Menge von Einwohnern, die uns während unseres Aufenthaltes in Matawai besuchten, sich auch ein Mann befand, der uns erzählte, daß er auf einem Spanischen Schiffe von O-Taheiti nach Lima gegangen, daselbst einige Zeit geblieben, und dann

in eben demselben Schiffe zurückgekommen wäre. Er konnte einige Spanische Wörter sprechen und bis zehn in dieser Sprache zählen; auch schien er sehr für die Spanier eingenommen zu seyn, und erzählte viel von der guten Aufnahme, die er zu Lima gefunden hätte.

Am 1sten September hoben wir einen von unseren Ankern auf, mußten aber noch verweilen, weil man uns verschiedene Sachen gestohlen hatte. Einiges davon bekamen wir den folgenden Morgen wieder, weil wir des Königs Mutter und einen alten Priester, Namens Tutaha, die ganze Nacht an Bord behielten, und ihnen erklärten, daß wir sie mitnehmen würden, wenn man uns unsre Sachen nicht wiedergäbe. Nachmittags ging ich zum letztenmal mit zwei von unseren Herren ans Ufer, und sah eine Heiwa, die über alle Maaßen unanständig und unzüchtig war. Bei Gelegenheit dieser Zeitvertreibe muß ich doch ein drollichtes Abenteuer erzählen, das sich bei einer von ihren nächtlichen Heiwas zutrug. Durch den Trommelschall und die große Menge Lichter angelockt, ging ich eines Abends mit zweien von unsren Steuermännern ans Land, um einer dieser Vorstellungen beizuwohnen. Wir setzten uns zu einigen Bekannten, die wir daselbst antrafen, als einer von meinen Gefährten es sich einfallen ließ, sterblich verliebt in eine vermeinte Tänzerin zu werden. Er ging zu ihr, schenkte ihr einige Glaskorallen und andere Kleinigkeiten, und unterbrach durch seine Galanterie beinahe das Stück. Aber wie groß war sein Erstaunen, als er nach geendigter Vorstellung sie beredete, mit an Bord unseres Schiffes zu gehen, und nun in diesem vermeinten Frauenzimmer, als es seines Theaterschmuckes entledigt war, einen artigen jungen Burschen fand! Die O-Taheitier ergötzten sich an diesem Irrthum so sehr, daß sie uns mit lautem Jubel und wiederholtem Gelächter bis an den Strand folgten; und ich wollte wetten, daß sie diesen

Vorfall als einen schönen Stoff für eine ihrer Komödien benutzt haben.

Morgens den 7ten gingen wir mit einem frischen Winde unter Segel. Im Auslaufen aus der Bay stießen wir auf die Spitze der Untiefe Dolphin, erlitten aber zu gutem Glück keinen Schaden. Oroipia kam jetzt an Bord, um Abschied von uns zu nehmen, und brachte uns noch einige von den gestohlenen Sachen. Er stellte sich sehr bekümmert wegen der von seinen Landsleuten begangenen Diebstähle, und kadette ihr Betragen mit den härtesten Ausdrücken, wobei er zugleich sagte, er würde die Diebe, die uns bestohlen hätten, gewiß hängen lassen, sobald er ihrer nur habhaft werden könnte. Allein seines anscheinenden Gefühls für die Ehre seiner Landsleute und seiner Redlichkeits-Betheurungen ungeachtet, hatten wir starken Grund, ihn für einen der ärgsten unter ihnen zu halten. Des Königs Mutter weinte bei dem Abschiede von uns aus allen Kräften, aber auf eine so gezwungene Art, daß es beinahe unmöglich war, das Lachen zu lassen. Doch einige Mädchen, die wir während unsers hiesigen Aufenthaltes fast immer an Bord gehabt hatten, und ein Mann, Namens Titterova, dessen Bruder mit uns nach einigen benachbarten Inseln ging, zeigten aufrichtige Betrübniß; besonders der Mann, der sich fürchtete, daß sein Bruder mit uns nach Britanie gehen möchte. — Wir hatten jetzt einen schönen frischen Wind, der sich in kurzer Zeit sehr verstärkte, so daß wir bald unsre Freunde weit hinter uns ließen.

Ziegen und Katzen sind unter den lebendigen Thieren, welche die Europäer diesen Insulanern zurückgelassen haben, die einzigen, worauf sie einigen Werth setzen. Diese essen sie zuweilen; allein von dem Schafen und dem Federvieh, welches Kapitain Cook zurückließ, konnten wir nichts zu sehen und zu hören bekommen. Von den natürlichen Produkten der Insel fanden wir einen reichen Vorrath; auch

erhielten wir eine große Menge Fische von dem Rief, worunter einige sehr sonderbar gestaltet und von bunten lebhaften Farben waren. — An den Taheitischen Müttern sei mir eine sehr seltsame Gewohnheit auf, welche sie bei dem Füttern der Kinder beobachteten. Wenn sie ihnen ein gewisses Maaß Brodtfrucht oder andre Speise gegeben hatten, schöpften sie zwei bis drei Handvoll Salzwasser, und gossen es ihnen den Hals hinunter, welches während einer Mahlzeit verschiedentlich wiederholt ward. So ekelhaft und widrig uns auch ein solches Getränk vorkommen würde, so schienen doch die Kinder es mit großem Behagen niederzuschlürfen. Vielleicht ist eben dieses die Ursache, weshalb die O-Taheitier auch bei reiferen Jahren ihre Speisen so gern in Salzwasser tauchen; denn ich habe bemerkt, daß sie dieses unserem trocknen Salze vorziehen. — Das Thermometer stand während unseres Aufenthalts zu O-Taheiti am Bord des Schiffes auf 76° bis 80°. Das Wetter war die ersten Tage nach unsrer Ankunft trübe, mit starken Regenschauern vermischt; in der Folge aber klärte der Himmel sich auf und blieb beständig heiter.

Nachmittags erreichten wir Titteroa, eine Gruppe von acht oder neun kleinen flachen Inseln; wir konnten aber hundert Schritte weit von dem Riefe, das sie umgiebt, keinen Ankerplatz oder Grund finden. Sie scheinen durch Bezauberung aus der See empor zu steigen, und stellen eine äußerst romantische, malerische Scene voll Einwohner dar. Selbst die kleinste von den Inseln ist mit Bäumen besetzt. Sie liegen beinahe in einem Cirkel; und das Meer, welches durch verschiedene Kanäle in die Mitte läuft, hat das Ansehen einer großen Lagune oder eines umschlossenen Sees.

Kapitain Cox ging mit unserem Freunde ans O-Taheiti ans Land. Das Schiff lavirte bis zu seiner Zurückkunft, wo wir das Boot einhoben und unseren Weg fortsetzten. O-Tu und seine Brüder besitzen Länder auf die-

sen Inseln, die von O-Taheiti abhängig sind. Die Einwohner beider Inseln unterhalten vermittelst ihrer Kanots ein immerwährendes Verkehr mit einander. Der Kapitain, der zu O-Taheiti nichts hiervon gehört hatte, wunderte sich anfangs sehr, als er verschiedene unsrer Taheitischen Bekannten am Ufer sah. Obgleich die Einwohner von O-Taheiti aus, bereits von uns gehört hatten, war doch unser Schiff das erste aus Europa, welches je ihre Inseln besuchte, und sie trugen daher großes Verlangen, mit uns zu handeln. Sie hätten uns gern beredet, bis den anderen Morgen zu bleiben, wo sie uns eine Menge Schweine zu geben versprachen. Als wir ihnen bedeuteten, daß wir das nicht könnten, weil kein Ankerplatz für das Schiff vorhanden wäre, fragten sie, ob wir es nicht über das Rief ziehen wollten, wo es gewiß sehr sicher liegen würde; oder wenn dies nicht anginge, ob wir nicht einen Anker ans Ufer bringen und ihn befestigen könnten?

Vormittags den 10ten passirten wir den Aequator in 207° Oestlicher Länge. Der Wind war frisch, und das Thermometer stand auf 78°. Vom 13ten bis zum 17ten hatten wir nach einander leichten, veränderlichen Wind, trübes, dunkles Wetter und starke Regenschauer.

Den 20sten um sechs Uhr Abends sahen wir die Insel O-Waihi, die ungefähr zwölf Seemeilen weit von uns lag, und sich von N. N. West nach Nord-Westen erstreckte. Am anderen Morgen in aller Frühe, da wir uns in der Nähe des Landes befanden und längs dem Ufer segelten, sahen wir verschiedene Dörfer und viele Einwohner. Einer derselben schwang ein Stück weißes Zeug gegen uns hin, um uns einzuladen, daß wir ans Land steigen möchten; denn der Wind blies zu stark, als daß sie es wagen konnten, vom Lande ab zu uns zu fahren. Nachmittags fiel Windstille ein, und nun kamen, obgleich der Wogengang noch sehr ungestüm war, verschiedene Kanots mit Männern und

Weibern vom Lande zu uns. Sie brachten frischen und gesalzenen Fisch, Säcke mit Salz, Angelschnüre und kleine Schweine mit, die sie gegen Nägel vertauschten. Wir mußten unseren Handel mit ihnen durch Zeichen führen; denn obgleich ihre Sprache mit der Taheitischen viele Aehnlichkeit hat, so ist doch ihre Aussprache so rauh, und sie sprechen so durch die Kehle, daß wir sie weder verstehen, noch ihnen das wenige, was wir von der Taheitischen Sprache erlernt hatten, verständlich machen konnten. Gegen Abend stieg ein frischer Wind auf; dies nöthigte unsre Gäste, uns zu verlassen, einen Mann und zwei Weiber ausgenommen, welche die ganze Nacht am Bord blieben.

Morgens versuchten wir es, in die Karakakua-Bay einzulaufen, konnten aber unsre Absicht nicht erreichen, weil uns der Wind fehlte. Es kam eine große Menge Kanots vom Lande zu uns, und wir führten einen raschen Handel mit den Eingebornen, die uns Schweine, Salz, Tauwerk, Zeug, Speere, Feder-Zierrathen u. s. w. gegen große Nägel vertauschten, welche sie allem anderen, was wir ihnen anboten, vorzogen. Wir vermißten heute Verschiedenes, was die Einwohner uns aus dem Schiff entwendet hatten, und fanden bald, daß sie eben so geschickte Diebe waren, wie die O-Taheitier.

Die Windstille hielt bis zum Abend des 23sten an, wo wir uns ein leichtes Lüftchen zu Nutze machten, in Karakakua-Bay einliefen, und mit dem kleinen Buganker in neun Faden Tiefe vor Anker gingen. Ehe wir vor Anker kamen, beehrte uns der König von O-Waihi, Maja-Maja (Maiha-Maiha,) mit einem Besuch, und brachte einen Vornehmen von der Insel Atuai, Namens Tianna, mit, welcher großes Vergnügen und Erstaunen bezeugte, den Kapitain Cox zu sehen, der ihn auf seiner Faktorei zu Kanton bewirthet hatte. Er war mit einem auf den Pelzhandel ausgegangenen Schiffe dahin gekommen, und der

Kapitain hatte ihn auf der Rückkehr von einer anderen Reise wieder nach den Sandwichinseln gebracht. Ich hörte von Herrn Cox, daß die außerordentliche Größe und das majestätische Ansehen dieses Mannes, der beinahe sechs Fuß vier Zoll hoch, und vorzüglich stark und wohlgebauet war, ihm bei den Chinesern, die er übrigens herzlich verachtete, den Beinamen des großen Fremden zugezogen hatte. Er pflegte während seines Aufenthaltes zu Kanton oftmals in der eigenthümlichen Tracht seines Landes zu erscheinen und zum großen Schrecken der Chinesen einen Speer von den Sandwichinseln in der Hand zu schwingen. Allein dieses furchtbaren Ansehens ungeachtet, hatte Tianna einen sehr sanften Charakter, der beinahe ans Kindische gränzte. Oftmals saß er zu Kanton ganze Stunden, und spielte mit zwei weißen Kaninchen, die Herr Cox ihm geschenkt hatte; er lief hinter ihnen her, und machte ihre Bewegungen nach, indem er sich bückte und niederkauerte.

Der König und Tianna brachten dem Kapitain einen Helm und zwei schöne, reich mit scharlachfarbenen und gelben Federn durchwirkte Mäntel zum Geschenk, wofür sie von ihm sehr ansehnliche Gegengeschenke erhielten. Se. Majestät sieht so barbarisch aus, wie ich noch keinen König gesehen habe; er ist sehr wild und ausschweifend, in seinen Handlungen wie in seinem Betragen. Am Leibe war er, wie viele seiner Unterthanen, voll kleiner Geschwüre, welche vermuthlich vom Awa-Trinken und dem häufigen Genusse des Salzes und gesalzener Fische entstehen. Er wollte nicht zu Tische bleiben, und sagte uns, daß sowohl Schweinefleisch als Pisangfrüchte ihnen jetzt Tabu oder verboten wären. Allein ob er gleich an unseren Mahlzeiten keinen Antheil nahm, so hätte er doch gern seine Wohnung bei uns aufgeschlagen und mit seiner Gemahlin bei uns an Bord geschlafen. Wirklich schien er über unsre abschlägige Antwort mißvergnügt zu seyn. Am 24sten ging ich in ei-

nem von Tianna's Kanots ans Ufer, und besah des Königs Wohnung, die sehr nett und bequem ist. Er hat zwei Drehbassen und eben so viele zweipfündige Kanonen auf einer von Steinen erbauetey Platteforme vor seinem Hause aufgepflanzt. Die Kanonen haben eigene Lavetten, und die Drehbassen sind in hölzerne Blöcke eingelassen. Die Zündlöcher waren mit Stücken Zeug verwahrt, und die Ladestöcke und anderes Zubehör lagen ordentlich daneben, so daß die Batterie ein völlig kriegerisches Ansehen hatte. Der König erhielt diese Kanonen von dem Kapitain des oben erwähnten Schiffes, der hier vor Anker ging, als er von einer Reise an die Nordwest-Küste von Amerika nach China zurückkehrte.

Nachmittags ging ein Kommando der Unsrigen nach dem Dorfe Kaurana, wo Kapitain Cook getödet ward, und ließ sich die Stelle zeigen, wo dieser unglückliche, große Mann fiel. Ein Baum, den eine während des Gefechtes von einem der Schiffe abgefeuerte Kanonenkugel durchbohrte, steht noch nahe bei dem Ort, und dient zum Denkmal dieser unglücklichen Begebenheit. Maja-Maja (Maiha-Maiha) blieb fast den ganzen Tag am Bord, und quälte uns unaufhörlich um Kanonen und Schießpulver, besonders um letzteres, welches er sich durch allerlei Künste oder listige Anschläge zu verschaffen suchte. — Wir sahen verschiedene auffallende Beweise von der Gewalt, welche die Vornehmen auf dieser Insel über die niedrige Klasse des Volkes behaupten. Als wir zuerst zu Kaurana ans Land stiegen, drängte sich das Volk schaarenweise herbei, und machte einen solchen Lärm, daß wir einander kaum reden hören konnten. Einer der Vornehmen die bei uns waren, bemerkte es, und winkte nur mit der Hand; sogleich war alles still. Nachher, als wir den Morai oder Begräbnißplatz, wo Kapitain King bei Cooks Tode mit seinen Leuten stand, besehen wollten, und die Eingebornen uns folgten und uns beim Eingange drängten, zog

unser Führer mit einem Stabe, den er in der Hand hielt, eine Linie über den Sand; und nun durfte niemand, ausgenommen wir, sie überschreiten oder den Morai betreten. Das große Ansehen dieser Vornehmen und ihr Aufenthalt in Städten oder Dörfern, worin sie von den O-Taheitiern so verschieden sind, bringt einen auffallenden Abstand zwischen den Sitten und Gebräuchen beider Nationen hervor. Auch ihre Kanots unterscheiden sich auffallend; die auf den Sandwichinseln übertreffen die Taheitischen in jeder Rücksicht. Die Einwohner sind aber weder so wohl gebildet, noch so gut gekleidet, wie die O-Taheitier. Sie brachten uns verschiedene Schaumünzen, theils als Geschenk, theils zum Verkauf. Zwei Schiffe der vereinigten Nord-Amerikanischen Staaten, die Columbia und der Washington, die zum Pelzhandel an der Nordwest-Küste von Amerika ausgerüstet waren, hatten dergleichen an den verschiedenen, von ihnen besuchten Orten zurückgelassen. Sie scheinen es gethan zu haben, um das Andenken an die erste von ihnen unternommene Reise dieser Art zu verewigen und in dem Gedächtnisse der Einwohner zu befestigen. Dies ist, wie mich dünkt, ein guter Einfall, der von allen künftigen Seefahrern auf ihren Entdeckungsreisen nachgeahmt zu werden verdient.

Die Schaumünzen sind von Zinn, beinahe von der Größe eines Kronenthalers, und sauber gearbeitet. Auf einer Seite sieht man die Schiffe Columbia und Washington abgebildet, und um den Rand folgende Inschrift: Columbia und Washington unter J. Kendrick." Auf der anderen steht die Fortsetzung in folgenden Worten: „Zu Boston, in Nord-Amerika nach dem Stillen Meere ausgerüstet; und in der Mitte: J. Barrel, S. Brown, G. Bulfinch, C. Haich, J. M. Pintard, 1787 *)."

*) M. s. die Kupfertafel oben bei S. 38.

Am 24sten früh Morgens gingen wir unter Segel, und es folgte uns eine ansehnliche Menge Kanots. Bald nachdem wir aus der Bay heraus waren, kam der König an Bord. Er blieb, weil wir wenig Wind hatten, bis Nachmittag bei uns; als aber dann ein frischer Wind aufstieg, nahm er nebst Tianna Abschied, und verließ uns sammt den übrigen Einwohnern, die von Karakakoa-Bay gekommen waren. Dagegen ruderten aber, so wie wir längs dem Ufer hin segelten, andre zu uns.

Maja-Maja (Maiha-Maiha) erzählte uns, daß er Terriobu, den vorigen König, umgebracht hätte. Wahrscheinlich wollte er sich dadurch bei uns in Gunst setzen, denn unter dieses Königs Regierung ward Kapitain Cook getödtet; allein einer von unseren letzten Gästen, der ein Mann von einigem Ansehen zu seyn schien, sagte, Terriobu wäre eines natürlichen Todes gestorben; Maja-Maja hätte dann dessen Sohn, einen Jüngling, umgebracht, und wäre als nächster Erbe ihm in der Regierung gefolgt. — Maja-Maja (Maiha-Maiha) scheint von seinen Unterthanen, von denen er den unbedingtesten Gehorsam fordert und die er zuweilen mit Strenge behandelt, mehr gefürchtet, als geliebt zu werden. Vielleicht rührt die große Neigung der Eingebornen zum Auswandern zum Theil davon her; einige drangen in der That sehr in den Kapitain sie mitzunehmen, und ließen sich gar nicht abweisen, so daß man sie mit Gewalt aus dem Schiffe treiben mußte. Das Thermometer stand während unseres Aufenthaltes zu O-Waihi auf 80°.

Am 26sten kamen wir innerhalb fünf bis sechs Meilen von Mauwi vorbei, und handelten mit den Einwohnern, die uns in ihren Kanots einige kleine Schweine nebst außerordentlich schönen Yamswurzeln brachten. Mauwi scheint eine angenehme Insel zu seyn; wir bemerkten, daß in verschiedenen Gegenden kleine Bäche von den Bergen herunter-

frömten, welches in diesem heißen Klima eine erfrischende Erscheinung ist. Um sechs Uhr Abends hatten wir einen schönen Wind von N. N. W., und steuerten nach O. N. O.

In der Nacht vom 27sten passirten wir den Wendekreis des Krebses in 204° Oestlicher Länge. Morgens war die Luft so schön und ruhig, daß wir das Pulver auf unser Verdeck brachten und es lüfteten. Unsre Leute waren sehr geschäftig, einige der größten Schweine zu schlachten und einzusalzen. Wir gebrauchten dazu Salz von O-Waihi, welches sehr weiß und von vorzüglicher Güte ist. — Morgens den 30sten hatten wir beinahe Windstille, und fingen ein Paar große Haifische, wovon der eine dreimal abbiß, ehe er sich fangen ließ.

Den 6ten Oktober Abends setzte sich ein kleiner Vogel mit Schwimmfüßen, der, wie ich glaube, zu dem Meerschwalbengeschlechte gehörte, auf das Tauwerk, und ward auf diesem seinem Ruheplatze gefangen.

Um zehn Uhr Abends den 8ten starb Thomas Smith, der Schiffskoch. Da wir keinen Chirurgus an Bord hatten, so konnten wir die Beschaffenheit seiner Krankheit, die einen so unglücklichen Ausgang nahm, nicht mit Gewißheit bestimmen; doch vermutheten wir, daß sie eine Entzündung in den Eingeweiden und aus einer heftigen, gallartigen Kolik entstanden war: eine Krankheit, woran unser erster und dritter Steuermann, ich, und verschiedne Matrosen zu gleicher Zeit litten.

Wir hatten jetzt sehr unbeständiges Wetter. Veränderliche Winde wechselten mit öfteren Windstillen ab, und wir kamen nicht von der Stelle. Auch spürten wir eine merkliche Veränderung am Wetter, und fanden es am 14ten, wo das Thermometer auf 56° stund, so kalt, daß wir Feuer in der Kajüte anmachten.

Um acht Uhr Morgens sahen wir in N. bei W. Land, welches wir für die Insel Amluk, eine von den Fuchs-Inseln, hielten. Um Mittag lag uns diese Insel N. W. halb West; eine Gruppe kleiner Inseln lag W. halb N., und eine andre Insel N. N. Ost. Die Breite war um Mittag, nach Beobachtung, 51° 30′ Nördlich. Den anderen Tag, da der Wind aus O. N. O. kam und folglich gegen uns war, weil wir nach der Insel Unalaschka gehen wollten, steuerten wir nach der Insel, die wir den Tag zuvor gesehen hatten, und sahen sie Nachmittags aufs neue. Um sechs Uhr Abends kamen wir der Insel ganz nahe, und liefen längs ihrem nördlichen Ufer hin, in Hoffnung einen Hafen zu finden, wo wir liegen bleiben könnten, bis der Wind sich änderte, so daß wir unsre Reise fortzusetzen im Stande wären; allein wir wurden in unsrer Erwartung betrogen, und da wir eine große Insel nach S. W. sahen, so steuerten wir gemach darauf zu. Um 9 Uhr Abends warfen wir das Senkblei aus, und fanden sechzig Faden Tiefe auf schwarzem grobem Sande. Am folgenden Morgen mit Tagesanbruch waren wir ganz nahe an der Nordseite der großen Insel, konnten aber nichts, was einem Hafen ähnlich sah, erblicken. Da der Wind uns jetzt günstig war, so gaben wir unser Suchen auf, und nahmen unsren Weg wieder nach O. N. Ost.

Am 25sten, um acht Uhr Morgens, sahen wir vier große Inseln in einer nordöstlichen und südöstlichen Richtung, und Mittags hatten wir vier andre im Gesicht. Das Wetter war stürmisch mit Regenschauern. Vormittags den 26sten um neun Uhr sahen wir den Thurm-Felsen, und bald darauf die Insel Unalaschka. Um 11 Uhr Vormittags lag die Nordspitze von Unalaschka nach O. N. Ost, und die Insel Amoghta S. bei West. Um Mittag befanden wir uns in 53° 48′ Nördlicher Breite. Wir hatten an diesem Morgen einen scharfen Schneeschauer gehabt. Nachmittags wendete sich der Wind rundum nach Norden

und nach N. N. Westen. Dies hielt uns ab, vor der Nordspitze von Unalaschka vorbei zu segeln; wir laveirten die Nacht über, und bemüheten uns gegen den Wind zu arbeiten. Am folgenden Morgen erhielten wir besseren Wind; nun arbeiteten wir uns zwischen Unalaschka und einigen kleinen Inseln nach Norden durch, und gingen um fünf Uhr Nachmittags in einer Bucht in der östlichen Bay von Unalaschka, Usagäki genannt, mit dem kleinen Buganker in neuntehalb Faden Tiefe vor Anker.

Ehe dies noch geschehen war, kamen fünf Russen in einem großen mit Fellen bedeckten Boote, welches die Eingebornen führten, zu uns an Bord. Sie waren außerordentlich höflich, boten uns ihre Pelzmützen an, und halfen uns das Schiff in die Bucht lenken. Unglücklicherweise konnte keiner von uns das Russische sprechen oder verstehen, und sie eben so wenig das Englische oder Französische, so daß wir uns mit Zeichen und Geberden aushelfen mußten. Wir erfuhren auf diese Art, daß sie zu einem Schiffe gehörten, welches vor der Insel Unimäk läge und unter Kapitain Stephan Torelli (Gorelof?) stände, und daß sie nebst anderen von ihren Gefährten in kleinen Partheien auf dieser und den benachbarten Inseln vertheilt wären, um Felle zu sammeln. Sie waren bereits seit dem Jahr 1785 von Ochotsk abgefahren und mußten in einer so langen Zeit zwischen diesen öden Inseln viel Ungemach erlitten haben, da sie meistens nur von Fischen und Beeren lebten; aber dessen ungeachtet schienen sie gesund und fröhlich zu seyn. Diese guten Leute brachten eine große Menge vortrefliche Heilbutten und getrockneten Lachs zum Geschenk für den Kapitain an Bord, und erhielten dagegen von ihm Wein und Branntwein, worüber sie sich sehr zu freuen schienen; zum Unglück aber hatten wir weder Rauch- noch Schnupftabak, welcher ihnen und den Einwohnern noch angenehmer gewesen seyn würde, besonders der letzteren,

teren, die ihn nicht nur an die gewöhnliche Art schnupfen, sondern auch essen.

Unsere neuen Freunde blieben die ganze Nacht bei uns an Bord, und Morgens kamen noch drei von ihrer Parthei nebst einem Kamtschadalen zu ihnen. Wir, Kapitain Cox, unser dritter Steuermann und ich, gingen diesen Morgen mit unseren Flinten ans Land, und sahen daselbst eine Menge wilder Vögel und einige sehr große Adler mit weissen Köpfen, die aber so scheu waren, daß wir ihnen kaum zum Schuß nahe genug kommen konnten. Das Land gewährt eine der traurigsten Aussichten, die ich jemals gesehen habe; beinahe die ganze Fläche ist mit Schnee bedeckt, und man sieht auch nicht einen Baum, ja nicht einmal ein hohes Gesträuch. — Als wir uns mit dem Hinanklettern der Hügel sehr ermüdet hatten, und nichts weiter sahen, was unsre Aufmerksamkeit reizen konnte, gingen wir an Bord zurück. Hier fanden wir unsre Russen, die unterdessen am Ufer gewesen waren und uns ein zweites Geschenk von Fischen, nebst einem Körbchen voll Beeren mitbrachten. Sie blieben bis Abends am Bord; dann aber verließen sie uns, um wieder in ihre Wohnungen ans Land zu gehen. Die Eingebornen gingen mit ihnen. Diese kamen während unseres ganzen Aufenthalts niemals vom Lande zu uns, außer in Gesellschaft der Russen, oder wenn sie von ihnen eine Bestellung brachten. Wir schlossen daraus, daß die Russen eifersüchtig auf uns wären und ihnen alles Verkehr mit uns verboten hätten. Die Russen beherrschen dieses arme Volk wirklich ganz und gar, und halten es in der niedrigsten Abhängigkeit: sie zwingen die Männer, Fuchsfallen zu legen und darnach zu sehen, für sie zu jagen und zu fischen; die Weiber aber, ihnen Stiefeln zu machen. Außerdem nehmen sie ihnen ihre besten Felle ab, so daß ein Fremder, so lange sie auf den Fuchs-Inseln bleiben, sich daselbst vergebens nach Pelzwerk umsehen würde. Um sich

die Eingebornen gewogen zu erhalten und sie zur Arbeit anzutreiben, theilen sie zu Zeiten einige kupferne und zinnerne Ringe, Glasperlen u. d. gl. unter sie aus. Wir sahen, daß sie einen Mann, der den größten Theil einer kalten rauhen Nacht hindurch für sie gefischt hatte, mit einer Prise Schnupftaback belohnten, womit er auch vollkommen zufrieden zu seyn schien.

Am 29sten gegen Mittag kam eine Anzahl Weiber aus Unalaschka an das Schiff; allein die Russen, die eben bei uns waren, wollten nicht leiden, daß sie an Bord gingen, und schickten sie wieder nach dem Lande zurück. Einige von unsern Leuten wünschten, diese Damen näher zu sehen; wir folgten ihnen daher in unserem Boot, und fanden sie nahe am Strande sitzen, wo sie das Schiff betrachteten. Die Russen sahen uns kaum auf sie zuschiffen, so ruderten sie uns nach. Sobald sie ans Land stiegen, trieben sie die Weiber fort, schlugen sie und behandelten sie mit vieler Härte, wobei sie nach den Bergen zeigten, und ihnen andeuteten, daß sie sich nach Hause verfügen sollten. Aber dessen ungeachtet wollten sie nicht alle aus einander gehen, und sobald die Russen fort waren, kamen einige vom Lande ab auf das Schiff, und blieben die ganze Nacht an Bord. Die Weiber liebten den Rauch- und Schnupftaback eben so sehr wie die Männer, und waren äußerst dankbar, als unsre Matrosen ihnen einen abgenutzten Bissen Taback aus ihrem Munde gaben, den sie nun von Mund zu Mund gehen ließen und mit dem höchsten Wohlbehagen kaueten. Sie tragen an den Lippen und am Nasenknorpel, die zu diesem Ende durchlöchert sind, Zierrathen von Knochen und Glasperlen, und gleichen darin, so wie in vielen anderen Stücken, aufs genauste den nach Herrn Webers schönen Zeichnungen gestochenen Kupfern in Kapitain Cooks letzter Reise.

Die Damen verließen uns früh Morgens, und gingen zu ihren Gefährten, welche die ganze Nacht am Strande geblieben waren und, der Kälte ungeachtet, zwischen Schilf und Blättern bloß auf einer Matte gelegen hatten. Ehe ich von den Einwohnern auf Unalaschka Abschied nehme, muß ich, um ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, sagen, daß sie von dem Laster, alles in den Weg Kommende zu stehlen, welches bei den Einwohnern der kurz vorher von uns besuchten Inseln eingerissen ist, ganz frei zu seyn scheinen.

Heute den 30sten ereignete sich ein merkwürdiger Umstand, welcher den Einfluß der Gewohnheit auf die Thiere und deren Anhänglichkeit an den Ort, wo sie Futter und Pflege bekommen, erweiset. Wir hatten einige Schweine und eine Ziege nach einer kleinen, etwa zwei hundert Schritte weit von uns gelegenen Insel gebracht, daß sie dort grasen sollten. Aber sie waren noch nicht lange daselbst gewesen, als wir zu unserer großen Verwunderung eins von diesen Thieren, einen Englischen Eber, vom Lande ab nach dem Schiffe zu schwimmen sahen, welches er auch wirklich erreichte. Wir konnten ihn, da unsre beiden Boote gerade eine Fahrt machten, nicht herein nehmen; und das arme Thier, das nicht im Stande war in sein altes Behältniß zu kommen, schwamm nun nach dem gegenüber liegenden, über eine Viertelmeile entfernten Ufer, wo man es den folgenden Tag abholte. — Abends blies ein frischer Wind von Süden, und da sich aller Anschein zu einer stürmischen Nacht zeigte, so ließen wir unseren besten Buganker fallen; Morgens aber, als es ruhiger war, hoben wir ihn wieder ein, und machten das Schiff mit dem Stromanker fest. Wir erhielten diesen Nachmittag, so wie alle Tage während unseres Aufenthaltes bei der Insel, ein Geschenk von Fischen und Beeren. Die ersteren waren Heilbutten, Lachs und Lachsforellen. Die Butten fanden

wir vortreflich; der Lachs aber ist von der Art, die eine ungebogene Nase hat, und weit schlechter als der gewöhnliche.

Am 2ten November machte der Kapitain eine kleine Reise ans Land, und besah eine von den Russischen Wohnungen. Sie glich beinahe den Hütten der Eingebornen, die wie ein kleiner Hügel oder Schutthaufen aussehen und mit Gras überwachsen sind. Nur haben die Russen, anstatt wie die Eingebornen mit Hülfe einer eingekerbten Stange hinein zu steigen, eine Thür und ein paar Fenster angebracht, die sie aus der Schwimmblase oder aus den Eingeweiden eines großen Fisches verfertigen. Auch sieht es in ihren Wohnungen weit reinlicher aus; denn die Hütten der Eingebornen von Unalaschka sind unleidlich schmutzig. Der Eigenthümer des Hauses, der sich eben beschäftigte Fuchsfallen zu machen, nahm den Kapitain ungemein höflich auf, und setzte ihm das beste vor, was seine armselige Hütte vermochte: Beeren und eine Art von Pudding aus Wurzeln. Die Russen leben unter den Eingebornen vertheilt, zwei bis drei in einem Dorfe, wahrscheinlich um sie in größerer Unterwürfigkeit zu halten und darauf zu sehen, daß sie sich immer beschäftigen.

Am 4ten machte sich der Kapitain in dem kleinen Boot auf, um den Hafen Samganuhda zu besichtigen, und Abends kehrte er wieder zurück. Er kam auf seinem Wege dahin vor der Wohnung einiger von unseren Russischen Freunden vorbei, die verschiedentlich Flinten abschossen, um ihn einzuladen, daß er ans Land kommen möchte, welches aber seine Zeit nicht erlaubte.

Herr Cox hatte den Wunsch geäußert, ein Unalaschkisches Kanot zu besitzen, und erhielt am 5ten von den Russen eins zum Geschenk. Er hatte sich vorher an die

Eingebornen gewandt und ihnen viel dafür geboten; aber es war vergeblich gewesen, weil alles von ihren Russischen Herren abzuhangen scheint. Wir erfuhren heute, daß ein Eber und eine Sau, die wir in der Hoffnung, daß sie sich auf der Insel fortpflanzen sollten, aus Land geschickt hatten, in den Fuchsfallen gefangen und umgekommen waren.

Der Kapitain wußte durch die Russen, daß es einen südöstlichen Ausgang in die See gäbe, der durch eine kleine Insel, Namens Sedagha, die wir für einen Theil von Unalaschka gehalten hatten, gebildet würde. Dem zufolge ging er am 6ten in dem kleinen Boote aus, um diesen Ausgang zu untersuchen. Wir hatten uns wegen der auf einander folgenden Windstillen und widrigen Winde länger, als wir erwarteten, hier aufgehalten; Morgens den 8ten aber, da ein günstiger Wind von W. N. W. aufstieg, lichteten wir den Anker, und gingen durch unsren neu entdeckten südöstlichen Weg in die See. Als wir absegelten, befand sich keiner von unseren Russischen Freunden an Bord, und sie werden sich nicht wenig über unsre plötzliche Abfahrt gewundert haben, da wir täglich Besuch von ihnen zu erhalten pflegten, und da sie uns einen Vorrath gedörrter Fische auf die Reise mitzugeben versprochen hatten.

Während unseres Aufenthaltes zu Unalaschka war das Wetter größtentheils schön und ruhig und, ob wir es gleich Morgens und Abends kalt fanden, doch am Tage mild und angenehm. Auch der Schnee, der zuerst bei unsrer Ankunft beinahe die ganze Insel bedeckte, war jetzt fast ganz geschmolzen, außer auf den Spitzen der Berge. Das Thermometer stand mehrentheils zwischen 42° und 50°, ob es gleich an einem Tage auf 58° stieg. Die Bay oder der Hafen Udagaki, in welchem wir vor Anker gingen, liegt in 53° 45′ Nördlicher Breite, und in 166° 24′

Oestlicher Länge, und läuft gegen zwanzig Meilen landeinwärts.

Am 10ten gegen Abend erhob sich der Wind sehr frisch von Süd Osten. Bald stieg sein Ungestüm beinahe bis zum Sturm, welcher in gleicher Stärke bis zum 11ten fortdauerte und mit starkem Regen und sehr aufgeregter See begleitet war, so daß die Wellen oft ins Schiff schlugen.

Morgens den 20sten kam einer von den heftigsten Windstößen, die wir auf unsrer Reise gehabt hatten. Bald nachher verwandelte sich der Sturm in einen völligen Orkan, und da sich zugleich die See sehr hoch in Wogen thürmte, so mußten wir bis um neun Uhr Abends beilegen. Um diese Zeit ward es ruhiger, so daß wir wieder unter Segel gehen konnten; allein die Wellen waren noch immer erschrecklich hoch, und schlugen zu Zeiten über uns zusammen. Sie nahmen einen großen Theil des Schnitzwerkes am Schiffsschnabel weg, und spülten das Boot von den Stangen auf dem Verdeck, wo es befestigt war, in die Vertiefung desselben hinunter. Abends den 28sten passirten wir noch einmal den Wendekreis des Krebses in 169° O. Länge. Am folgenden Mittag stand das Thermometer auf 79°.

Am 12ten December um sieben Uhr Morgens sahen wir die Insel Saypan, und um halb zehn Uhr die Inseln Tinian und Aguigan. Um halb drei Uhr Nachmittags ließen wir an der südwestlichen Seite der Insel Tinian den kleinen Buganker in zehn Faden Tiefe auf Felsengrund fallen, nachdem wir vorher die Vorsicht gehabt hatten, unser Kabeltau zu umwickeln, um es gegen das Scheuern zu verwahren. Ein erquickendes Lüftchen führte uns vom Lande die herrlichsten Wohlgerüche zu; und bald erfreuete uns der Anblick der schönen weißen Rin-

der, die zwischen den Bäumen hüpften und graseten, wodurch die Insel ein noch reizenderes Ansehen gewann. Die Boote wurden nunmehr ausgesetzt, und der Kapitain ging mit einem Kommando von unseren Leuten ans Land. Wir hofften, daselbst Fleisch zu erhalten; allein unsre Erwartung täuschte uns. Das Wild zog sich, sobald es uns sah, in die Wälder zurück, und es würde vergebens gewesen seyn, es zu verfolgen, da das Dickicht beinahe undurchdringlich war. So kehrten wir denn wieder an Bord zurück, nachdem wir das Boot mit Holz beladen und eine Menge vortrefflicher Limonien eingesammelt hatten.

Den folgenden Morgen gingen wir wieder ans Ufer, und landeten weiter nordwärts, als am vorigen Tage. Wir fanden hier verschiedene Hütten, welche die Spanier erbauet hatten, die jährlich von ihrer Niederlassung zu Guam hieher kommen, um Fleisch für die Besatzung auf dieser Insel zu holen. Kurz vor unserer Ankunft müssen Spanier oder andre Leute auf Tinian gewesen seyn; wir fanden nämlich in einem Stalle ein wildes Schwein, das erst kürzlich gestorben war, und auch einen schönen Hund, den wir fingen und mit uns an Bord nahmen. Ein gebahnter Weg, dem wir folgten, führte uns etwa vierzig Schritte weit von den Hütten nach dem Brunnen, dessen Lord Anson und Kommodore Byron erwähnen. Das Wasser ist zwar nicht das beste, aber doch keinesweges so schlecht, wie der Kommodore es macht; wir fanden es weder salzig noch voller Würmer, wie es nach seiner Beschreibung seyn soll. Ich kann nicht umhin, hier zu bemerken, daß dieser Seefahrer sich in eben dem Maaße bemühet, die Insel herunterzusetzen, wie Lord Anson in seinen Lobsprüchen auf sie zu verschwenderisch gewesen ist. In welcher Verfassung die Insel Tinian auch zu des Lords Zeiten gewesen seyn mag, so werden sich doch diejenigen, welche künftig dahin kommen, vergebens nach den

entzückenden Grasplätzen umsehen, die der Verfasser der Reise mit so glühenden Farben schildert.

Unsre Leute waren den ganzen Tag über beschäftigt, Brenn- und andres Holz zu fällen, und ich machte mich in Gesellschaft unsres dritten Steuermanns und eines Matrosen aus den Hütten, wo sie sich befanden, auf, um Wild zu jagen. Anfangs folgten wir der Spur eines Pfades; wir verloren sie aber bald, und sahen uns genöthigt, uns einen Weg durch das Gebüsch zu bahnen, welches wir in der Hoffnung thaten, daß wir aus den Bäumen und dem Gesträuche kommen würden, wenn wir tiefer ins Land gingen. Wir arbeiteten uns eine ziemliche Strecke weit durch, wurden aber durch eine Art von Unkraut, das uns bis an die Brust reichte, durch die Hitze und durch eine unleidliche Anzahl Fliegen dermaßen belästigt, daß ich meine Gefährten, die noch weiter ins Land zu dringen wünschten, verließ und so schnell als möglich zu den Holzhauern nach den Hütten zurückkehrte. Ich kam spät Nachmittags an, weil es mich äußerst ermüdet hatte, mich durch das Gebüsch zu drängen und Bäume zu erklimmen, um zu sehen, ob ich auf dem rechten Wege sey. Dies war in der That eine nöthige Vorsicht; denn einmal hatte ich beinahe zwei Stunden lang mich gänzlich verirrt. Ich traf viele große wilde Schweine, und wäre bei einem Haar über ein Thier gestrauchelt, welches, da es aufgeschreckt ward, mit solcher Schnelligkeit durch das Gebüsch schoß, daß ich es nicht erkennen konnte. Wahrscheinlich war es eins von den Guanakos, die Lord Anson beschreibt, und die auf den benachbarten Inseln Saypan und Aguigan in großer Menge herumstreifen sollen. Auch sah ich auf meinem Spatziergange einige Vögel, und schoß ein Ferken. Unser dritter Steuermann, der eine halbe Stunde nach mir zurück kam, berichtete, daß er bald nach meiner Entfernung auf eine Heerde Rindvieh gestoßen sey und einen

schönen jungen Stier geschossen habe. Da aber nur ein einziger Mann bei ihm, und der Ort sehr weit vom Strande entlegen war, so mußte er das Thier bei seinem Freunde, der die ganze Nacht dabei zu bleiben versprach, in Verwahrung lassen; denn sie fürchteten, sie würden, wenn sie beide zusammen zurückgingen, den Platz nicht wieder finden.

Den anderen Morgen wurden einige Leute ans Ufer geschickt, um ein Stück von dem Thiere zu holen. Sie fanden es bei ihrer Ankunft größtentheils angefressen und verdorben; doch schnitten sie, wo es am wenigsten beschädigt war, einige Stücken ab, und brachten sie an Bord. Wir kochten uns eine gute Suppe davon, und fanden das Fleisch sehr zart und schön durchwachsen. Es giebt auf der Insel Tinian wilde Schweine und Federvieh in Menge; und obgleich das letztere scheu ist und selten aus dem Dickicht hervorkommt, so ist es doch angenehm, es allenthalben krähen und gackern zu hören, und erregt eine Idee von der Nachbarschaft eines Dorfes oder großen Meierhofes, die man nicht leicht los wird. Tinian bringt eine Menge Citronen, Guaven, einige Kokosnüsse, Breiäpfel, schlechte Orangen und allerlei schöne Bäume hervor, worunter der Braminen-(Feigen) Baum, der Brodtfruchtbaum (welcher aber keine Früchte hatte) und die Baumwollenstaude gehören. Auf unsren verschiednen Wanderungen fanden wir die Ueberbleibsel einiger merkwürdigen Gebäude, die Lord Anson beschreibt und für das Werk der ersten Bewohner der Insel hält. Diese Gebäude haben die sonderbarste Bauart, und bestehen gegenwärtig aus zwei Reihen Säulen, entweder von Stein oder von Komposition, und von pyramidalischer Form. Auf der Spitze stehen Halbkugeln mit aufwärts gekehrtem Durchschnitte.

Wenn diese Gebäude wirklich von Stein sind, wie ich wohl glaube, so ist es zu bewundern, daß ein rohes un-

kultivirtes Volk, welches keine der dazu erforderlichen Künste kannte, und kein ordentliches Handwerkzeug besaß, sie hat formen und erbauen können. Wir maßen einen Pfeiler und seine Halbkugel oder das Kapitäl, welche folgende Maaße hatten:

	Fuß	Zoll
Senkrechte Höhe der Pyramide	— 14	—
Breite am Fußgestelle	— 5	— 4
Durchschnitt der Halbkugel	— 5	— 10

Nachdem wir einen hinlänglichen Vorrath von Holz an Bord gebracht und unsre ledigen Wassertonnen gefüllt hatten, gingen wir Abends unter Segel, und steuerten nach Westen. Das Thermometer stand, während wir auf der Rhede lagen, mit wenig Veränderung auf 83°; am Lande aber war die Hitze stärker.

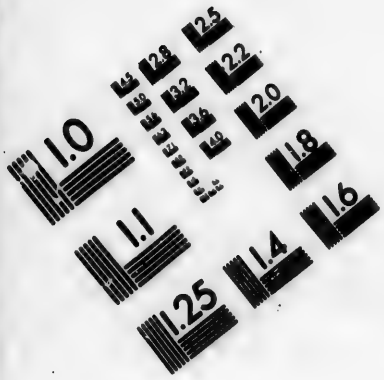
Den 24sten, Morgens um acht Uhr, sahen wir die Inseln Botel oder Tobacosima (Tobago Xima) und um Mittag die Insel Formosa, die nach Westen lag. Wir schifften zwischen den beiden Inseln Botol hin, und erblickten durch unsre Fernröhre auf der größeren verschiedne Städte oder Dörfer. Als wir einige von den Einwohnern auf uns zu rudern sahen, legten wir bei, damit sie uns erreichen könnten. Anfangs wollten sie sich kaum innerhalb eines Pistolenschusses an das Schiff wagen, und warfen uns aus dieser Entfernung einige gekochte Wurzeln, Pisangs, Taro und einen Knochen herüber, der einem Schafsknochen glich, wahrscheinlich aber von einem Hunde war. Zur Erwiederung dieser Höflichkeit warfen wir ihnen einige ledige Bouteillen zu, die sie mit großer Begierde aufnahmen, so daß sie nach einigen, welche im Wasser versanken, sogar untertauchten. Während wir ihnen bei diesem Bouteillenfange zusahen, schlich sich einer unter den Spiegel des Schiffes heran, und schnitt zwei oder drei

Ellen von der Flagge ab, die ins Wasser hing. Sie wurden nun zutraulicher; zwei oder drei kamen an Bord, und ergriffen alles, was ihnen ins Gesicht fiel. Einem Kerl stachen besonders die Flagge und die Logschnur sehr in die Augen, und wirklich zog er sein Messer oder seinen Kriß hervor, um die Flaggenschnur abzuschneiden, so daß wir genöthigt waren, ihn und seine Gefährten aus dem Schiffe zu werfen und so schnell als möglich fortzusegeln, um unangenehme Folgen zu vermeiden, zumal da wir mehrere von ihnen heran kommen sahen.

Die Eingebornen von Tobacosima, die eine Vermischung, von Chinesern und Malaien zu seyn scheinen, haben eine blasse Kupferfarbe, sind sehr mager und von mittlerer Statur. Sie gehen beinahe nackend, und tragen nur einen sehr schmalen Streifen Tuch um den Leib, und eine Mütze von Stroh oder Weiden auf dem Kopfe. Einige schienen zwar eine Art lederner Jacke, wahrscheinlich als Rüstung, zu tragen; alle aber hatten das Malaiische Messer oder den Dolch (Kriß) mit gestammtem Rande, in einer Scheide an der Brust hangen. Ihre sehr nett gebaueten und bemalten Kähne werden durch Ruder, die den Europäischen ähnlich sind, geführt. Sie können zehn bis zwölf Mann fassen, und sind, so wie die Chinesischen, am Bug mit Augen bemalt.

Abends nach halb zehn Uhr kamen wir innerhalb sechs Englischer Meilen von der südlichen Spitze der Insel Formósa vorbei. Die übrige Nacht und den folgenden Tag hindurch blies ein scharfer Wind aus Nord-Nord-Ost, und die Wellen, die zu einer erstaunlichen Höhe anschwollen, schlugen oft mit großer Gewalt in das Schiff.

Morgens, den 26sten, legte sich die Heftigkeit des Windes einigermaßen; die Wellen aber fielen wenig, und



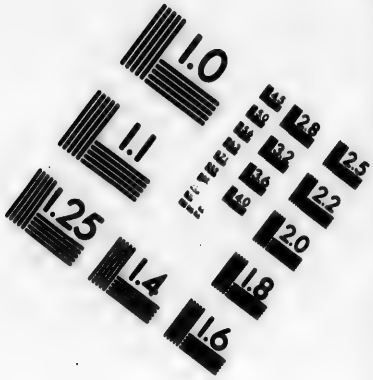
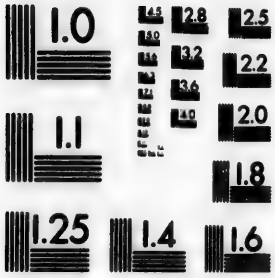
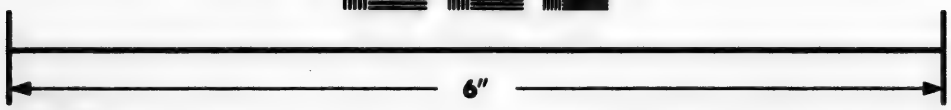
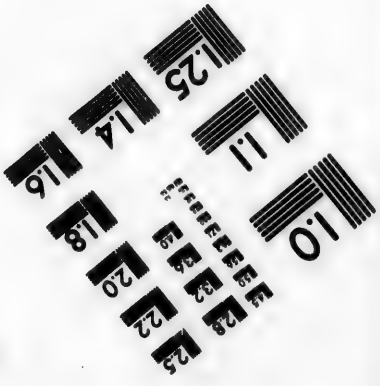


IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)







Photographic Sciences Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

2.5
2.2
2.0
1.8
1.1
1.0

[illegible] Wir sahen an diesem Tage eine Menge Chinesischer [illegible] und um fünf Uhr Abends den Felsen [illegible] vier Seemeilen [illegible] nach Westen [illegible] das feste Land von [illegible] Uhr [illegible] folgenden [illegible] hatten wir die [illegible] Inseln in Gesicht; weil wir es aber nicht für rathsam hielten, vor Tagesanbruch weiter zu fahren, so legten wir bei, und gingen um halb sechs Uhr wieder unter Segel. Nun steuerten wir nach Gansi Lema, gingen um zwei Uhr Nachmittags mit unserem besten Buganker in vier und einem halben Faden Tiefe auf der Rhede von Makao vor Anker, und begrüßten die Festung mit neun Kanonenschüssen, welche mit eben so vielen erwiedert wurden. Wir fanden ein sehr großes Portugiesisches Schiff auf der Rhede vor Anker, und konnten verschiedne andre in dem Typa wahrnehmen. Unser kleines Boot ward jetzt ausgesetzt, und wir, ich und der Kapitain, gingen ans Ufer, um uns nach einem Lootsen umzusehen.

Nachdem wir aus Land gestiegen waren, machten wir den Cioll- und Militair-Befehlshabern, auf Aufmerksamkeit, nahmen einen Chinesischen Lootsen, um uns nach Wampo führen zu lassen, und kehrten den folgenden Nachmittag wieder an Bord zurück. Der Kapitain wollte sogleich absegeln; allein der Lootsen kam nicht zu der versprochenen Zeit an Bord, wodurch wir bis Abends den 29sten aufgehalten wurden.

Makao, so wie die andern umliegenden Inseln, gewährt aus der Ferne den ödesten, kahlsten Anblick, den man sich nur denken kann; bei näherer Ansicht aber gewinnt es, und die Stadt und Festungswerke nehmen sich von der See sehr artig aus. Die Portugiesen haben verschiedne schöne Gärten zwischen den Gebäuden in der Stadt angelegt; besonders aber verdient der Garten eines gewis-

sen Herrn Fitzhugh, Suprakargo's der Englisch-Ostindischen Kompagnie zu Kanton, wegen des guten Geschmacks, womit er angelegt ist, bemerkt zu werden. Obgleich der Raum nicht sehr groß ist, so hat man doch jede Verschönerung der Kunst mit der glücklichen, natürlichen Lage so zu verbinden gewußt, daß dieser Ort ein bezaubernder Aufenthalt geworden ist. In der Mitte des Gartens steht ein sonderbar ausgehöhlter Felsen, in dessen Höhle der berühmte Dichter Camoens die Lusiade verfertigt haben soll.

Wir erhielten zu Makao ziemlich gutes Rindfleisch. Schweinefleisch, Federvieh, Gartengewächse und Früchte sind in Menge daselbst zu haben; auch liefert die See den Einwohnern allerlei vortrefliche Fische. Auf der Rhede von Makao fanden wir es sehr kalt; das Thermometer war auf 56° gefallen, und die Veränderung der Luft traf uns um so empfindlicher, da wir so eben aus einem warmen Himmelsstriche gekommen waren.

Am 12ten Januar 1790 langten wir zu Kanton, dem Orte unsrer Bestimmung, an. Wir hatten in zehn Monaten und fünf Tagen unsre Reise zurückgelegt, und einen so unermeßlichen Wasserraum durchkreuzt; aber für noch merkwürdiger und glücklicher mußten wir es ansehen, daß unser Schiffsvolk, ob sich gleich kein Chirurgus bei uns befand, außerordentlich gesund geblieben war, so daß wir aller Abwechselungen des Himmelsstriches und Wetters ungeachtet, nur einen einzigen Mann verloren hatten.

ten Herrn Nigbugh, [illegible] der Englisch-Chinesischen Kompagnie zu Canton, wegen des guten Geschmacks, womit er angelegt ist, bemerkt zu werden. Obgleich der Mann nicht [illegible] ist, so hat man doch jede Verschönerung der Schrift mit der glücklichen, natürlichen Lage so zu verbinden gewußt, daß dieser Ort ein bezaubernder Aufenthalt geworden ist. In der Mitte des Gartens steht ein sonderbar ausgehöhlter Felsen, in dessen Höhle der berühmte Dichter Camoens die Aufsätze verfertigt haben soll.

Wir erhielten zu Malao ziemlich gutes Rindfleisch, Schweinefleisch, Federvieh, Gartengewächse und Früchte sind in Menge daselbst zu haben; auch liefert die See den Einwohnern allerlei vortreffliche Fische. Auf der Rhede von Malao fanden wir es sehr kalt; das Thermometer war auf 56° gefallen, und die Veränderung der Luft war uns um so empfindlicher, da wir [illegible] Himmelsstriche gekommen waren.

Am 14ten Januar 1799 langten wir in Kantan, dem Orte unsrer Bestimmung, an. Wir hatten in zwei Monaten und fünf Tagen unsre Reise [illegible], und einen so unermeßlichen Frachtraum durchgelegt; aber hat noch merkwürdiger und [illegible] daß unser Gehilfe [illegible] und befand, außerordentlich gesund [illegible] wir aller Abwechselungen des Himmels [illegible] ungeachtet, nur einen einzigen [illegible]

II.

Reisen

eines

Amerikanischen Dolmetschers und Pelzhändlers,

welche eine

Beschreibung der Sitten und Gebräuche

der

Nordamerikanischen Eingebornen,

und nähere

Nachrichte von den Pässen

am

St. Lorenz-Flusse, dem See Ontario u. s. w.

enthalten.

Herausgegeben

von

J. Long.

II.

Reisen

eines

Amerikanischen Holzmeisters und Ansiedlers,

welche eine

Beschreibung der Sitten und Gebräuche

der

Nordamerikanischen Eingebornen,

und einige

Nachricht von den Posten

am

St. Lorenz-Flusse, dem See Ontario u. s. w.

enthalten.

Herausgegeben

von

J. Long.

Vorrede.

Der Leser wird vermuthlich einige Nachricht von diesem Werke erwarten. Was den historischen Theil betrift, so habe ich gesucht, die Lage der Posten anzugeben, welche, laut Herrn Oswalds Traktat, an die Amerikaner abgetreten werden sollten, und ihre Wichtigkeit für Großbritannien in politischer und kaufmännischer Hinsicht darzuthun. Ich bin ferner bemühet gewesen, die Indianer der Fünf und Sechs Nationen zu beschreiben, und den Nutzen, ja sogar die Nothwendigkeit eines engen Bündnisses mit ihnen, so lange wir etwas in Kanada besitzen, zu zeigen.

Die Beschreibung der Seen und Flüsse jenseits des Sees Superior, vom See Nipegon bis zum See Athabiska, habe ich mit möglichster Genauigkeit, theils aus eigener Erfahrung, theils nach den zuverlässigsten Indianischen Berichten abzufassen gesucht; und wenn man in Erwägung zieht, daß ein Dolmetscher in Kaufmannsangelegenheiten sich selten geographische Kenntnisse erwerben kann, so wird man es mir zu Gute halten, daß meine Nachrichten nicht reichhaltiger ausgefallen sind.

Mit den Sprachen *) der verschiedenen Indianischen Völkerschaften habe ich mir viele Mühe gegeben, insbesondere mit der Sprache der Tschippewähs (*Chippeways*), welche zu den Hauptmundarten (*mother-tongues*) in Nordamerika gehört und gewöhnlich von den Oberhäuptern, die an den großen Seen, und sogar westwärts vom Mississippi, auch südwärts bis hinunter an den Ohio, und nordwärts bis nach Hudsonsbay wohnen, in ihren Berathschlagungen oder Versammlungen gesprochen wird, wenn gleich innerhalb dieses Bezirks manche Stämme sich einer andren Sprache zum alltäglichen Gebrauche bedienen. Mehrere Schriftsteller von entschiedenem Ruf haben bereits diese Bemerkung gemacht und alle Zeugnisse der Indianischen Dolmetscher bestätigen sie.

Der Baron de la Hontan will behaupten, die Algonkin-Sprache sey eine Ursprache oder Muttersprache, und werde in Nordamerika, wie das Lateinische und Griechische in Europa, geschätzt. Dies zugestanden, bin ich überzeugt, daß das Tschippewäh eben so wichtig wo nicht noch wichtiger ist, indem die nordwestlichen Indianer es in jedem Betracht besser verstehen. Indeß ist es gut und nothwendig, beide Sprachen zu wissen, die freilich in manchen Fällen gänzlich mit einander übereinstimmen.

*) Die Gründe, die mich bewogen haben, die weitläuftigen Wörterverzeichnisse des Verfassers wegzulassen, habe ich in der Vorrede zu diesem dritten Bande unserer Sammlung angegeben. G.

Das Muhhekaneew oder Mohegan und Schawani hat Herr Edwards in seinem Buche mitgetheilt, und man bemerkt darin eine Verwandtschaft mit dem Tschippewäh; nach seiner Meinung stimmen die Sprachen der Delawaren in Pensylvanien, der Penobskotin an der Gränze von Neuschottland, der St. Franciskus-Indianer in Kanada, der Schawanesen am Ohio und verschiedener anderen wilden Stämme in der Wurzel überein. Herrn Carvers Wortregister der Tschippewäh-Sprache weicht in vielen Fällen ab; allein da er einmal S. 414 sagt, „die Tschippewäh- oder Algonkin-Sprache", so hält er diese beiden offenbar für Eine Sprache. Indeß bekräftigt er doch, was ich von der Brauchbarkeit des Tschippewäh gesagt habe, indem er bemerkt, daß es unter allen Indianischen Mundarten am weitesten ausgebreitet ist. Eben diese Sprache, etwas, jedoch nicht wesentlich, anders gesprochen, wird von den Beamten der Hudsonsbay-Kompagnie *Home-guard Language* (Hauswehrsprache)*) genannt. Die Irokesische oder Mohawk-Sprache, die den Fünf und Sechs Nationen ausschließend eigen ist, braucht man jenseits Michillimakinak zum Pelzhandel nicht mehr; es fehlt übrigens nicht an zuverlässigen Lehrbüchern dieser Mundart.

*) Etwa weil man vermittelst dieser Sprache Gewißheit erlangt, ob man von den ankommenden Indianern nichts zu befürchten habe? F.

Jetzt bleibt mir nur noch der Wunsch übrig, daß meine Bemerkungen der Welt nützlich seyn, und daß das Publikum ihre Mängel mit Nachsicht beurtheilen möge. Man erinnere sich dabei, daß diese Blätter nicht das Werk eines gelehrten Reisebeschreibers, sondern eines Kaufmannes sind, der sich schmeichelt, seines Gleichen, und vielleicht auch dem Forscher, damit ein willkommnes Geschenk zu machen.

Reisen
eines Amerikanischen Dolmetschers
und Pelzhändlers.

Ich hatte mich als ein sehr junger Mensch anheischig gemacht, als Buchhalter nach Nordamerika zu gehen, und verließ am 10ten April 1768 Gravesend, am Bord des Schiffes Kanada, welches unter Kapitain Smith nach Quebek und Montreal ging. Unsre Reise bis an die Küste von Nordamerika war sehr angenehm; hier aber wurde das Wetter so unfreundlich, daß wir uns genöthigt sahen, in Neufoundland einzulaufen, woselbst wir vierzehn Tage blieben. An diesem Orte ereignete sich nichts Merkwürdiges, außer daß bei einer Jagdpartie auf dem Lande ein gewisser Jordan, ein Passagier, der nach Montreal gehen wollte, vor Müdigkeit im Walde zurückblieb. Die übrigen kamen gegen Abend wieder an Bord, und warteten ungeduldig auf ihren Gefährten. Vier Tage verstrichen in ängstlicher Besorgniß, ohne daß wir das mindeste von ihm erfahren konnten, und nun gaben wir alle Hoffnung auf, ihn wieder zu sehen. Der Schnee lag so tief und die Wälder waren so voll wilder Thiere, daß wir befürchten mußten, er sey entweder erfroren, oder von Raubthieren gefressen. Eben als der Kapitain unter Segel gehen wollte, kam ein Indianer an Bord, dem wir unsre Noth verständlich zu machen suchten. Er schien uns wirklich zu verstehen, und deutete uns durch Zeichen an, daß er den Verirrten aufsuchen wollte. Wir gaben ihm etwas Rum, um ihn aufzumuntern, und er ruderte nun mit

seinem Kanot längs dem Ufer hin. Der Kapitain verzögerte aus grosser Menschenliebe die Reise noch einige Zeit; weil aber der Indianer nicht wiederkam, verließen wir endlich Neufoundland, und erreichten nach einer langweiligen Seefahrt von beinahe elf Wochen Quebek, die Hauptstadt von Kanada.

Als die Spanier, welche diese nördliche Gegend zuerst entdeckten, vor Kap Rosiers, an der Mündung des St. Lorenz-Flusses, vorbeisegelten, waren die Berge, welche jetzt die Berge *Notre Dame* heißen, mit Schnee bedeckt. Ein solcher Anblick mitten im Sommer brachte ihnen eine sehr ungünstige Meinung von dem Lande bei, und hielt sie ab, den Fluß hinauf zu gehen; denn sie glaubten, daß das Land zu unfruchtbar sey, um gegenwärtig ihre Mühe zu belohnen, oder in Zukunft Vortheile zu gewähren. Sie benannten es aus eben der Ursache *Capo di Nada*, oder Kap Nichts, mit welchem Namen es in ihren Karten bezeichnet ist, und woher durch Sprachverderb das Land seinen jetzigen Namen Kanada erhalten hat *).

Der St. Lorenz-Fluß entspringt aus dem See Nipissin, nordöstlich vom See Superior (dem Oberen See) ungefähr 2000 (Englische) Meilen oberhalb Quebek. Er ist beim Eingange 90 Englische Meilen breit und beinahe bis auf 300 Meilen weit von der See schiffbar.

Die Insel Orleans, die nicht weit von der Stadt entfernt liegt, ist ein schöner Ort, ungefähr zwanzig Meilen lang und sechs Meilen breit. Der Boden daselbst ist äußerst fruchtbar, und die ganze Insel kann als ein vortreflicher Garten betrachtet werden, welcher der Haupt-

*) Das *Promontorium nihili* (*Cap. da Nada*) steht allerdings in alten Karten. Allein die Eingebornen in Kanada nannten eine Anzahl beisammen liegender Wohnungen oder eine Stadt *Canada*. S. die zweite Reise des *Jacques Cartier*, Paris 545. Wie leicht konnte folglich diese Benennung die Antwort auf die Frage seyn: wie nennt ihr euer Land? S. J. R. Forsters Geschichte der Entdeckungen im Norden, S. 501. ff.

stadt Getreide und Küchengewächse in Menge liefert. Das gegenüber liegende Dorf Bennyort bezaubert das Auge, und erhöhet den reichen, romantischen und prächtigen Anblick.

Der Wasserfall von Montmorenci, vielleicht der schönste, den die Natur hervorgebracht hat, zog vorzüglich meine Aufmerksamkeit auf sich. Zwar kann er an Höhe und Weite nicht mit der schauerlichen Größe des ungeheuren Wasserfalles zu Niagara verglichen werden; aber dennoch ist er wunderbar genug, um die Macht des großen Baumeisters des Weltalls zu zeigen. Er thut sogar eine angenehmere Wirkung, als jener: man staunt ihn mit dem höchsten Grade der Bewunderung und des Vergnügens an, ohne Grausen und furchtbare Eindrücke dabei zu empfinden.

Der Kapitain, unter dessen besonderem Schutz und Aufsicht ich stand, wollte mir nicht erlauben, zu Quebek ans Land zu gehen; in wenigen Tagen aber langten wir zu meiner großen Freude wohlbehalten zu Montreal, unserem letzten Bestimmungsorte, an.

Montreal, vormals Ville Marie genannt, hat jetzt nichts Merkwürdiges. Es war vor Zeiten wegen eines großen Marktes berühmt, der beinahe drei Monathe lang dauerte, wohin die Indianer von mehreren Hundert Meilen weit kamen, um ihr Pelzwerk gegen Englische Waaren zu vertauschen. Dem Leser wird es gewiß angenehm seyn zu hören, daß wir hier gute Nachricht von Herrn Jordan erhielten. Man fand ihn zwei Tage nach unserer Abreise von Neufoundland im Walde; nur waren ihm die Füße erfroren. Er ging nachher mit einem Schiffe nach Trois Rivieres, wo er sich in einer Eisengießerei niederließ.

Trois Rivieres hat seinen Namen von der Vereinigung der drei Flüsse erhalten, die sich in den St. Lorenz-Fluß ergießen. Ungefähr eine Stunde Weges von der Stadt ist eine Eisengießerei, welche einige Privatper-

sonen im Jahr 1737 angelegt und in der Folge an den König abgetreten haben. Anfangs wurden Kanonen und Mörser daselbst gegossen, jetzt aber werden hauptsächlich nur Oefen und Kessel verfertigt. Das Erz wird nicht weit davon ausgegraben, und ein Fluß läuft von den Hütten bis in den St. Lorenz-Fluß, welches die Eigenthümer in Stand setzt, ihre Waaren um sehr billigen Preis in das Land umher zu schicken.

Diese Stadt, die auf der Hälfte des Weges zwischen Quebek und Montreal liegt, führte ehemals einen starken Pelzhandel, und war der zweite Markt in Kanada. In der Folge aber wußten die Einwohner von Montreal allen Pelzhandel allein an sich zu ziehen. Die Einwohner von Trois Rivieres leben zwar noch von ihrem Handel mit den Wilden und von den Kanots, die sie aus Birkenrinde verfertigen; allein die Stadt hat ihr voriges Gewicht und Ansehen gänzlich verloren. Doch ziehen die Einwohner zum Ersatz aus ihren Eisenhütten einigen Vortheil, und leben im Ganzen so glücklich, wie irgend ein Volk in Kanada. Sie wurden ehemals von Flöhen sehr belästigt, die in großer Menge umherschwärmten und, wie der Baron de la Hontan launig bemerkt, eine unangenehme Lebhaftigkeit im Gespräch verursachten.

Ich ward zu Montreal einem sehr angesehenen Kaufmann anvertrauet, um den Indianischen Handel zu lernen, dem die Stadt ihre vorzüglichste Nahrung verdankt. Bald erlernte ich die Namen aller Handelsartikel in Irokesischer und Französischer Sprache, und meine Vorliebe für die Wilden war Ursache, daß ich täglich weitere Fortschritte machte. Diese Fortschritte gereichten meinem Herrn zu großer Freude; er lobte meinen Fleiß, und um mich mit der Mohawkischen Sprache ganz bekannt zu machen, damit ich in seiner Abwesenheit den Handel mit den Indianern führen könnte, schickte er mich nach einem Orte, Cahnnaga oder Cocknawaga, gegen neun

Meilen von Montreal an der Südseite des St. Lorenz-Flusses.

Ich hielt mich hier bei einem Befehlshaber, Namens Assenegether auf, bis ich die Sprache hinlänglich erlernt hatte, und verfügte mich darauf wieder in meines Herrn Magazin, um mich im Französischen zu vervollkommnen, welches nicht nur in Kanada allgemein gesprochen wird, sondern auch zum Handelsverkehr mit den Einwohnern durchaus nothwendig ist. Man würde ohne diese Sprache die Gesellschaft der angesehensten Familien nicht genießen können, da die meisten das Englische nicht verstehen.

Beschreibung des Dorfes Cahnuaga oder Cocknawaga und seiner Einwohner, die sich seit einigen Jahren von den Mohawks getrennt haben.

Die Wilden von dieser Nation, die so genannten betenden Indianer, weil ihre Oberhäupter Crucifixe tragen und mit ihren Rosenkränzen durch die Straßen von Montreal gehen um Almosen zu betteln, trennten sich vor geraumer Zeit von den Mohawk- und Fluß-Indianern, und führten nach ihrer Trennung noch lange einen verbotnen Handel zwischen Albany und Montreal. Das Dorf besteht aus zweihundert Häusern, die ein schlechtes und schmutziges Ansehen haben, ob sie gleich meistens von Stein gebauet sind. Die Einwohner belaufen sich auf achthundert, und ihre Anzahl nimmt beständig zu — gegen die allgemeine Bemerkung über die Volksmenge der Indianer. Cahnuaga wird für das angesehenste von allen Indianischen Dörfern gehalten, und die Einwohner sind sehr gesittet und fleißig. Sie säen Korn

und verlassen sich nicht bloß auf die Jagd, wie die andren Nationen. Doch mögen sie nicht gern arbeiten, weil sie in dem Glauben stehen, daß sich Arbeit nur für die minder Freien gezieme, und weil sie so viel von ihrer ursprünglichen Tapferkeit und Unabhängigkeit beibehalten, daß sie mit jedem häuslichen Geschäfte die Idee der Sklaverei verbinden. Ihre Jagden liegen in den vereinigten Staaten, in ziemlicher Entfernung von dem Dorfe und um die Festungen Georg, Ticonderago und Crown Point, wo sie Biber und Hirsche erlegen, obgleich nicht in so großer Menge wie ehemals, weil das Land besser bewohnt ist und das Wild sich einen entferntern und sichrern Zufluchtsort suchen muß. Die Pelze, welche sie sich verschaffen, werden meistens nach Montreal hinunter gebracht, und entweder um Geld verkauft, oder gegen Waaren vertauscht. Es ist zu vermuthen, daß man in wenigen Jahren nicht viele gute Jäger mehr unter ihnen antreffen wird; denn sie sind äußerst vernarrt in Putz, und zwar von der kostspieligsten Art. Durch Verpachtung ihrer Ländereien an die Kanadier gewinnen sie so viel, daß sie ihren Hang zu diesem Aufwande befriedigen können. Allein dadurch verstärkt sich ihre Neigung zum Müßiggang, und in eben dem Maaße, wie ihre Eitelkeit zunimmt, vermehrt sich auch ihr Hang zur Ruhe und Gemächlichkeit, so daß man befürchten muß, daß sie mit der Zeit die Jagd ganz aufgeben werden. Sie bekennen sich zur Katholischen Religion, und haben einen Französischen Priester, oder wie die Tschippeway-Indianer ihn nennen: einen Diener des Herrn des Lebens, der sie unterrichtet und den Gottesdienst in Irokesischer Sprache hält. Ihre Andacht machte einen zu starken Eindruck auf mich, als daß ich sie unbemerkt lassen könnte, und gewiß verdienen ihre Geistlichen großes Lob, da sie durch unermüdeten Fleiß und durch ihr eignes exemplarisches Leben ein Geschlecht wilder Heiden zum Christenthum bekehrt haben, und durch einförmiges Betragen sowohl ihre Religion als sich selbst

bei ihren Neubekehrten in Achtung erhalten. Ein nachahmungswürdiges Beispiel, und ein Beweis, daß man durch aufrichtiges Bemühen, durch milde Sitten und durch ein sanftmüthiges Betragen die Natur auch in ihrem ausgeartetsten Zustande wieder zurückführen kann. Es läßt sich erwarten, und gewiß ist es sehr zu wünschen, daß die noch übriggebliebne Wildheit der Eingebornen vollständiger bezähmt, ihre natürliche Heftigkeit gemildert und eingeschränkt, und der unglückliche Hang zu starken Getränken ausgerottet werden mögen. Dieser letzte zieht ihnen oft die traurigsten und nachtheiligsten Folgen zu.

Die Indianer von den Fünf und Sechs Nationen.

Ich werde jetzt eine nähere Nachricht von den Indianern der Fünf und Sechs Nationen, und von den Ursachen, warum sie so genannt werden, liefern, um den Leser in Stand zu setzen, sich sowohl von ihrer politischen Wichtigkeit, als von ihrem Einfluß auf den Pelzhandel, einen Begriff zu machen. Die Nachbarschaft und Lage der Amerikanischen Ländereien von Georgien bis Neu-England, verschaft den vereinigten Staaten großes Ansehen und Gewicht, und macht sie furchtbarer, als selbst die Franzosen es auf dem Gipfel ihrer Amerikanischen Macht waren, wo bekanntlich die Ehrerbietung der Wilden so weit ging, daß sie die Franzosen ihre Väter nannten. Diese Achtung ist noch nicht ganz ausgetilgt, und sie scheinen noch immer eine besondre Vorliebe für die unter ihnen ansässigen Französischen Kaufleute zu haben.

Im Jahre 1603, als die Franzosen sich in Kanada niederließen, wohnte ein Theil der Fünf Nationen auf der Insel Montreal, und war mit den Adirondacks

in Krieg verwickelt, welche an dem Uttawa, oder dem großen Flusse, der nach Michillimakinak führt, ihren Aufenthalt hatten und die Fünf Nationen für sehr unbedeutende Feinde hielten. Sie glaubten von ihnen, daß sie einer ernstlichen Rache unfähig wären, und verspotteten sie eben so sehr, wie die Delawaren, die sie gewöhnlich alte Weiber nannten, und wie die Schawanen am Wabasch-Flusse, die lange Zeit gezwungen wurden, zum Zeichen ihrer Feigheit und ihrer Herabwürdigung Weiberröcke zu tragen. Kein Volk kann indeß die Beschuldigung der National-Feigheit und Schwäche erdulden; die Oberhäupter der Fünf Nationen beschlossen, ihre Jugend aufzuwecken und sie anzufeuern, sich ihren Ruf wieder zu erkämpfen oder vielmehr ihn zu gründen: sie flößten ihnen heldenmüthige Begriffe ein, und führten sie zum Kriege gegen die Satanas oder Schaunons, die sie mit leichter Mühe überwanden. Dieser Sieg belebte ihren gesunkenen Muth; sie vergaßen, wie oft die Adirondacks sie geschlagen hatten, und erklärten ihnen den Krieg. Die geringe Meinung, welche ihre Feinde von ihrer Tapferkeit hegten, kam ihnen zu Statten; sie trugen in verschiedenen Schlachten den Sieg davon, und führten endlich sogar in dem eigenen Lande der Adirondacks einen glücklichen Krieg gegen sie, so daß sie ihre vorigen Ueberwinder zwangen, ihr Vaterland zu verlassen und nach dem Orte, wo jetzt Quebek liegt, ihre Zuflucht zu nehmen.

Bald nachdem die Franzosen sich zu Quebek niedergelassen hatten, schlossen sie mit den Adirondacks ein Bündniß gegen die Fünf Nationen. Das erste Treffen fiel entscheidend für sie aus; sie verdankten aber ihren Sieg lediglich dem Gebrauch des Feuergewehrs, welches ihre neuen Bundesgenossen unter ihnen einführten und welches die Indianer von den Fünf Nationen noch nie gesehen hatten. Dieses Bündniß und die darauf folgende Niederlage konnte die Fünf Nationen keinesweges demüthigen oder niederschlagen, sondern schien sie im Gegentheil

nur noch mehr zu entflammen; sie ersetzten itzt durch List und Muth, was ihnen an Kriegeswissenschaft und gehörigen Waffen fehlte. Ungeachtet die Franzosen im Verlauf von mehr als funfzehn Jahren verschiedne Vortheile über sie erhielten, waren sie doch endlich froh, den Krieg zu Ende zu bringen und Frieden mit ihnen zu schließen.

Hieraus folgt also deutlich, daß die Wilden von den Fünf Nationen nicht leicht zu besiegen sind, und daß wir durchaus suchen müssen, sie in guten Gesinnungen gegen uns zu erhalten, so lange wir aus politischen Gründen es zuträglich finden werden, den Besitz von Kanada zu behaupten. Zu diesem Zwecke wird gewiß kein Mittel beförderlicher seyn, als wenn wir uns in den Gränzfestungen zu erhalten suchen, so daß es in unserer Macht bleibt, ihnen zur Zeit der Noth Schutz zu gewähren und sie mit Waffen, mit Munition und mit andren Bedürfnissen zu versehen.

Die Indianer, welche nordwärts von Philadelphia zwischen den Pensylvanischen Provinzen und den Seen wohnen, bestehen aus drei abgesonderten Bundsgenossenschaften. Die Senekas, die Mohawks und die Onondagos, welche die Väter genannt werden, machen die erste aus. Die zweite besteht aus den Oneidos, Cayugas, Tuskororas, Conoys und Nantikokes, welche zu Einem Stamme gehören; und diese beiden Bündnisse zusammengenommen, werden die Sechs Nationen genannt. Der dritte Bund besteht aus den Wanamis, Chihokckis oder Delawaren, aus den Mawhikkons, Munseys und Wapingers, wozu man noch die Mingoes zählen kann. Die Kowetas oder Creek-Indianer stehen ebenfalls in freundschaftlichem Verhältnisse mit ihnen.

Herr Colden sagt, daß die, gleich den vereinigten Provinzen von Holland, durch eine Conföderation oder ein Bündniß vereinigten Völkerschaften unter den Namen der Mohawks, Onepdos, Onondagos, Cayugas

und Senekas bekannt sind; daß jede dieser Völkerschaften wieder in drei Stämme oder Familien abgetheilt ist, die man durch die Namen Schildkröten, Bären und Wölfe unterscheidet, und daß die Tuskororas, nach dem Kriege den sie mit den Einwohnern von Karolina führten, zu den Fünf Nationen flohen und sich ihnen einverleibten, so daß sie jetzt wirklich aus Sechs Nationen bestehen, ob sie gleich noch immer den Namen der Fünf Nationen behalten. Diese Vereinigung hat so lange gedauert, daß beinahe keine Spuren von ihrem Ursprunge mehr übrig sind.

Der Baron de la Hontan bemerkt, daß die Irokesen wirklich nur Eine Nation ausmachen, aber in fünf Bezirke abgetheilt sind, welche er auf folgende Art unterscheidet. Die Tsonontouans, die Goyogans, die Onontagues, die Oneyouts und die Agnies, welche sämmtlich gegen dreißig Französische Meilen von einander an dem großen See Frontenac, jetzt Ontario genannt, wohnen.

Die Mohawks oder Maquas sind die tapfersten unter den Fünf Nationen, und bestehen aus beinahe sechshundert Kriegern. Sie werden von den Franzosen Agnies oder Annies genannt, und wohnten ursprünglich an dem Französischen oder großen Flusse, der nach Michillimakinak führt, von wo aus sie sich in der Folge nach dem Mohawk-Flusse bey Schenectady, sechzehn Englische Meilen von Albany in dem Staate New-York, verfügten. Seit dem Kriege von 1757 haben sie sich getheilt: ein Theil der Nation wohnt jetzt an dem großen Flusse des Niagara; und die übrigen wohnen jenseits der Bay von Quenty oder Kenty, ungefähr acht und vierzig Englische Meilen oberhalb Cataraqui, der Hauptstadt der Königlichen Niederlassungen an dem St. Lorenz-Flusse.

Cataraqui oder Fort Frontenac liegt nicht weit von dem Orte, wo der See Ontario sich in den St. Lorenz-Fluß ergießt. Der Graf von Frontenac, Oberbefehlshaber von Kanada, erbauete diese Stadt, um

den Einfällen der Irokesen Einhalt zu thun, und den Pelzhandel an sich zu ziehen, den dieses Volk mit den Einwohnern von Neu-York führte, die das Pelzwerk weit wohlfeiler, als die Franzosen, gegen Kaufmannswaaren von den Wilden eintauschten.

Diese Festung war anfangs von Holz und Rasen erbauet und mit hohen Verzäunungen umgeben; allein während der Sendung des Paters Hennepin wurden die Festungswerke unter der Aufsicht des Ritters de la Salle mit Stein eingefaßt, und bis zu einem Umkreise von mehr als sieben hundert Schritten erweitert. Das Bassin, welches sie umgiebt, kann eine Menge Schiffe von beträchtlicher Last in sich fassen. Gegenwärtig liegt eine kleine Besatzung mit ihrem Kommandanten darin, um alle Boote, die nach den neuen Niederlassungen oder nach den oberen Posten gehen, zu untersuchen.

Die Oneidos oder Oneyouts, die Onondagos, Cayugas, Senekas oder Tsonontouans, und die Tuskororas, die mit den Oneidos und Onondagos zusammen wohnen, haben ihren Sitz ungefähr dreißig Französische Meilen von einander aufgeschlagen, und keine dieser Völkerschaften erstreckt sich weiter als zweihundert und funfzig Englische Meilen von dem Mohawk-Flusse. Der Friede wird bei ihnen allen durch das Bild eines Baumes ausgedrückt, dessen Gipfel, wie sie sagen, die Sonne erreicht, und dessen Zweige sich weit verbreiten, daß man sie in weiter Entfernung sieht, und Zuflucht und Ruhe unter ihnen findet.

Die Fünf Nationen machen Anspruch auf alles Land, welches südwärts vom St. Lorenz-Flusse nach dem Ohio, und den Ohio hinunter nach dem Wabasch westwärts von Pensylvanien an den Gränzen von Virginien liegt, so wie auf das westlich gelegene Land bis an die Seen Ontario und Erie, und bis zum Flusse Miamis und den östlichen Gränzen des Sees Champlain und der vereinigten Staaten.

Die Festigkeit dieses Bundes, die große Fläche Landes, worauf er Anspruch macht, die Menge großer Krieger die er hervorbringt, der unüberwindliche Muth und die Einsicht, womit sich diese sowohl gegen andere Wilden als gegen die Europäer selbst im Kriege bewährten, sind lauter Gründe, die eine Verbindung mit ihnen rathsam machen. Bei einem Streite mit Amerika würden die Posten ohne ihre Hülfe unfehlbar nur schwachen Widerstand leisten, und mit diesen Festungen würde auch der Pelzhandel bald für unser Vaterland verloren gehen.

Ich werde die Lage und den Vortheil dieser Gränzfestungen zuerst in Rücksicht auf den Handel betrachten und zu beweisen suchen, wie zuträglich es ist, sich im Besitz derselben zu erhalten; denn obgleich in dem Friedensvergleich mit den vereinigten Staaten ihre Auslieferung ausdrücklich bedungen ward, so läßt sich doch nicht erwarten, daß die Amerikaner jemals im Stande seyn werden, diesen Vergleich ihrer Seits so zu erfüllen, daß sie zu einer solchen Forderung billiger Weise berechtigt wären — ich meine zu einer Forderung, welche die Regierung durchaus zugestehen müßte *).

Der erste Posten, dessen ich erwähnen will, ist Oswegatsche, am St. Lorenz-Flusse, ungefähr hundert und funfzig Englische Meilen oberhalb Montreal, an der Mündung des Schwarzen Flusses, wo gegen hundert Wilde leben, die ihn gelegentlich besuchen und die Oswegatsche Indianer genannt werden, ob sie gleich zu den Stämmen der Fünf Nationen gehören. Die Einwohner von Neu-England können mit Leichtigkeit und um wohlfeileren

*) Dies ist eins der artigsten politischen Raisonnements, die sich denken lassen. Man empfiehlt es der Englischen Regierung, den Friedenstraktat mit Amerika nicht zu erfüllen, weil Amerika diese Erfüllung nicht erzwingen kann; und das nennt der Verfasser, nach einer ganz neuen Terminologie, eine Nichterfüllung des Traktats von Amerikanischer Seite! Die gerechte Brittische Regierung hat diese Terminologie angenommen und bequem gefunden. O der politischen Moral! F.

Preis, als die Kaufleute zu Quebek oder Montreal, ihre Waaren nach dieser Festung schaffen, um die Mohawks, Cahnuagas, Connecedagas, St. Regis und einige streifende Messesager-Indianer, die unweit Detroit wohnen, damit zu versehen; vorzüglich aber liefern sie ihnen Rum, der jetzt einen wesentlichen Artikel des Handels mit den Wilden ausmacht. Zwar beklagten sie sich vormals (wie es aus den Reden ihrer Oberhäupter bei ihren Versammlungen erhellt) häufig, daß die fremden Kaufleute, zum Verderb ihrer jungen Mannschaft, starke Getränke unter ihnen einführten; jetzt aber scheinen sie sich diesen Genuß nicht mehr versagen zu wollen. Im Gegentheil ist er ihnen so gewöhnlich und beinahe unentbehrlich geworden, daß sie zu glauben scheinen, ein Tauschhandel könne nicht ohne ein Räuschchen vor sich gehen, und daß sie sich immer im Voraus herzlich darauf freuen.

Carleton-Eiland liegt höher den Fluß hinauf, und hat noch mehr Bequemlichkeiten, als Oswegatsche; es ist mit einem vortreflichen Hafen und mit einer starken, gut besetzten Festung versehen. Das Aus- und Einschiffen der Waaren geschieht hier vorzüglich bequem, und der ganze Ort kann als ein Magazin von Schiffsbedürfnissen für Niagara und die anderen Posten betrachtet werden. Es segeln beständig schwer beladene Schiffe von da nach Niagara, nach Oswego u. s. w. Auch hat ein Kommodore der Landseen hier seinen Aufenthalt.

Oswego am See Ontario, welcher vormals der See Frontenac genannt wurde, ist eine gute Festung, und kann sechshundert Mann in sich fassen. Dieser Posten ist als Schlüssel zu den vereinigten Staaten besonders wichtig, indem er den Zugang zu dem Nord- oder Hudsons-Flusse verwahrt; auch beschützt er den Handel mit den Indianern, die an den Ufern des St. Lorenz-Flusses und an dem großen See Ontario wohnen, welcher letztere achtzig Französische Meilen in der Länge und an einigen Orten fünf und zwanzig bis dreißig in der Breite hat.

Als die Engländer noch die Kolonieen besaßen, führte hauptsächlich Albany den Handel mit den Indianern; und bekanntlich liefert kein Ort in Amerika eine solche Menge Pelze und Häute, nicht einmal die Niederlassungen an der Hudsons-Bay, deren Handel, wenn er auch aufs äußerste getrieben wird, dem hiesigen bei weitem nachsteht. Die Indianer brachten diese Felle und Pelze von Kanada nach der Festung Oswego, wo die von den Kaufleuten von Albany abgeschickten Agenten sie in Empfang nahmen. Zudem können die Waaren für den Indianischen Markt um wohlfeileren Preis und auch mit weniger Gefahr von Albany nach Fort-Oswego gebracht werden, als von Montreal nach den neuen Niederlassungen zu Cataraqui, und an der Spitze der Kenty-Bay, weil der Mohawk-Fluß weniger reißend ist als der Cataraqui-Fluß zwischen dem See und Montreal, und nicht so viele Wasserfälle hat.

Die Festung Niagara liegt an eben dem See, und hat ebenfalls eine gute Besatzung. Dieser See entspringt aus dem See Erie, und ergießt sich nach einem Laufe von funfzehn Französischen Meilen in den See Ontario*). Ungefähr vier Französische Meilen bevor er den See erreicht, unterbricht ihn der große Wasserfall, dessen verschiedne Schriftsteller erwähnen, ohne über seine Höhe einerlei Meinung zu hegen. Nach den glaubwürdigsten Berichten mit meinem eignen Urtheil verbunden, bin ich geneigt, der Meinung des Kapitains Pierie beizutreten, der ihn wirklich aufgenommen hat, und die Höhe auf hundert und sechs und vierzig Fuß, die Breite aber auf tausend und vierzig Fuß bestimmt; woraus denn erhellt, daß die Berichte des Pater Hennepin und des Ritters de la Salle, welche beide die senkrechte Höhe auf sechs hundert

*) Hier ist eine Undeutlichkeit im Text. Es sollte eigentlich heißen: der See Erie verengt sich zu einem Flusse, welcher sich nach einem Lauf von funfzehn Stunden in den See Ontario ergießt. F.

Fuß schätzen, sehr weit von der Wahrheit abweichen. Niagara liegt zweihundert und achtzig Meilen weit von der Festung Stanwix. Ich legte diesen Weg, der durch das Land Jenesee geht, mit großer Bequemlichkeit in Zeit von acht Tagen zurück. Dieser Posten ist folglich äußerst wichtig, um die mit England verbundenen Indianer zu schützen, und sich allein im Besitz des vortheilhaften Handels mit ihnen zu erhalten.

Detroit wird so genannt, weil es den See Erie und den See Huron durch einen engen Kanal verbindet, und den Handel von dem Ohio, Illinois, Missisippi und den oberen Seen umfaßt. Die Uttawas, Hurons, Miamis, Ohio, Missisippi, Delaware und Tuskororа-Indianer nebst den Messesagas besuchen diesen Posten. — Diese fünf Posten liegen hinter den drei Staaten Neu-England, Neu-York und Pensylvanien, in geringer Entfernung von den Niederlassungen der Lopalisten.

Der letzte feste Posten nach Nordwesten ist Michilimakinak, zwischen dem See Huron und dem See Mischigan, auf einer hundert und dreißig Französische Meilen langen und zwei und zwanzig Meilen breiten Erdenge. Diese Landspitze liegt nordwärts von dem Kanal, durch welchen der See Illinois oder Mischigan, der dreihundert Seemeilen im Umkreise hat, sich in den eben so großen See Huron ergießt. Die Meerenge ist drei Französische Meilen lang, eine Meile breit, und liegt eine halbe Meile weit von der Mündung des Illinois-Sees.

Vielleicht ist dieses die wichtigste aller Gränz-Festungen und der wichtigste Posten für den Handel dieses Landes, weil er allen Handel der Indianer nach dem oberen Lande von Hudsonsbay nach dem See Superior abschneidet, und den verschiednen Stämmen der Wilden Schutz gewährt, die stets dahin kommen, um Geschenke von dem befehlshabenden Officier zu empfangen; so wie die Kaufleute, die nach Nordwesten gehen, sich von hier

aus nach dem großen neun Meilen langen Trageplatze*) begeben, ehe sie sich auf die Gewässer einschiffen, die nach Nordwesten Kommunikation haben.

Wenn die Engländer ganz Kanada ohne die Posten besäßen, so würden den Amerikanern unzählige Wege zum Schleichhandel offen bleiben; dieser unrechtmäßige Handel müßte endlich die Ausfuhr aller Brittischen Waaren von England nach Kanada überflüssig machen, und der Handelsvortheil, den wir aus dem Verbrauch unsrer Manufakturwaaren ziehen, gänzlich verloren gehen. In diesem Falle würde Kanada in Rücksicht des Handels keinen großen Werth für England mehr haben können. In wie fern es in politischer Rücksicht die Kosten vergütet, welche aufgewendet werden müssen, um sich im Besitz desselben zu erhalten, will ich hier nicht untersuchen.

*) Da Amerika nach allen Richtungen von Flüssen durchschnitten wird, so ist es leicht, von einem Flusse, den man z. B. hinaufgegangen ist, in einen andren zu kommen, auf welchem man abwärts fährt; nur muß man die kleinen Kähne, deren man sich zu dieser Fahrt bedient, sammt den Waaren, eine Strecke Weges über Land ziehen, so weit nämlich die beiden Flüsse an ihrem nächsten Punkt aus einander liegen. Dieser Zwischenraum heißt der Trageplatz. F.

Ueber Indianische Kundschafter und über das Skalpiren.

Ich war sieben Jahre bei meinem Herrn gewesen, und weil ich mich zu keiner neuen Stelle anheischig zu machen Lust hatte, beschloß ich meinem natürlichen Hange zum Umherstreifen, der durch meine öfteren Reisen mit den Wilden noch verstärkt worden war, zu folgen. Daher stellte ich mich als Freiwilliger an die Spitze einer Parthei Indianer, in der Meinung, daß ich meinem Vaterlande künftig einmal

durch meine genaue Bekanntschaft mit der Sprache und mit dem Lande nützlich werden könnte.

Ich trat im Jahr 1775 zum erstenmal auf, als ein Trupp von etwa dreißig Amerikanern, unter dem berühmten Ethan Allen, zu Long-Point zwei Englische Meilen von Montreal erschien, um die Stadt zu plündern. Das gute Verhalten des Kapitains Crawford vom sechs und zwanzigsten Regimente vereitelte indeß ihre Absicht. Dieser Officier that mit vierzig Regulären und einigen Freiwilligen einen Ausfall, und zwang den Feind, sich nach einer Scheune zurückzuziehen, wo ein Gefecht erfolgte, in welchem Major Carden, Herr Paterson, ein Freiwilliger, und drei Gemeine fielen, und ich im Fuß verwundet ward. Sobald aber ein Feldstück anlangte, ergab sich der Feind.

Weil ich bei den Indianern beliebt war, und den thätigen Dienst bei ihnen allen anderen Lebensarten vorzog, so begleitete ich die Lieutenants Peter Johnson und Walter Butler mit einigen Mohawks auf einen Streifzug gegen die Amerikaner auf der Isle aux Noix (Nußinsel) wo wir sie schlugen und viele Gefangne machten. Während des Scharmützels verloren wir zwei Freiwillige und drei Gemeine, und ich bekam mit einer Flintenkolbe eine Wunde am Kopfe.

Ich schlug mich nun zum achten Regiment zu Fuß unter Kapitain Foster, um die Amerikaner zu den Cedern anzugreifen, wo sie ebenfalls geschlagen wurden. Die Gefangenen blieben auf der Festung St. Vielle oder Prison-Eiland am Fuß der Wasserfälle unter gehöriger Wache zurück, und der Ueberrest unsrer kleinen Armee, hundert und funfzig Mann stark, ging nach la Chine hinunter, um mit einem andren Haufen Amerikaner zu fechten. Weil wir sie aber zu stark verschanzt fanden, zogen wir uns nach Point Clair zurück, wo wir blieben, bis wir die Nachricht erhielten, daß General Arnold sich mit viertausend Mann auf der Isle aux Noix be-

fände und daß Major Gordon auf seinem Wege nach St. Johns zwei Meilen von der Festung getödtet sey. Bei dieser Gelegenheit muß ich bemerken, daß die mit so vielem Glück bei den Amerikanern eingeführte Gewohnheit, ihre Flinten nach den Officieren zu richten, sich von den Indianern herschreibt; die letzteren glauben, daß die Gemeinen nothwendig in Verwirrung gerathen müssen, wenn ihre Anführer gefallen sind. Diese Regel leidet indeß Ausnahmen; die Mattaugwessawaks, deren Land westwärts vom See Superior liegt, halten die Person der Officiere heilig, und Josepsis, einer aus ihrem Stamme, der gefangen genommen und den Penobskot-Indianern verkauft ward, sagte aus, daß die Wilden, mit denen sie Krieg führten, eben die Meinung hegten.

Ich wurde sogleich an der Spitze von zehn Connéredaga oder Rondaxe-Indianern mit Kapitain la Motte, einem Kanadischen Edelmann, ausgeschickt, daß ich den Menschen, der den Major Gordon umgebracht hatte, aufsuchen und die Wälder auskundschaften sollte, um von der wahren Stärke der Amerikaner auf der Isle aux Noix Nachricht einzuziehen. Um keinen Verdacht zu erregen, kleideten wir uns sämtlich als Wilde, und Kapitain la Motte und ich verstanden auch das Irokesische so gut, daß man uns von den Eingebornen nicht unterscheiden konnte. Wir waren sechs Tage und Nächte aus, hatten sehr wenig Proviant, und lebten hauptsächlich von dem, was wir von den inneren Baumrinden abkrazten und von wilden Wurzeln, besonders von Zwiebeln, die in grosser Menge wachsen und nicht übel schmecken. Der Hunger versöhnt uns mit allem, was nur die Natur erhält, und macht uns die unschmackhafteste Nahrung angenehm. Ich kann aus eigner, trauriger Erfahrung behaupten, daß uns der Hunger vermochte, was uns zu andren Zeiten unangenehm und sogar ekelhaft gewesen wäre, nicht nur begierig zu verschlingen, sondern es auch lecker zu finden. Wer die Art des Herumstreifens in den Wäldern zu

Kriegeszeiten kennt, wird wissen, wie nothwendig es ist, leicht zu reisen, zumal auf einer Indianischen Kundschaftsparthei. Die Wilden nehmen auf diesen Wanderungen meistens nur Ahornzucker und einen kleinen Vorrath Indianisches Korn mit, welches sie zwischen zwei Steinen zermalmen und mit Wasser vermischen. Weil unser Geschäft dringend und der Feind in der Nähe war, so verließen wir uns auf dieser Reise bloß auf Nahrung, die uns der Zufall geben würde.

Wir waren schon im Begriff zurückzukehren, ohne Nachricht erhalten zu haben; auf der letzten Tagereise aber hörte einer von den Indianern ein Geräusch, als wenn ein Stock zerbrochen würde. Der Anführer des Haufens schickte einen Kundschafter aus, der in Kurzem mit einem Gefangnen zurückkam. Der Mann, der unter lauter Wilden zu seyn glaubte, schien in großes Schrecken zu gerathen. Er ward an einen Baum gebunden, und weil ich der Einzige von der Gesellschaft war, der das Englische verstand, befragte ich ihn genau um die Lage und Stärke des Feindes, und verdolmetschte das Gespräch. Es überraschte ihn sehr angenehm, mich seine eigne Sprache reden zu hören; Furcht machte nun bei ihm der Hoffnung Platz, und er bat mich, ihn vor der Wuth der Indianer zu schützen, deren ganzes Betragen im Kriege ihn mit dem äußersten Schrecken erfüllt hatte. Ich versprach, ihm das Leben zu retten, wenn er alle meine Fragen treu beantwortete; dieses ließ er sich mit Freuden gefallen, und zeigte mir einen Ort, wo wir die Amerikaner, die am gegenüber liegenden Ufer ihr Lager aufgeschlagen hatten, deutlich sehen konnten.

Wir ließen ihn gebunden zurück, und gingen zwei Meilen weit durch Sümpfe, bis wir den Feind zu Gesicht bekamen. Die Indianer wollten sogleich ein Gefecht anfangen; allein Kapitain la Motte hielt es für rathsam, ihre Hitze zu mäßigen, und befahl ihnen, sich in die Wälder zurückzuziehen, indem wir stets den Feind im Gesichte behielten. Bald nachher setzte ein Boot über den

Fluß, und die Leute darin stiegen ans Land, ohne uns wahrzunehmen. Die Indianer machten sogleich ein Feuer an; jeder stopfte seine Decke mit faulem Holz und Blättern bis zur Größe eines Mannes aus, und legte sie ans Feuer, als wenn es ein schlafender Indianer wäre. Sie zogen sich dann ein wenig zurück, um den Amerikanern Gelegenheit zu geben, daß sie ungestört näher kommen könnten, und zweifelten nicht, daß diese sogleich auf die Decken schießen würden. Die List gelang nach unsrer Erwartung. Sobald die Amerikaner den Rauch vom Feuer spürten, und die Decken sahen, schossen sie ihre Flinten los. Nun stürzten die Wilden sogleich aus ihrem Hinterhalte hervor, erhoben das Kriegsgeschrei, fielen die Feinde an, skalpirten sieben von ihnen, und nahmen fünfe gefangen, die wir so bemalten, daß sie uns ähnlich sahen. Wir gingen hierauf zurück, banden den Gefangnen vom Baume los, und brachten sie alle nach St. Johns, wo der Obrist England sie verhörte, und mir befahl, sie ohne Verzug zu Sir Guy Carleton (dem Gouverneur) zu bringen.

Nachdem ich auf diese Art meinen Auftrag zur Zufriedenheit unsres Anführers ausgerichtet hatte, blieb ich eine Zeitlang bei meinen alten Freunden, bis Sir Guy Carleton mich zu sich rufen ließ. Er beorderte mich, mit dem neun und zwanzigsten und sieben und vierzigsten Regiment zu dem Brigadier-General Nesbitt. Ich diente bei diesem letzten Regiment eine geraume Zeit als Freiwilliger; da ich aber keine Stelle erledigt fand, und keinen Sold für meine Dienste bekam, um mit Anstand leben zu können, so verließ ich das Regiment, und kehrte wieder zu meinem angenehmen Indianer-Leben zurück. Da ich mit ihrer Lebensart bekannt war, und mich zu ihrer Diät bequemen konnte, so glaubte ich, meinem Vaterlande auf diesen Kundschaftspartheien noch ferner nützlich seyn zu können, und begleitete einen Haufen Wilde nach dem See der zwei Berge, funfzehn Französische Meilen oberhalb Montreal, einem Dorfe der Con-

Necedagas, wohin ich einen Skalp *) als Siegeszeichen mit mir führte.

Das Skalpiren ist eine bei den Indianern besonders übliche Art von Tortur. Wenn vor dem Abnehmen der Kopfhaut ein Schlag mit dem Tomahawk (einer Art Beil) gegeben wird, so erfolgt augenblicklicher Tod; das bloße Skalpiren aber verursacht einen fürchterlichen Schmerz, jedoch ohne immer den Tod nach sich zu ziehen. Noch jetzt leben in Amerika, und ohne Zweifel auch in anderen Ländern, Personen beiderlei Geschlechts, die nach dem Verluste der Kopfhaut eine Platte von Silber oder Zinn auf dem Kopfe tragen, um sich gegen die Kälte zu verwahren, sich dabei wohl befinden und selten Schmerzen fühlen.

Schlägt ein Indianer jemanden mit dem Tomahawk an die Schläfe, so sinkt das Opfer auf der Stelle nieder; er faßt den Unglücklichen dann mit der einen Hand beim Haar, und dreht es fest zusammen, um die Haut vom Kopfe zu trennen, indem er ihm das Knie auf die Brust setzt. Mit der andren zieht er das Skalpir-Messer aus der Scheide, schneidet ihm die Haut rund um die Stirn los, und zieht sie mit den Zähnen ab. Wenn er gut damit umzugehen weiß, so ist die Operation gewöhnlich in zwei Minuten verrichtet. Die abgezogene Haut wird dann auf drei Reife gespannt, in der Sonne getrocknet, und mit Roth überrieben. Zu Kriegeszeiten, wo die Skalps gut bezahlt werden, theilen die Indianer sie in fünf oder sechs Theile, und bringen sie nach dem nächsten Posten, in Hoffnung sie nach Verhältniß der Menge bezahlt zu bekommen.

*) Skalp heißt in Nordamerika die vom Hinterhaupt mit den Haaren abgestreifte Haut. Die Indianer schneiden die Haut rund um den Kopf ein, und ziehen sie dann bei den Haaren, oder wie sie sonst können, vom Schedel ab, welches gewöhnlich in wenigen Minuten geschieht. Diese Operation wird das Skalpiren genannt, und von den Indianern an den Erschlagenen niemals unterlassen. Oft skalpiren sie auch lebendige Menschen, die dann zuweilen mit dem Verlust ihrer Haare noch geheilt werden können. S.

Wenn sie einem von ihren Leuten die Kopfhaut abstreifen, so machen sie sich oft den todten Körper zu Nutz, kleiden ihn an, bemalen ihn mit Roth, und lehnen ihn dann mit Waffen in der Hand an einen Baum, damit die Indianer ihn für einen Feind auf der Lauer halten sollen; und rund um den Körper stecken sie Spieße in die Erde, so daß man sie kaum sehen kann. Die Indianer sind begierig den vermeinten Feind zum Gefangnen zu machen, und fallen in ihrem eifrigen Laufen auf die Spitzen der Spieße. Auf diese Art werden sie außer Stand gesetzt, weiter zu gehen, und man kann sie leicht gefangen nehmen.

Ehe ich diesen Gegenstand verlasse, will ich noch eine Anekdote von zwei Wilden aus verschiedenen Nationen zu Zeiten Sir William Johnsons erzählen.

Ein Mohawk, Namens Skunnionsa oder das Elennthier, und ein Tschippewäh-Indianer, Namens Cark-Cark oder die Krähe, hatten in einem Kriegsrath bei Crown-Point im Jahr 1757 ihre eignen Verdienste herausgestrichen und sich ihrer vorzüglichen Geschicklichkeit im Skalpiren gerühmt. Der Mohawk behauptete, daß er eine größere Haut abstreifen könnte, als der Tschippewäh. Dieser fand sich dadurch höchlich beleidigt, und wünschte, daß das Experiment gemacht werden möchte. Sie trennten sich; jeder nahm einen verschiednen Weg, nachdem sie vorher ausgemacht hatten, an einem bestimmten Tage auf einem gewissen Platze zusammen zu kommen, wo eine Versammlung gehalten werden sollte. Um die festgesetzte Zeit kamen sie zurück, und erschienen im Rath. Der Mohawk legte seinen Skalp nieder, der aus der Haut von dem Kopf und Nacken eines Mannes bestand, die mit feinem Moose ausgestopft, mit Hirschsehnen zusammengenähet und mit Augen versehen war. Die Oberhäupter bezeugten ihren Beifall, und ertheilten ihm das Lob eines großen und tapferen Kriegers. Der Tschippewäh stand auf, sah den Mohawk ernsthaft an, und hat den Dolmetscher, ihm zu sagen: es wäre eine

alte Weiberhaut; welches unter ihnen als ein groſser Schimpf betrachtet wird. Zugleich rief er einen von seinen Söhnen, seinen Skalp herbei zu bringen, und legte nun eine ganze, mit Daunfedern ausgestopfte, und mit Hirschsehnen sehr dicht zusammengenähete Mannshaut vor. Die Oberhäupter überhäuften ihn mit Lobsprüchen, und gestanden ihm einmüthig den Vorzug zu. Der Mohawk ging voll Wuth aus der Versammlung, und sann auf Rache. Sobald er den Tschippewäh kommen sah, folgte er ihm, wartete eine bequeme Gelegenheit ab, und streckte ihn mit seinem Tomahawk nieder, froh, wenn gleich auf diese feige Art, sich von einem siegreichen Nebenbuhler befreiet zu haben.

Einige Nachrichten von dem Charakter und der Gemüthsart der Connecedaga- oder Rondaxe-Indianer, nebst Anmerkungen über die Irokesen und Cherokee-Nationen.

Die Wilden dieser Nation (der Connecedagas) gehören zu dem Stamme der Tschippewäh, und sprechen ein Gemisch von der Irokesischen und Tschippewäh-Sprache. Sie wurden zur Zeit des groſsen Indianischen Krieges im Jahr 1720 aus dem oberen Lande vertrieben, und lieſsen sich an dem See der zwei Berge nieder. Sie bestehen aus zwei hundert Einwohnern, die sehr fleiſsig sind und das Land auf eben die Art, wie die Cahnnagas, bebauen. Sie treiben Viehzucht und leben auf einer Stufe der Verfeinerung, wovon die meisten andren Stämme der Tschippewähs nichts wissen. Auch findet man in den Gränzen der vereinigten Staaten am See Erie eine Stadt, in

welcher funfzehnhundert aus dieser Nation wohnen, von denen der Prediger Carl Beattie sehr vortheilhaft spricht.

Die Connecedagas haben sich seit ihrer Niederlassung mit den Cahnuagas, St. Regis- und Mohawk-Indianern vermischt. Aus dieser Ursache ist ihre Sprache weniger rein, obgleich einige unter ihnen die ächte Mundart sprechen, welche die Tschippewähs jenseits Michillimakinak, mit denen ich öfteren Umgang pflog, in jedem Betracht vollkommen verstehen. Unter diesen Indianern erlernte ich die ersten Grundregeln einer Sprache, die mir durch lange Gewohnheit geläufiger geworden ist, als meine eigne; und ich hoffe mich keiner Eitelkeit schuldig zu machen, wenn ich behaupte, daß mein Wörterbuch und die allgemeinen Redensarten ausführlicher sind, als man sie in irgend einem andren Werke finden wird. Bei dem Buchstabiren habe ich vorzüglich darauf gesehen, mich der Buchstaben und Accente zu bedienen, welche die Indianischen Wörter nach unsrer Aussprache am besten ausdrücken. Ich mache keinen Anspruch darauf, allgemeine Regeln für die Rechtschreibung einer Sprache zu geben, die man nie in ein System gebracht hat. Vielleicht kann das, was ich geliefert habe, denjenigen behülflich seyn, die in den Grundsätzen einer allgemeinen Sprachlehre besser bewandert sind *).

Die Connecedagas werden für tapfre Krieger gehalten, und lange Erfahrung von ihrem Betragen und von ihrer Tapferkeit hat mich in dieser Meinung bestärkt, welche die Engländer bloß dem Gerüchte nach von ihnen hegen. Keine Nation von Wilden war jemals den Britten treuer, nicht einmal die Mohawks, deren Treue beinahe zum Sprichwort geworden ist. Während des Amerikanischen Krieges vernachlässigten sie ihre Familien und häuslichen Angelegenheiten, um für die Engländer zu streiten, welches

*) Die Wörterverzeichnisse des Verfassers sind aus unsrer Uebersetzung weggeblieben. K.

die Cahnuagas (ob sie gleich Abkömmlinge der Mohawks und Munseys oder Mawhikkon-Indianer sind, welche gewöhnlich Fluß-Indianer genannt werden) nicht so freudig thaten. Vielleicht hat die Verwandschaft der letzteren mit den Delawaren — welche die Indianer spottweise alte Weiber zu nennen pflegten — damals diese Abneigung verursacht. Allein was auch die Veranlassung gewesen seyn mag, so war sie von sehr kurzer Dauer. Man muß ihnen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie das Tomahawk mit großer Unerschrockenheit führten, und Beweise gaben, daß das Blut der alten Mohawks noch in ihren Adern floß. Man hat, obwohl wie mich dünkt etwas unbillig, ihre Dienste eines Theils der Furcht vor unsrer Regierung und vor der Rache der übrigen uns treugebliebenen Stämme, andern Theils aber der Hoffnung auf ansehnliche Belohnungen zugeschrieben. Diese Voraussetzungen können indeß die Wahrheit weit verfehlen; mithin scheint es überflüßig und zwecklos, strenge Untersuchungen über das Betragen jener Wilden anzustellen: genug, daß sie unsre Bundsgenossen waren, und aller Wahrscheinlichkeit nach gegen die Brittische Nation freundschaftlich gesinnt bleiben werden. Major Carlton, ein tapfrer und erfahrner Officier, den sie mit schwärmerischer Freundschaft liebten, hat in diesem Betracht gewiß großes Verdienst. Sie flogen mit bereitwilliger Eile zu seiner Fahne, gehorchten ihm freudig, und fielen nie von ihm ab. Kein Beweis der Freundschaft oder Zuneigung aus alten oder neueren Zeiten konnte die ihrige übertreffen.

Um den Indianern unbegränztes Vertrauen in ihre Europäischen oder Amerikanischen Anführer beizubringen, wird ein guter natürlicher Verstand und eine gründliche Kenntniß ihres Charakters erfordert. Man muß stets ihren Rath zu billigen, sich stets nach ihren Wünschen zu fügen scheinen, und nie hartnäckig gegen ihre Meinung einen Plan zur Vertheidigung oder zum Angriff durchsetzen wollen. General Braddocks Niederlage ist ein trauriger

Beweis, was für unglückliche Folgen ein anderes Verfahren nach sich ziehen kann. Durch sein stolzes Betragen und durch seine strenge Behgrlichkeit bei seinem eigenen Plane, der dem Rathe ihrer erfahrnen Anführer durchaus entgegen lief, verscherzte er ihre Freundschaft, und starb unbeklagt, indem er sie in der Meinung bestärkte, die sie schon oft zuvor geäußert hatten, daß es ihm sowohl an Klugheit, als an Kriegeskenntniß fehlte. Selbst der große Washington zog sich durch sein Betragen ihren Tadel zu, und gab einem Indianischen Anführer, Namens Thanachrischon, aus dem Seneka-Stamme, Anlaß, nach ihrer Art zu urtheilen, daß er ein guter Mann wäre, aber keine Erfahrung hätte.

Wer unpartheiisch urtheilt, wird sich leicht überzeugen können, daß die Indianer in den Wäldern uns überlegen seyn müssen; diese sind gleichsam ihr natürliches Element, und ein Baum oder Fluß, der ihnen nie aus dem Gedächtniß entwischt, führt sie in die verborgensten Tiefen eines Waldes, sie mögen Sicherheit oder Hinterhalt suchen. Da sie auf das Aufgehen oder Untergehen der Sonne so wenig Aufmerksamkeit richten, so begrif ich anfangs nicht, wie sie, ohne sich sehr weit zu verirren, von einem Orte zum andren reisen könnten. Allein sie erklärten es mir bald, und versicherten mich, daß es ihnen nicht die mindeste Schwierigkeit machte, aus einer Gegend nach der andren zu gehen, weil sie sich nach dem Moos an den Bäumen richteten, welches sich an der Nordseite immer erhält, an der Südseite aber verwelkt und vergeht. Auch bemerken sie, daß an der südlichen Seite die Zweige größer, und das Laub der Bäume reicher ist, als an der nördlichen. Ich bin überzeugt, daß die aufgeklärtesten Menschen nicht scharfsinniger urtheilen und nicht aufmerksamer auf die Werke der Natur seyn können.

Herr Adair sagt, daß die Cherokees (Tscherokihs) sehr geneigt sind, den Leuten Spottnamen zu geben. Einen dummen, tölpischen Kerl nennen sie einen Truthahn, einen

einen mürrischen Menschen eine Wespe, einen Schwätzer eine Heuschrecke; eine grobe Stimme vergleichen sie mit einem Ochsen; und einen Dolmetscher, dessen Sitten und Gespräche anstößig sind, nennen sie einen Wetherdolmetscher, (*smock-interpreter*; *smock* ist ein Weiberhemde.)

Die Indianer sind von Natur stolz und eingebildet; sie halten sich für die klügsten unter allen Menschen, und finden sich erstaunlich beleidigt, wenn man ihren Rath verwirft. Die stets wiederholten tapferen Thaten ihrer Vorfahren haben sich ihrem Gemüthe fest eingeprägt, und flößen ihnen die höchsten Begriffe von ihrer eignen Tapferkeit und ihrem Muthe ein. Ungeachtet sie, in Vergleich gegen andre, nur eine Handvoll Menschen ausmachen, besitzen sie doch Eitelkeit genug zu glauben, daß sie die Franzosen und Engländer über den Haufen werfen können, sobald sie wollen. Die letzten wären Thoren, sagen sie: denn sie hielten ihre Flinten halb Manns hoch und ließen sie abschnappen; sie aber wüßten zu zielen, und verfehlten selten ihren Zweck: und darin bestände die wahre Kriegeskunst.

Diese hohen Begriffe von ihrer Wichtigkeit sind den Fünf Nationen noch mehr eigen, und sie zeichnen sich dadurch auffallend vor den anderen Stämmen der Wilden aus, ob es gleich keinem von allen in diesem Punkte fehlt. Daher kommt es, daß die Irokesen von anderen Nationen gefürchtet werden, und ihres vorzüglichen Verstandes und ihrer Tapferkeit wegen in Achtung stehen. In der That wird, obgleich ihre Zahl sich täglich vermindert, doch der Durst nach Ruhm nie unter ihnen erlöschen, so lange noch eine Brust ihn nähren kann, und sie werden nie vor einer Gefahr zurück beben, wenn die Ehre dabei im Spiel ist.

Die Irokesen lachen, wenn sie von Gehorsam gegen Könige reden hören; denn sie können den Gedanken der Unterwürfigkeit mit der Würde des Menschen nicht reimen. Jeder Einzelne ist, seiner Meinung nach, ein Fürst; und

in der Ueberzeugung, daß er seine Freiheit einzig von dem grossen Geiste erhielt, kann er sich nicht entschließen, eine andere Macht anzuerkennen.

Sie sind äußerst eifersüchtig und leicht zu beleidigen; und wenn sie einmal Argwohn gefaßt haben, hält es sehr schwer, den Eindruck wieder auszulöschen. Sie nehmen ihre Rache mit ins Grab, und übertragen sie auf das kommende Geschlecht.

Wer mit ihnen in Verbindung steht, kann zwar nicht umhin, ihren Heldenmuth im Kriege, ihre Entschlossenheit die schrecklichsten Qualen zu ertragen, und ihre Standhaftigkeit in der Freundschaft zu bewundern; er muß aber die schrecklichen Wirkungen ihres Unwillens beklagen, der keine Gränzen kennt. Diese Heftigkeit, die gewöhnlich aufs Aeußerste geht, macht es so schwer, sie zu überwinden, und so gefährlich sie anzufeuern; zu viele Nachsicht deuten sie als Furcht, und zu viele Strenge reizt sie zur Rache.

Diese Vorurtheile aus dem Wege zu räumen — die, ob sie gleich in der menschlichen Natur liegen, dennoch der Gesellschaft nie solchen Nachtheil gebracht haben würden, wenn nicht der Rath und das Beispiel der Alten sie stets beförderte — ist das unabläßige Bemühen der Nationen gewesen, die in Bündniß mit ihnen gestanden haben; und man hat es verschiedentlich versucht, ihre Sitten durch die Einführung der Christlichen Religion zu mildern, deren Vorschriften so ganz geschaffen sind, jede blutdürstige Empfindung auszurotten und die Menschen glücklicher in sich selbst und zu besseren Gliedern der Gesellschaft zu machen. Unsre Nachbarn, die Franzosen, haben sich nicht ohne Erfolg bemühet, diesen rühmlichen Zweck zu erreichen, wenigstens in so fern eine Veränderung im äußeren Betragen als ein Zeichen einer Herzensbesserung angesehen werden kann. Das gute Benehmen der Einwohner verschiedner Indianischer Dörfer in Kanada kann hier zum Beweise dienen. Doch widerspricht Herr James Adair dieser Bemerkung, indem er sagt, daß die Französischen Kanadier sehr zu tadeln

wären, weil sie unsre friedlichen Nördlichen Indianer mit ihrem Höllischen Katechismus verführten.

Ich bin auf keine Weise ein Vertheidiger eines Glaubens, der für die Ruhe der Gesellschaft nachtheilig seyn kann; und dennoch scheint mir dieser Tadel zu strenge, indem ich fest überzeugt bin, daß wenn gleich ehemals bigotte Priester ihren Katechumenen unter den Wilden ungünstige Gesinnungen gegen die Einwohner von Großbritannien beigebracht haben können, sie doch seit vielen Jahren her aufs redlichste bemühet gewesen sind, sie in den Grundsätzen des Evangeliums zu unterrichten. Es ist immer traurig, wenn Politik oder Religion eine der anderen fröhnen müssen; allein, dies gehörig erwogen, verdienen die Franzosen vielleicht keinen größeren Tadel, als andre Nationen. Wir sind zu geneigt, andre in unsre Streitigkeiten zu verwickeln, und nur zu oft mischen frömmelnde Menschen die Religion ins Spiel, um die Sache zu unterstützen, die sie zu befördern wünschen.

Es ist mir unlieb, von den Indianern, die viel mit Englischen Kaufleuten und sogar mit Predigern umgehen, bemerken zu müssen, daß sie in ihren Gesinnungen, in ihren Sitten und in ihrem Betragen von jenen sehr verschieden sind. Sie haben sich augenscheinlich verschlimmert und, außer der Heftigkeit der von der Vernunft nicht unterjochten Leidenschaften, unglücklicher Weise auch noch die Laster des Lügens und Fluchens von uns erlernt.

Das Zeugniß des Herrn Sargeant, eines Einwohners von Neu-England, stimmt hiermit überein. Er erzählt, daß die Schawanesen-Indianer, die Bundesgenossen und Abhängigen der Sechs Nationen, ihn mit Verachtung zurückwiesen, als er auf seiner Reise sich erbot, sie in der Christlichen Religion zu unterrichten. Sie machten sogar dem Christenthum Vorwürfe, und sagten ihm, daß die Kaufleute mit Trug und Lügen umgingen und ihre

Mädchen, ja sogar die Weiber, verführten, wenn die Männer abwesend wären. Noch äußerten sie: die Senekas hätten ihnen zwar ihr Land gegeben, aber ihnen ausdrücklich auferlegt, daß sie nie das Christenthum von den Engländern annehmen sollten.

Ich füge noch einen Beweis hinzu. Der Gouverneur Hunter schenkte, auf Befehl der Königin Anna, den Indianern Kleider, nebst andren Sachen worauf sie einen hohen Werth setzen, und sagte ihnen in einer Rede, die er in einer Versammlung zu Albany an sie hielt, daß ihre gute Mutter, die Königin, sie nicht nur großmüthiger Weise mit schönen Kleidern für ihren Leib beschenkte, sondern auch darauf dächte, ihre Seelen durch Predigen des Evangeliums zu schmücken, und daß einige Prediger zu ihrem Unterrichte zu ihnen kommen sollten. Als der Gouverneur ausgeredet hatte, trat der Aelteste auf, und sagte: er dankte im Namen aller Indianer ihrer guten Mutter, der Königin, für die überschickten schönen Kleider; was aber die Prediger beträfe, so wohnten bereits verschiedene unter ihnen, von denen sie aber, anstatt des Evangeliums, sich betrinken, einander betrügen und zanken lernten. Sie ersuchten daher den Gouverneur, diese Prediger und eine Menge mit ihnen gekommener Europäer von ihnen wegzunehmen. Vor ihrer Ankunft wären die Indianer ein ehrliches, mäßiges und unschuldiges Volk gewesen, jetzt aber wären sie fast alle Schelme geworden; vormals hätten sie Gott gefürchtet, und jetzt glaubten sie kaum an sein Daseyn.

Um diese Klage gegen die Engländer so viel als möglich zu entkräften, muß ich anmerken, daß die Laster und das unmoralische Betragen, dessen man sie beschuldigt, großentheils den Kaufleuten zu Schulden kommen, weil sie Missethäter zu erkaufen und Menschen von schändlichem Charakter zu miethen pflegen, um ihre Waaren den Indianern zuzuführen. Viele von diesen Menschen sind ihren Herren entlaufen, um sich unter die Wilden zu mischen;

ihr nichtswürdiges Betragen hat die Engländer in der Meinung der Indianer sehr heruntergesetzt, und einen Haß auf sie gebracht, der nicht so leicht oder bald wieder erlöschen wird.

Beschreibung der Indianischen Tänze.

Nach dieser langen Abschweifung will ich meine Geschichte von der Zeit an fortsetzen, wo ich nach dem Dorfe der Connecedagas ging. Ich hielt mich einige Monathe daselbst auf, machte verschiedene Exkursionen auf Kundschaft, und brachte oft Gefangene mit. Sir Guy Carleton bemerkte dieses, lobte bei der ersten Zusammenkunft mein Betragen, und wünschte, daß ich unter seinem Regimente wieder Dienste nehmen möchte. Ich sagte ihm, daß ich mich äußerst glücklich schätzte, meinem Vaterlande nützlich gewesen zu seyn, daß aber das Leben eines Freiwilligen, so ehrenvoll es auch seyn möchte, mich zu keinem Gehalte berechtigte, und daß keine Stelle bei einem Englischen Regimente ledig wäre. Er ernannte mich darauf zum Midshipman oder Seekadetten an Bord des Schiffes Fell, unter Kapitain Barnsfer auf dem St. Lorenz-Flusse; und ich blieb auf diesem Posten, bis das Schiff nach England beordert ward.

Sobald ich den Seedienst verlassen hatte, ging ich nach dem See der zwei Berge zurück, und betrieb mein Dolmetscheramt mit neuem Eifer. In den Zwischenzeiten suchte ich mich mit den Indianischen Sprachen, vorzüglich mit der Tschippewäh-Sprache vollkommen bekannt zu machen, weil ich mich bei der ersten bequemen Gelegenheit in Dienst eines Kaufmanns zu begeben und nach der Nordwestlichen Seite zu gehen dachte. Eben so sehr befliß ich mich einer vollkommenen Kenntniß von ihren Sitten und Gebräuchen. In dieser Absicht nahm ich an ihren Vergnü-

gungen Theil, und wurde bald als ein guter Tänzer bekannt. Daneben erlernte ich noch die Töne der verschiedenen Arten des Kriegsgeschreies so natürlich wie ein Wilder, und indem ich mich nach ihrer Weise fügte, und an ihren Zeitvertreiben Antheil nahm, machte ich mich bald bei ihnen beliebt, und fühlte bei unsrer Trennung selbst, daß ich sie ungern verließ.

Die Indianer haben mancherlei und verschiedne Arten von Tänzen, und zu jedem einen besonderen Chorus (*hoop*).

1. Der Kalumet- oder Pfeifentanz. 2. Der Kriegestanz. 3. Der Anführertanz. 4. Der Abreisetanz. 5. Der Skalpirtanz. 6. Der Todtentanz. 7. Der Gefangentanz. 8. Der Rückkehrtanz. 9. Der Speertanz. 10. Der Hochzeittanz. 11. Der Opfertanz.

Alle diese Tänze verstand ich vollkommen, und führte oft den Reihen an. Wenn zufällig ein Fremder zu uns kam, und ich mich nicht zu erkennen geben wollte, so konnte niemand mich von den Indianern unterscheiden.

Weil ich einem Wilden so ganz ähnlich sah, so begab ich mich oft in einem Kanot nach Montreal, und passierte mehrmals die Posten als ein Indianer. Bisweilen zeichnete ich mich bei einem Schariwari aus; einer in vielen Gegenden von Kanada herrschenden Gewohnheit, alte Töpfe, Kessel u. s. w. herbei zu tragen, und sie vor den Thüren Neuverehlichter zusammen zu schlagen. Gewöhnlich aber geschieht dies, wenn der Mann älter ist als die Frau, oder wenn beide Theile zweimal verheirathet gewesen sind. In diesen Fällen wird ein Schariwari geschlagen und dabei ein lautes Geschrei erhoben, so daß der Mann sich genöthigt sieht, durch eine Geldbuße Stillschweigen zu erkaufen, wenn er es sich nicht gefallen lassen will, in den niedrigsten Ausdrücken geschimpft zu werden. *Charivari* bedeutet im Französischen eine elende Musik, die ich für den Ursprung dieser Gewohnheit halte.

Nicht zufrieden, mir in den Zeitvertreiben der Wilden eine Fertigkeit erworben zu haben, lernte ich auch ein Ka-

not machen, einen Baum dazu abschälen, und das ganze Geschäft so ordentlich wie ein Wilder verrichten. Auch verfertigte ich Makiffins, oder Indianische Schuhe, von Hirschfellen, wozu ich das Leder bereitete und räucherte, um es weich und biegsam zu machen. Man besetzt diese Schuhe mit Stacheln vom Stachelthiere und kleinen Glaskorallen, und hängt zuweilen auch noch kleine Schellen daran. Die Schuhe, welche die Mohawks am großen Flusse bei Niagara verfertigen, werden ihrer vorzüglichern und geschmackvolleren Arbeit wegen vorgezogen, und zuweilen mit vier Thalern das Paar bezahlt. Gewöhnlich aber bekommt man sie ohne Verzierung für einen Thaler. Sie sind bequemer zu tragen als Englische Schuhe; im Sommer machen sie den Fuß nicht so heiß, und im Winter kann man, weil sie weit sind, dicke Socken hinein legen, um die ärgste Kälte abzuhalten. Zu ihren Kriegestänzen nähen die Indianer kleine Schellen und kleine Stücken Zinn daran, um ein klingelndes Geräusch zu machen, und bei einem Tanze, wo ich gegenwärtig war, machten diese nebst einer großen Pferdeglocke, die ich dem Anführer des Tanzes gegeben hatte, ein Geräusch, das einem Holländischen Koncert nicht unähnlich war.

Man hält die Wilden für sehr thätig und leicht auf den Beinen; doch laufen die Europäer auf einem kurzen Wege schneller. Ihr Hauptverdienst besteht meines Bedünkens darin, daß sie lange in einem gleichen Schritt aushalten können, weswegen sie auch als Boten durch die Wälder sehr brauchbar sind. Sie bedürfen wenig Schlaf, und können von Wasser und Wurzeln leben, die sie gleichsam im Fluge verzehren; sie brauchen folglich nicht viel Zeit auf Erfrischungen zu wenden. Auch sind sie vortrefliche Schwimmer, und fürchten den stärksten Strom nicht. Diese Eigenschaften machen sie zu sehr nützlichen Menschen, und so lange England noch irgend Besitzungen in Kanada hat, sind sie uns gewiß äußerst wichtig, ja durchaus nothwendig, und man sollte alles thun, sie zu Freunden zu behalten.

An körperlicher Stärke sind ihnen viele andre überlegen, und selbst im Jagen kommen die Virginier ihnen vollkommen gleich, ob schon jedermann ihnen das Verdienst zugesteht, daß sie gute Schützen sind. Ich erinnere mich, daß ich einige Amerikaner nach einer Lumme (*Colymbus arcticus*) schießen sah, einem Vogel, der beinahe die Größe einer Englischen Gans hat und wegen seines Untertauchens merkwürdig ist, indem er gewöhnlich einige Schritte von dem Orte, wo er untertaucht, wiederhervorkommt. Sie schossen in einer Entfernung von hundert und funfzig Schritten verschiedentlich mit einem gezogenen Rohre nach ihm, ohne zu treffen. Ein daneben stehender Indianer lachte sie aus, und schalt sie alte Weiber. Sie forderten ihn auf, seine Kunst zu zeigen, welches er auf der Stelle that. Er nahm seine Flinte, legte sie an einen Baum, schoß sie los und traf die Lumme durch den Hals. Ich gestehe, daß ich nie einen besseren Schützen gesehen habe, und es freuete mich sehr, so wie es meinen Stolz kitzelte, den Amerikanern eine günstige Meinung von den Wilden beizubringen, für die ich immer eine Vorliebe hatte.

Die Lumme ist wegen der Bildung ihrer Füße ein sehr merkwürdiger Vogel; allein ich besitze nicht anatomische Kenntnisse genug, um sie kunstmäßig zu beschreiben. Sie sind so gebauet, daß der Vogel kaum gehen kann, und man sieht ihn deswegen selten auf dem Lande. Bei ruhigem Wetter kommt er mit großer Beschwerlichkeit aus dem Wasser hervor, und fliegt, als triebe ihn der Wind, worauf er sich auch zu verlassen scheint. Die gewöhnliche Art der Indianer, diese Vögel zu tödten, besteht darin, daß sie einen großen Zweig vorn am Kanot befestigen, um sich zu verbergen, bis sie ihnen nahe genug sind, um schießen zu können, welches indessen nicht immer gelingt. In der Tschippewäh-Sprache heißt er Maunk (Mank,) welches dem Französischen Worte *manquer*, fehlen, ähnlich lautet, weil er seiner Schüchternheit wegen schwer zu treffen ist. Die sehr zähe und dicke Haut wird getrocknet, und die In-

dianer gebrauchen sie zum Bedecken ihrer Flinten, damit die Mässe sie nicht verdirbt.

Ich ward es endlich müde, bloß unter den Wilden zu leben, und machte eine Reise nach Montreal, wo mir der Antrag geschah, als Dolmetscher nach Norden zu gehen. Anfangs hatte ich nicht große Lust dazu; weil aber das angebotene Gehalt ansehnlich war, so entschloß ich mich nach reiferer Ueberlegung, diese Gelegenheit zu ergreifen, um die Lebensart anzutreten, von der ich wenigstens Vortheil, wenn auch nicht Vergnügen, erwartete. Aber ach! ich habe oft Ursache gehabt, es zu bereuen, daß ich meiner Neigung folgte.

Am 4ten Mai 1777 verließ ich Montreal mit zwei großen Kanots von Birkenrinde, die von den Franzosen *maitres-canots* genannt werden, mit zehn Kanadiern in jedem; denn die Menge der Tragepläze erforderte viele Leute, um die Waaren übers Land zu tragen, welches nur auf den Schultern geschehen kann. Ich werde ihre Reise, die von der Englischen Art zu reisen so sehr verschieden ist, näher beschreiben.

Die Kanots werden zu Trois Rivieres gemacht; sie sind meistens acht Klaftern lang und anderthalb breit, mit der Rinde des Birkenbaums bedeckt und mit zaserigen Wurzeln sehr dicht zusammen genähet; von dieser Größe können sie vier Tonnen Last führen. Sobald im Frühling das Eis aufgeht, werden sie nach La Chine, einem Dorfe neun Meilen oberhalb Montreal, gebracht.

La Chine hat durch folgenden Umstand seinen Namen erhalten: Der Ritter de la Salle, der nachher im Jahr 1686 von zweien seiner Leute in Kangda ermordet wurde, wünschte einen kürzeren als den bekannten Weg nach China zu entdecken. Allein durch einen Zufall, der ihm hier zustieß, sah er sich genöthigt, seine Reise nach Westen zu verschieben, welches die Kanadier bewog, den Ort spottweise la Chine oder China zu nennen, welchen Namen er seitdem immer behalten hat.

An diesem Orte werden die Indianischen Waaren sehr sorgfältig an Bord gebracht: die trocknen Kaufmannswaaren in Ballen, jeder von achtzig Pfund; und der Rum, das Pulver und Blei in kleinen Fäßchen. Die Reise von Trois Rivieres nach la Chine ist sehr langweilig und beschwerlich, weil man einen starken Strom zu überwinden hat; und ohne günstigen und mitunter frischen Wind, der das beständige Führen der Ruder erleichtert, würde es unmöglich seyn, aus der Stelle zu kommen. Wo das Wasser seicht ist, müssen die Kanots mit langen Stangen fortgeschoben werden, indeß die Männer tief im Wasser waten und mit Stricken gegen den Strom ziehen. Dieses ist eine so ermattende Arbeit, wie man sich kaum vorstellen kann; doch hat die Gewohnheit sie den Kanadiern sehr geläufig gemacht, und ich muß ihnen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie sich dieser Beschwerlichkeit sehr willfährig unterziehen, ob sie gleich zu Zeiten ausrufen: *C'est la misere, mon bourgeois!*

Von la Chine bis Michillimakinak sind sechs und dreißig Trageplätze; die Entfernung zu Lande und zu Wasser läuft sich auf neunhundert Englische Meilen. Bei gutem Wetter legt man die Reise oft in einem Monath zurück. Es erfordert große Sorgfalt und Mühe, die Kanots die abschüssigen Stellen (*rapids*) hinaufzuführen; außerdem ist aber auch Erfahrung nöthig, sie aufrecht zu halten und zu verhindern, daß sie nicht gegen die Steine stoßen: denn sie sind so dünn, daß sie leicht beschädigt werden können. Wenn sie zufälliger Weise beschädigt werden, wie es oft geschieht, so verstopft man den Leck mit Harz, und schmelzt ihn mit Holzkohlen zu; das Harz wird durch die Nässe sogleich hart, und läßt kein Wasser durch. Ist aber die Ritze zu groß, um bloß mit Harz verklebt zu werden, so wird die innere Rinde von Birken zu Mörtel gestoßen, zurecht gemacht, auf die Oeffnung gelegt, mit Leinen bedeckt, und an den Rändern mit Gummi fest verkittet.

Wir setzten unsre Reise nach la Barriere oberhalb des langen Wasserfalles (*Long Saut*) fort; dies ist ein Strom, der, wegen seines außerordentlich schnellen Falles sehr gefährlich ist. Hier haben sich einige Kaufleute niedergelassen, die aber nicht viel bedeuten, weil sie weder einen ausgebreiteten Handel führen, noch großen Gewinn von dem zusammengebrachten Pelzwerke haben. Die Wilden verstehen sich in dieser Gegend zu gut auf den Werth der Pelze und Felle, um sich betrügen zu lassen, wofern sie nicht betrunken sind; ein Vortheil, dessen man sich freilich nur zu oft gegen sie bedient.

Von diesem Wasserfalle gingen wir nach dem See der zwei Berge, wo ein Dorf der bereits beschriebenen Connecedaga-Indianer liegt. Ich verweilte hier einen Tag bei meinen alten Freunden, durfte mich aber nicht länger aufhalten, weil es bei diesem Handel äußerst wichtig ist, das Winterquartier frühzeitig zu beziehen.

Wir gingen nach dem Uttawa oder großen Flusse, und hielten uns den ganzen Weg über längs dem Ufer, bis wir den See Nipissin erreichten, aus welchem der St. Lorenz-Fluß entspringt; dann liefen wir in den Französischen Fluß (*French-River*), der nach dem See Huron führt, und gingen mit sehr günstigem Winde nach Michillimakinak, wo wir den 17ten Junius ankamen.

Das Land ist allenthalben reichlich mit wilden Thieren, besonders Bären, Elenn- und anderen Hirschen, Bibern, Vielfraßen (*Ursus Gulo*), Eichhörnchen, Fischerwieseln, Ottern, Mardern, kleinen Ottern, wilden Katzen, Rakkuhns (*racoons*) oder Wasch-Bären (*Ursus Lotor*), Wölfen, Bisamratzen (*Caster maschatus*) u. s. w. besetzt. Man erblickt fast keine andern als wilde Einwohner, die von Ort zu Ort umher streifen, und sich von den Thieren nähren, die sie erlegen, den Skunk oder das Stinkthier (*Viverra Putorius*) ausgenommen, das sie nienials essen, wenn nicht der äußerste Hunger sie dazu zwingt.

Herr la Salle erzählt, daß er auf seiner Reise an den Ufern des Missisippi unter der Nation der Oumas, die an einem Flusse gleiches Namens wohnen, ein ganz ausserordentliches Thier zwischen Wolf und Löwen gesehen habe; Kopf und Leib gleichen dem erstern, und Schwanz und Klauen dem letztern. Er setzt hinzu: es greife alle Thiere an, beschädige aber nie einen Menschen; zuweilen trage es seine Beute auf dem Rücken fort, und wenn es genug gefressen habe, verstecke es das übrige unter Laub oder andrer Bedeckung; alle Thiere fürchteten es dermaaßen, daß sie von seiner übrig gelassenen Beute nichts anrührten; die Indianer nennten es Mischibischi, welches ein Thier von der Tiger-Gattung, nur kleiner und weniger gesprenkelt, und jetzt als Pantherthier bekannt ist *).

Der Biber ist ein merkwürdiges Thier, aber bereits von so vielen Schriftstellern beschrieben, daß ich nur, was sie noch nicht erwähnt haben, bemerken will. Am Tage sieht man es selten. Nach Sonnenuntergang wagt es sich aus seiner Wohnung hervor, um zu arbeiten, oder sich Nahrung zu verschaffen, bei welcher Gelegenheit es sich auch zu waschen pflegt. Das merkwürdigste bei diesem Thiere aber ist, daß es immer mit dem Schwanz im Wasser liegt, um zu verhindern, daß er nicht erstarre. Das Fleisch ist sehr gut, und wird gebraten oder gekocht; der Schwanz aber ist das beste Stück. Bei Gelegenheit dieses Leckerbissens muß ich noch erwähnen, daß die Schnauze des Elennthieres ebenfalls für sehr wohlschmeckend gehalten wird. Keins von den Thieren in Nordamerika ist furchtbar, außer der graue Bär, der sich gewöhnlich in dem

*) Die Beschreibung des Herrn la Salle paßt auf den Puma, den fälschlich so genannten Amerikanischen Löwen, (*Felis concolor*) der sonst bei den Amerikanischen Pelzhändlern in Luisiana auch Carcajou genannt wird, wenn gleich diese Benennung weiter nördlich in Kanada den Vielfraß bezeichnet. Das gefleckte Thier, wovon der Verfasser spricht, ist wahrscheinlich ein Luchs, und es kann leicht seyn, daß die Wilden beide Arten, den Puma und den Luchs, Mischibischi nennen. F.

wärmsten Klima aufhält, wo er hinkommt schreckliche Verwüstungen anrichtet, und Menschen, ja oft ganze Familien tödtet.

Während meines Aufenthaltes zu Michillimakinak ward mir ein merkwürdiger Beweis von Tapferkeit und Großmuth erzählt, der vielleicht auch dem Leser unterhaltend seyn wird.

Ein Indianischer Knabe von funfzehn Jahren stand in einiger Entfernung von der Festung, als ein Wilder sein Gewehr losbrannte und zufällig einen Engländer tödtete. So wie er weiter ging, entdeckte er den Knaben, der an einen Baum gelehnt stand; und weil derselbe nicht von seiner Nation war, beschloß er, ihn gefangen zu nehmen. Ohne des Knaben Absicht zu argwöhnen, ging er auf ihn zu, und faßte ihn beim Arm; der Knabe zog sich aber behende zurück, und schoß dem Indianer in das Knie. Dieser gerieth in solche Wuth, daß er die Hand aufhob, um ihm mit dem Tomahawk (Streitaxt) den Rest zu geben, als ein anderer Indianer eilends dazu kam und seinen Gefährten fragte: wer ihn verwundet hätte? Er antwortete: der Knabe; und setzte hinzu, daß er ihn sogleich skalpiren wolle. Der andre verhinderte diese blutige Absicht, und sagte ihm, er würde den Knaben beschützen, denn er sey zu tapfer um sterben zu müssen. Er nahm ihn auch wirklich mit nach der Festung, wo der befehlhabende Officier ihn kaufte, um zu verhüten, daß der verwundete Indianer ihn nicht tödtete.

Beschreibung des Sees Superior und der Ceremonien bei der Indianischen Adoption.

Nachdem ich mich mit Indianischem Korn und hartem Talg — der Nahrung, welche alle Kaufleute nach dem oberen Lande mitnehmen — versehen, und meine großen Kanots gegen kleinere vertauscht hatte, die bequemer über die Trageplätze zu bringen sind, und besser in die kleinen Bäche (*creeks*) *) einlaufen können — verfolgten wir unseren Weg nach den Wasserfällen zu St. Marie, einer Enge, die durch zwei Arme gebildet wird, welche sich an dem äußersten Ende des Sees von einander trennen. Die Indianer haben hier eine kleine, mit Pfählen umgebene Festung und etwa zehn Häuser zur Wohnung für die Englischen und Französischen Kaufleute erbauet. Die Nation der Sauteurs hatte sich vormals am Fuße der Wasserfälle niedergelassen und die Jesuiten besaßen eine Wohnung in ihrer Nähe. Es giebt in diesem Orte viele schöne Fische, besonders Hechte, Forellen und Weißfische von ungewöhnlicher Größe. Wir setzten von hier aus unsre Reise nach dem See Superior fort, welcher ehemals zu Ehren des Herrn de Tracy, den der König von Frankreich im Jahr 1665 zum Statthalter von Amerika ernannte, der See Tracy genannt wurde. Er hat sechs hundert Französische Meilen im Umkreise, und schließt eine Menge großer und kleiner Inseln in sich. Beim Eingange dieses Sees liegt ein hoher Felsen, der beinahe wie ein Mensch gestaltet ist, und von den Tschippewäh-Indianern Kitschi Manitu, oder der Herr des Lebens

*) Die Engländer im Inneren von Nordamerika bedienen sich des Wortes *Creek*, welches sonst in der seemännischen Sprache eine kleine Bucht bedeutet, um damit die kleineren Waldströme oder für Kanots schiffbaren Bäche zu bezeichnen, auf denen die Eingebornen und Pelzhändler ihre großen Reisen machen, indem sie bei den verschiedenen Trageplätzen aus einem Bache (*creek*) in den andren kommen. F.

genannt wird. Sie unterlassen nie, hier anzuhalten, um ihre Gaben darzubringen, indem sie Tabak und andre Sachen ins Wasser werfen. Sie wollen dadurch dem Felsen, als dem Repräsentanten des höchsten Wesens, ihren Dank für den Segen abstatten, dessen sie genießen, und opfern ihm freudig ihren Schmuck und was ihnen das Liebste ist. Ein nachahmungswürdiges Beispiel, in so fern man die gute Absicht des Geschöpfes gegen den Schöpfer darin erkennt, und ein augenscheinlicher Beweis, daß der Mensch in seinem natürlichen Zustande, ohne alle Verfeinerung, seine Abhängigkeit von einer unsichtbaren Macht fühlt, wenn er seinen Glauben auch noch so plump oder unwürdig ausdrückt! Gott allein kennt das Herz, und wird jeden nach seiner Erkenntniß richten.

Der Aberglaube ist eine schädliche Pflanze, aber sie hat in jedem Klima von der heißen bis zur kalten Zone geblühet; und kann es uns befremden, daß Barbaren darunter litten, da er selbst bei aufgeklärten Nationen die nachtheiligsten Folgen hervorbrachte? Der arme unbelehrte Indianer verdient keinen großen Tadel, wenn er den Eingebungen der rohen Natur gehorcht und sich unbedingt den Gebräuchen seiner Vorfahren unterwirft. Die geoffenbarte Religion ward nicht Allen geschenkt, und es ist eine traurige Betrachtung, daß diejenigen, welche sie erleuchtet hat, nicht solche Vorzüge vor den Wilden besitzen, wie man sie bei ihnen erwarten sollte.

In dem vorhin erwähnten Felsen sind verschiedne Höhlen, beinahe eine Englische Meile lang, zwanzig Fuß weit, und oben gewölbt. Der See gefriert nur dicht am Ufer, weil das Wasser immer Wellen schlägt, die oft bergehoch emporsteigen, welches leicht zu erklären ist, wenn wir den unermeßlichen Umfang desselben erwägen. An sehr ruhigen Tagen sieht man an tiefen Stellen nicht weit vom Ufer Störe. Das umliegende Land ist hoch und felsicht, und die Wälder ausnehmend dicht. Der Palm-

baum *), die Esche, die Birke, die Sprossentanne und die Zeder wachsen hoch und in Menge. Die Nordwest-Kompagnie zu Montreal hält ein Schiff auf dem See, um ihre Waaren von Michillimakinak nach dem großen Trageplatze an der Nordwestlichen Seite zu bringen, und kommt mit dem im Innern des Landes gesammelten Pelzwerke zurück.

Am 4ten Julii erreichten wir Pays Plat, an der nordöstlichen Seite des Sees, wo wir unsre Waaren auspackten, und die Ballen kleiner machten, weil wir von den Indianern hörten, daß wir hundert und achtzig Trageplätze bis zu dem Orte, wo ich den Winter zubringen wollte, zu passiren hätten. Als wir ans Land stiegen, sahen wir in einiger Entfernung eine Menge Indianer, und hielten es deswegen für gut, unsre Schiffsladung, auf den Fall, daß wir zum Tauschhandel Gelegenheit hätten, in Ordnung zu bringen, und uns bereit zu halten, daß wir sie nach geendigtem Geschäfte wieder einschiffen könnten. Nachdem alles in gehörige Sicherheit gebracht war, begab ich mich zu den Wilden, deren Anzahl ich auf hundert und funfzig schätzte; die meisten waren vom Stamme der Tschippewäh, und die übrigen von der Nation der Wassen. Sie gaben mir Fische, trocknes Fleisch und Felle, wofür sie von mir kleine Gegengeschenke erhielten. Ihr Anführer Matschi Quewisch hielt eine Versammlung, und als er fand, daß ich ihre Sprache konnte, schlug er mir vor, mich als Bruder unter ihre Krieger aufnehmen zu lassen. Ich hatte zwar die Ceremonie noch nicht ausgestanden, wußte aber wohl, was dabei vorginge, weil mir von verschiedenen Kaufleuten gesagt worden war, was für Schmerzen sie dabei hätten leiden müssen, ob man gleich außerordentlich gnädig mit ihnen umgegangen wäre. Aber dessen ungeachtet beschloß ich, mich dieser Operation zu unterwerfen, damit

*) Von einer ächten Palme kann hier nicht die Rede seyn. Wahrscheinlich ist dies in Kanada eine Provinzialbenennung für irgend eine andere Gattung von Bäumen. J.

mit sie nicht meine Weigerung der Furcht zuschrieben, und ich mich in der Achtung derer herabsetzte, von denen ich große Vortheile erwartete, und in deren Gesellschaft ich eine ziemliche Zeitlang zu bleiben mich anheischig gemacht hatte.

Die Ceremonie der Aufnahme ist folgende. Man bereitet ein Gastmahl von Hundefleisch in Bärenfett gesotten, mit Heidelbeeren, wobei jeder tapfer zulangen muß. Nach geendigter Mahlzeit wird der Kriegesgesang in folgenden Worten gesungen:

„Herr des Lebens! sieh uns wohl an. Wir nehmen einen Bruder Krieger unter uns auf, der mit Verstand begabt zu seyn scheint, Stärke im Arm hat und seinen Leib nicht vor dem Feinde zurückzieht."

Wenn der Aufzunehmende nach dem Kriegesgesange kein Zeichen von Furcht blicken läßt, so wird er mit Achtung und Ehrfurcht betrachtet; denn diese Wilden halten Herzhaftigkeit nicht nur für nothwendig, sondern auch für die höchste Empfehlung. Nachher läßt man ihn sich auf ein Biberkleid setzen, reicht ihm eine Kriegespfeife zum Rauchen, die der Reihe nach an jeden Krieger kommt, und wirft ihm einen Wampum-Gürtel über den Hals.

Das Kalumet, oder die Indianische Pfeife, die weit größer ist, als die, woraus die Indianer gewöhnlich rauchen, wird von Marmor, Stein oder Thon, verfertigt, und ist nach der Sitte der Nation, roth, weiß oder schwarz; die rothen aber werden am meisten geschätzt. Das Rohr ist aus starkem Holze gemacht, ungefähr fünfthalb Fuß lang, mit Federn von allerlei Farben verziert und mit vielen Flechten von Weiberhaar in verschiedenen Gestalten durchwebt. Der Kopf ist schön polirt, und es sind zwei Flügel daran befestigt, die ihm das Ansehn eines Merkurstabes geben. Dieses Kalumet ist das Symbol des Friedens, und die Wilden halten es so hoch in Ehren, daß die Verletzung eines Vergleichs, wobei man es gebraucht hat,

ihrer Meinung nach die unglücklichsten Folgen nach sich ziehen würde.

Das Wampum ist von verschiedenen Farben; schwarzes und weißes aber wird am häufigsten gebraucht. Das erstere wird aus einer Art Venusmuschel, (*Venus Mercenaria LINN.*) das andre aus Miesmuscheln gemacht; beide werden in Gestalt von länglichen Korallen verarbeitet, und gebohrt, um auf ledernie Riemen gereihet und zu Gürteln gebraucht zu werden.

Diese Gürtel dienen zu verschiedenen Zwecken. Bei einer Versammlung werden sie mit den darin gehaltenen Reden ausgegeben, und ihre Größe, so wie die Zahl der Reihen Wampum, richtet sich immer nach der Idee, welche die Indianer von der Wichtigkeit der Zusammenkunft haben. Oft bestehen sie aus beiden Farben. Die, welche Sir William Johnson erhielt, der bei den Wilden in unvergeßlichem Andenken steht, waren in verschiednen Reihen, schwarz an jeder Seite, und in der Mitte weiß. Das Weiße in der Mitte sollte den Frieden ausdrücken und anzeigen, daß der Pfad zwischen ihnen ehrlich und offen sey. In der Mitte des Gürtels war die Gestalt eines Diamanten von weißem Wampum gemacht, welches die Indianer das Versammlungsfeuer nennen.

Als Sir William Johnson seinen Bund mit den Wilden schloß, faßte er den Gürtel bei dem einen Ende, indeß das Oberhaupt der Indianer das andre hielt. Wenn der Indianer reden wollte, so fuhr er mit dem Finger an den weißen Streifen hinunter; hatte Sir William etwas zu sagen, so berührte er den Diamanten in der Mitte.

Diese Gürtel sind auch die Urkunden voriger Verträge; die Indianer verstehen es, die verschiednen Formen, worin sie gearbeitet sind, zu entziffern, und beziehen sich bei allen Verhandlungen mit den Europäern darauf. Wenn ein Streifen, oder ein Gürtel von Wampum zurückgegeben wird, so ist es ein Zeichen, daß man den vorgeschla-

genen Vergleich nicht annimmt, und die Unterhandlung wird sogleich abgebrochen.

Doch um von dieser Abschweifung wieder einzulenken — Wenn die Pfeife rund umgegangen ist, so wird von sechs langen, in den Grund gesteckten und oben zugespitzten Stangen eine Schweißhütte errichtet, die man mit Häuten und Decken belegt, um die Luft abzuhalten, und die nur drei Personen fassen kann. Der Aufzunehmende wird nackt ausgezogen und geht mit zwei Oberhäuptern in die Hütte; man bringt zwei glühend gemachte Steine herein, und wirft sie auf die Erde; alsdann wird Wasser in einer großen Schale herein gebracht, und mit Zeder-Zweigen auf die Steine gesprützt. Dadurch kommt die in der Hütte befindliche Person in starken Schweiß, und es öffnet ihr die Haut, um sie für den anderen Theil der Ceremonie empfänglich zu machen.

Wenn der Schweiß aufs höchste gestiegen ist, so verläßt der Aufzunehmende das Haus, und springt ins Wasser. Indem er heraus kommt, wirft man ihm eine Decke über, und trägt ihn in die Hütte des Oberhauptes, wo er folgende Operation aus stehen muß. Nachdem man ihn auf den Rücken gelegt hat, zeichnet das Oberhaupt mit einem in Wasser, worin Schießpulver aufgelöst ist, getauchten Stabe die Figur, die er zu machen denkt; alsdann sticht er mit zehn, in Zinnober getunkten und in einer kleinen hölzernen Form befestigten Nadeln die bezeichneten Theile, und wo die stärkeren Umrisse zusammen laufen, ritzt er das Fleisch mit einem Flintenstein. Die leeren, oder nicht mit Roth bezeichneten Stellen werden mit Schießpulver eingerieben, welches die Abwechselung von Roth und Blau hervorbringt, und die Wunden alsdann mit Punk-Holz *) ausgebrannt, damit sie nicht eitern.

*) *Punk* heißt der gewöhnliche Zündschwamm (*Agaricus igniarius*); was aber unter Punkholz verstanden wird, ist mir nicht bekannt. L.

Diese Operation geschieht nicht auf einmal, sondern dauert zwei bis drei Tage. Alle Morgen werden die Theile mit kaltem Wasser gewaschen, worin ein Kraut, Namens Pockquisegan, eingeweicht ist, das dem Englischen Buchs gleicht, und das die Indianer mit ihrem Rauchtabak vermischen, um ihm die Schärfe zu benehmen. Während der Operation singen sie Kriegeslieder, und schütteln dazu unablässig eine rundum mit kleinen Schellen behangene Klapper, Tscheffaquoy, um das Winseln zu ersticken, welches solche Qualen nothwendig hervorbringen müssen. Nach vollbrachter Ceremonie bekommt der Neuaufgenommene einen Namen; mir ward der Name Amick, oder Biber, ertheilt.

Um die Geschenke, welche mir Matschi Quewisch gegeben, und wofür er von mir nur einige Spielsachen erhalten hatte, zu erwidern, und zu zeigen, wie sehr ich über die mir angethane Ehre erfreuet wäre, beschloß ich, noch einiges zu meinen Geschenken hinzuzufügen. Ich führte dem zufolge die Oberhäupter an einen Ort, wo ich die für sie bestimmten Sachen hatte hinbringen lassen, und schenkte ihnen Skalpirmesser, Tomahawks, Zinnober, Tabak, Glasperlen u. s. w. und vor allem Rum, das unentbehrlichste, ohne welches — was ich ihnen auch immer geschenkt haben möchte — ich mir ihr höchstes Mißfallen würde zugezogen haben. Wir hatten unsre Kanots umgekehrt, und die Waaren gehörig in Ordnung gebracht, und ich trug den Kanadiern auf, so lange wir im Lager wären, Tag und Nacht beständig Wache zu halten. Diese Vorsicht ist durchaus nothwendig, weil die Indianer gewöhnlich Unheil anstiften, wenn sie betrunken sind; und bei dieser Gelegenheit kam sie uns sehr gut zu Statten, da der Rum, den wir ihnen gaben, sie drei Tage und Nächte in Trunkenheit erhielt, in welchem Zustande sie viere von ihren eignen Leuten umbrachten. Einer derselben war ein angesehenes Oberhaupt, den sein eigner Sohn verbrannte. Als ein berühmter Krieger, ward er mit den bei den Wilden ge-

bräuchlichen Ehrenzeichen begraben: einem Skalpirmesser, einem Tomahawk, Glasperlen, Schminke u. s. w., einigen Stücken Holz um Feuer zu machen, und einem Becher von Baumrinde, um auf seiner Reise nach dem andren Lande daraus zu trinken.

Am 21sten schifften wir uns ein, und trennten uns von den Wilden, die uns ihre auserordentliche Zufriedenheit mit unserem Betragen in den kräftigsten Ausdrücken bezeugten. Weil es aber gebräuchlich ist, Wegweiser von einem See zum andren mitzunehmen, so ließ ich mich von zwanzig Tschippewähs zu Lande nach der *Grande Côte de la Roche* begleiten, welchen Weg alle Kaufleute des großen Wasserfalles halben nehmen müssen, dessen Höhe beim Eingange des Ripegon-Flusses auf sechshundert Fuß geschätzt wird. Diese Reise ist erstaunlich ermüdend für die Leute, die mit großen Lasten einen steilen Hügel hinan klimmen müssen; sie pflegen daher meistens zwei oder drei Tage auszuruhen, um wieder Kräfte zu sammeln.

Wir verließen *la Grande Côte de la Roche* gutes Muths, und setzten unsere Reise nach dem See fort, wo wir einen anderen Haufen Wilde von eben der Nation fanden. Wir hielten einen Rath und wechselten gegenseitig Geschenke. Während unsres zehntägigen Aufenthaltes am Ufer des Sees entstand ein Scharmützel unter den Indianern, worin nach einer schrecklichen Scene des Aufruhrs und der Verwirrung, der verhaßten Wirkung des Rums, drei Männ getödtet und zwei verwundet wurden.

Der See Alemipigon oder Nipegon ist ungefähr hundert Englische Meilen lang, und versorgt die Wilden mit Fischen in Menge. Das Land liefert viele wilde Wurzeln, und die Thiere sind sehr zahlreich. Die Anzahl der in diesem Bezirke jagenden Indianer, die außerordentlich wild und abergläubisch sind, beläuft sich auf dreihundert.

Am 1sten August reiseten wir mit funfzehn Indianern ab, die uns zu Führern dienen und auch über die Trage-

plätze helfen sollten. Wir lebten von Fleisch und Wurzeln, und sparten unser Korn und Talg für den Winter auf. Jeden Abend mit Sonnenuntergang lagerten wir uns, und mit Tagesanbruch stiegen wir in unsre Kanots. Wir setzten unseren Weg nach dem See Esturgeon oder dem Stör-See fort, verweilten aber nicht so lange, daß ich nähere Nachricht von diesem Orte zu geben im Stande wäre; doch habe ich ihn in der Erzählung meiner Reise nach dem See Manontoye beschrieben, wo ich mich wegen des schlechten Wetters drei Tage aufhielt.

Am 25sten September erreichten wir den See la Mort, oder den Todten-See, der nordöstlich vom See Alemipigon liegt. Dieser See hat ungefähr sechzig Englische Meilen im Umkreise; das Land ist niedrig und sumpfig, und das Wasser sehr unangenehm von Geschmack. Die Indianer kommen fleißig dahin: ich fand während meines dortigen Winteraufenthaltes nicht weniger als fünf und dreißig verschiedne, drei Fuß breite Pfade, die aus den Wäldern nach dem Ufer des Sees führten. Der See ist fischreich; im Winter friert er zu, und das Eis thauet erst im April auf. Die dahin kommenden Indianer sind gute Jäger, aber sehr wild. Die Tschippewähs sind nicht so sehr auf Putz erpicht, wie die anderen Wilden, besonders diejenigen Stämme, die weit von Michillimakinak entfernt wohnen. Dieses ist leicht zu erklären: das Eis bleibt gewöhnlich bis zum letzten Frühlingsmonath, wie wir in England rechnen, (also bis in den Junius) und der Winter fängt früh im Oktober an; folglich wird die Zwischenzeit damit zugebracht, daß man Kanots verfertigt und ausbessert, kleine Exkursionen macht, um Lebensmittel zu suchen, oder daß man sich mit Schwimmen und anderen bei den Wilden üblichen Zeitvertreiben beschäftigt. Diejenigen, die täglich arbeiten müssen, um ihre dringenden Bedürfnisse zu befriedigen, und nicht bedachtsam genug sind, Vorrath für den Winter einzusammeln, können auf den Luxus im Putze nicht achten. Die Indianer, von

den roheſten an bis zu den aufgeklärteſten, ſind im Ganzen ſehr träge, und thun ſich etwas darauf zu Gute, weil ſie glauben, daß Arbeit unter der Würde eines Kriegers ſey, und daß alle häuslichen Sorgen und Beſchäftigungen nur für Weiber gehören. Dieſe Abneigung gegen Arbeit entſteht nicht daher, daß ſie Anſtrengung fürchten oder ſcheuen; im Gegentheil erträgt kein Volk ſie freudiger, beſonders bei ihren Vergnügungen, die von mancherlei Art und zum Theil heftig, mühſam und darauf berechnet ſind, ihnen Stärke zu geben. Die dadurch hervorgebrachte Ausdünſtung macht zugleich ihre Glieder biegſam, und ſetzt ſie in Stand, mit mehr Leichtigkeit zu jagen.

Das Ballſchlagen, eins ihrer Lieblingsſpiele, iſt ſehr ermüdend. Der Ball iſt von der Größe eines Engliſchen Cricket-Balls, aus Hirſchleder gemacht und mit Haar ausgeſto[illegible] Er wird mit kurzen Stöcken vorwärts und zurück get[illegible], die ungefähr zwei Fuß lang, am Ende ſo breit wie Raketen, und auch ſo gearbeitet ſind, nur daß ſie größere Einſchnitte haben. Mit dieſen Stöcken wird der Ball geſchlagen, und wegen der Elaſticität der aus Hirſchſehnen gemachten Raketen, läßt er ſich ſehr weit treiben. Das Spiel wird von zwei Haufen geſpielt, und die Hauptſache dabei iſt, einander den Ball aufzufangen und ihn ins Ziel zu treiben, das ungefähr vierhundert Schritte weit entfernt iſt und an deſſen äußerſtem Ende zwei hohe Stangen nicht weit von einander ſtehen. Wer den Ball zwiſchen dieſe Stangen treibt, hat gewonnen. Die Indianer ſpielen mit der beſten Laune, und ſelbſt wenn es ſich zuträgt, daß einer den anderen in der Hitze des Spiels mit dem Stocke trift, machen ſie ſich nichts daraus. Doch ſuchen ſie einen ſolchen Zufall ſorgfältig zu vermeiden, weil die Heftigkeit womit ſie ſchlagen, mehrmals dem Andren einen Arm oder ein Bein gekoſtet hat.

Athtergain, oder verfehle keinen und fange alle, iſt ebenfalls ein Lieblingsſpiel unter ihnen, woran

die Weiber oftmals Theil nehmen. Es wird mit einer Menge harter schwarzer und weißer Bohnen gespielt, wovon eine kleine Flecken hat und der König genannt wird. Diese werden in eine flache hölzerne Schüssel gelegt, und abwechselnd von beiden Partheien, die auf der Erde einander gegenüber sitzen, geschüttelt. Wer geschickt genug ist, die gesprenkelte Bohne aus der Schale zu werfen, bekommt von der Gegenparthei so viele Bohnen als Flecken darauf sind; die übrigen Bohnen gelten nichts.

Die Knaben besitzen große Fertigkeit einen Reifen zu jagen, besonders die Cahnuaga-Indianer, die ich oftmals in diesem Vergnügen sich habe hervorthun sehen. Das Spiel wird von einer Anzahl zufällig versammelter Knaben gespielt, wovon einige den Reif treiben, indeß andre mit Bogen und Pfeilen darnach schießen. Sie verstehen sich außerordentlich gut auf diese Uebung, und können den Reif, wenn er auch noch so geschwind läuft, aufhalten, indem sie den spitzen Pfeil in den Rand treiben. Dies gelingt ihnen in ziemlicher Entfernung, sowohl zu Pferde als zu Fuß. Auch tödten sie in einer Entfernung von funfzig Schritten kleine Vögel, und werfen, wenn sie funfzehn Schritte weit stehen, einen halben Pfennig von einem Stock. Spieße und Tomahawks führen sie mit gleicher Geschicklichkeit.

Meine Niederlassung am See la Mort, und das Verfahren einer Handelspartei.

Die Mühseligkeiten, welche meine Kanadier erlitten hatten, machten es nothwendig, auf Winterquartiere zu denken, und bewogen mich, am See la Mort mich niederzulassen. Noch ein andrer Bewegungsgrund war die einfallende Kälte, die sehr strenge werden zu wollen schien. Nachdem wir uns erfrischt und unsre Kanots in Sicherheit gebracht hatten, nahm ich zwei Indianer mit, um mir einen guten Platz zum Anbauen zeigen zu lassen. Wir wählten ihn dicht am Ufer des Sees, wo wir ein dreißig Fuß langes und zwanzig Fuß breites Haus von unbehauenen Stämmen errichteten, welches wir in zwei Zimmer theilten, worin wir unsre Waaren niederlegten. Das nächste war nun, daß wir unsre Kanots in den Wäldern versteckten und unseren Rum, einen kleinen Vorrath zum unmittelbaren Gebrauch ausgenommen, unter die Erde gruben; denn wir wußten aus Erfahrung, wie nothwendig es ist, ihn vor den Indianern verborgen zu halten, und daß unsre ganze Sicherheit davon abhing.

Nachdem wir alle häuslichen Angelegenheiten in Ordnung gebracht und unseren Tisch in der Wüste aufgeschlagen hatten, dachten wir auf unsre Winterfeuerung, weil das Holz bei strengem Wetter schwer nach Hause zu bringen ist. Hatten wir Muße, so jagten wir, um unseren Vorrath von Lebensmitteln zu vermehren, der sonst für das Bedürfniß unseres Haushalts nicht hingereicht hätte; denn wir mochten uns nicht von der ungewissen Ankunft der Wilden abhängig machen, die zuweilen den Kaufleuten Lebensmittel bringen. Der Schnee fiel sehr tief, und wir konnten ohne Schneeschuhe keine weiten Exkursionen vornehmen. Vierzehn Tage lang jagten wir mit großem Glück, und fingen eine Menge kleiner Thiere, wovon wir täglich speisten, so daß wir uns

ser Korn und Talg sparten. Ungefähr drei Wochen nach unsrer Niederlassung kam ein großer Haufe von Wilden an. Ich suchte mich mit der äußersten Vorsicht gegen sie zu benehmen; denn unsre Anzahl war verhältnißmäßig gegen sie sehr gering, und bei einem Rausche konnte unser Eigenthum geplündert, ja selbst unser Leben aufgeopfert werden. Glücklicherweise waren meine acht Kanadier sehr entschlossene Leute, und mit den Nordwestlichen Indianern umzugehen gewohnt. Wir gefielen einander gegenseitig; denn noch hatte kein Kaufmann hier überwintert. Ihr Anführer, der sich Keskonik nannte, machte mir ein Geschenk von Fellen, trocknem Fleisch, Fischen und wildem Hafer; eine Höflichkeit, die ich sogleich erwiderte, und zwar auf eine Art, die ihm sehr zu gefallen schien. Die übrigen Wilden gingen darauf einer nach dem andren ins Haus (welches eine Indianische Reihe genannt wird), indem sie Kriegeslieder sangen und tanzten. Sie setzten sich auf die Erde, den Anführer ausgenommen, der mit großer Würde in der Mitte aufrecht stand und folgende Rede hielt:

„Es ist wahr, mein Vater, daß ich und meine jungen Leute uns glücklich schätzen, euch zu sehen. Da der große Herr des Lebens einen Kaufmann zu uns geschickt hat, um sich über uns Wilde zu erbarmen, so werden wir unser möglichstes thun, zu jagen, um euch mit Pelzen, Häuten und Fleisch von Thieren zu versorgen."

Diese Rede zweckte in der That darauf ab, mich zu bewegen, daß ich ihnen noch mehr Geschenke machen sollte. Ich befriedigte ihre Erwartungen, und gab ihnen zwei Fäßchen Rum, jedes von acht Maaß, den [illegible] nach der Gewohnheit aller Kaufleute, mit etwas Wa[illegible] versetzt hatten; ferner fünf Rollen Tabak, funfzig [illegible]kalpirmesser, Flintensteine, Pulver und Blei. Den [illegible]eibern gab ich Glasperlen, Spielsachen u. s. w. und acht Oberhäuptern, die bei ihnen waren, beschenkte ich jeden mit einer

nordwestlichen Flinte *), einem baumwollenen Hemde, einem Skalpirmesser von der besten Art, und noch etwas mehr Ammunition. Sie empfingen diese Geschenke mit einem vollen Yo-hah oder Freudengeschrei.

Die Weiber, die bei allen Gelegenheiten Sklavinnen ihrer Männer sind, mußten Hütten von Baumrinden machen. In Zeit von einer Stunde hatten sie dieses Geschäft vollendet, und alles war nun zur Fröhlichkeit bereit. Sie brachten den Rum aus meinem Hause nach ihrem Wigwam, (Hütte) und fingen an zu trinken. Dieses Gelag dauerte vier Tage und Nächte, und aller unsrer Vorsicht ungeachtet, (denn wir brachten ihre Flinten, Messer und Tomahawks in Sicherheit) wurden zwei Knaben getödtet, und sechs Männer von drei Indianischen Weibern verwundet. Auch ein Oberhaupt ward ermordet, welches mich in die Nothwendigkeit setzte, verschiedene Dinge herzugeben, die nach ihrer gewöhnlichen Begräbniß-Ceremonie mit ihm begraben werden mußten. Diese Gelage sind für alle Partheien sehr nachtheilig und setzen den Kaufmann in große Unkosten, die er aber nicht gut vermeiden kann. Am fünften Tage waren sie alle nüchtern, bezeugten große Betrübniß über ihr Betragen, und beklagten bitterlich den Verlust ihrer Freunde.

Am 26sten Oktober reiseten sie zu unsrer großen Freude zur Jagd ab; denn wir hatten seit ihrem Aufenthalte bei uns fast gar keine Ruhe gehabt. Als sie in ihre Kanots stiegen, sangen sie den Todten-Kriegesgesang: „Herr des Lebens, sieh mich wohl an! du hast mir Muth gegeben, meine Adern zu öffnen.“

Wir klafterten unser Winterholz in gehöriger Entfernung vom Hause auf, und beschäftigten uns, Fischnetze zu machen. Das Eis war drei Fuß dick, und der Schnee

*) Eine nordwestliche Flinte (*Nordwest-gun*) ist weiter nichts, als eine gewöhnliche Flinte, wie sie für den Handel in dem nordwestlichen Inneren von Amerika, oft ziemlich fabrikenmäßig verfertigt wird. K.

lag sehr hoch, so daß wir ihn wegräumen mußten, ehe wir Löcher für unsre Netze in das Eis hauen konnten. Zwei Monathe hindurch hatten wir ungewöhnliches Glück; wir fingen gegen achtzehnhundert Centner Fische, die wir bei dem Schwanz an Stöcke hängten, um sie frieren zu lassen, und die wir dann zu unserem Vorrathe legten. Dieses war uns eine sehr wichtige Acquisition, weil das Fischen in der Mitte des Winters sehr mißlich und die Zurückkunft der Indianer, um den Bedürfnissen der Kaufleute abzuhelfen, sehr ungewiß ist.

Im Sommer gehen die Fischer auf den See und auf die Flüsse, und thun meistens unterhalb eines tiefen Stroms oder an der Mündung eines Baches einen sehr glücklichen Fang. Mit Anfang des Winters hauen sie eine große Oeffnung in das Eis, und stellen Netze; tiefer im Winter aber hauen sie ein kleines Loch, durch welches sie mit der Angel fischen. Zuweilen hauen sie auch zwei Löcher in gerader Linie durch das Eis, und ziehen am Ende eines Stocks eine Schnur von Loch zu Loch, an welcher sie das Netz oft mit einem reichen Fange unter dem Eise herziehen. Im Winter geht die Hälfte der Parthei täglich auf den Fischfang, ob es gleich bei strengem Wetter eine sehr mühsame Arbeit ist.

Mit Anfange des Jahrs 1778 ging unser Proviant zu Ende, und wir behielten nichts mehr übrig, als etwas Fischrogen, den wir in warmen Wasser erweichten und dann verzehrten. Die außerordentliche Kälte erlaubte uns nicht, nach den Netzen zu sehen, und so sehr wir auch durch den Mangel anderer Nahrung in Noth geriethen, mußten wir doch zu Hause bleiben, ein großes Feuer unterhalten und beinahe immer auf unseren Decken liegen, welches uns sehr schwächte. Endlich drängte uns der Hunger zu sehr; ich ermannte mich aus meiner Trägheit, und schlug meinen Leuten vor, Marderfallen zu machen, wozu sie sich auch sehr willfährig finden ließen. Als sie eine hinlängliche Anzahl fertig hatten, stellten sie sie in den Wäldern, unge-

fähr zwei Meilen weit vom Hause, auf. Ich blieb unterdessen allein in unsrer Wohnung, weil durchaus jemand auf den Fall, daß Wilde kämen, da seyn mußte. Den ersten Tag waren meine Leute sehr glücklich, und brachten zwei Waschbären, drei Hasen und vier Bisamratzen mit nach Hause. Wir verspeisten diesen Fang den anderen Tag; wenn wir gleich nicht ganz satt davon wurden, kam er uns doch wohl zu Statten, und machte, daß wir unser Geschäft mit besserm Muthe und mit Hoffnung auf noch glücklichere Tage fortsetzen konnten.

In kurzer Zeit waren wir wieder auf dem Trocknen, und die Leute ließen den Muth sinken. Ich hielt es für gut, eine Reise nach dem See Manontoye, wo Herr Shaw, ein Kaufmann, überwintert hatte, vorzuschlagen, um uns wilden Reis zu verschaffen, der, wie mir die Indianer sagten, in den dortigen Sümpfen in großer Menge wächst. Die Kanadier genehmigten diesen Plan, und meinten, sie würden im Stande seyn, sich bis zu meiner Zurückkunft durchzubringen. Vor meiner Abreise sahen wir uns in die Nothwendigkeit gesetzt, einen Lieblingshund zu tödten, der einem von meinen Leuten, einem gewissen Joseph Boneau, gehörte. Dies ging uns sehr nahe, weil wir viel auf das Thier hielten und es uns außerdem sehr nützlich war. Den anderen Morgen zog ich meine Schneeschuhe an, beredete einen Indianer und seine Frau, die eben mit sechs Hasen von der Jagd zurückgekommen waren, mich zu begleiten, und versprach ihnen, sie bei meiner Zurückkunft mit Rum zu bezahlen. Sie ließen sich meinen Antrag gefallen, und es war ein großes Glück für mich, daß sie es thaten, weil ich ohne Führer den Weg nicht gefunden hätte.

Wir machten uns mit den sechs Hasen auf, und reiseten vier Tage, ohne irgend ein Wild zu finden. Freilich hatten wir dieses nicht erwartet; indeß halfen wir uns doch mit unserem kleinen Vorrathe leidlich durch. Am vierten Tage kamen wir kurz vor Sonnenuntergang an einen klei-

nen Waldstrom, der zu tief war, als daß wir hätten durchwaten können. Der Indianer half mir ein Floß machen, um hinüber zu fahren, weil das Schwimmen bei dem kalten Wetter nicht gut anging. Unterdessen sah ich mich um, und vermißte seine Frau. Dies war mir unangenehm; denn die Sonne wollte untergehen, und ich wünschte, vor der Dunkelheit das gegenüber liegende Ufer zu erreichen. Ich fragte den Indianer, wo sie geblieben wäre; er lächelte, und sagte, sie wäre vermuhlich in den Wald gegangen, um eine Schlinge für ein Repphuhn zu stellen. In Zeit von einer Stunde kam sie mit einem neugebornen Kinde in den Armen zurück, ging auf mich zu, und sagte in der Tschippewäh-Sprache: „da, Engländer, ist ein junger Krieger!" Man sagt, daß die Indianischen Weiber ihre Kinder ohne viele Schmerzen zur Welt bringen; allein ich halte es für ungegründet. Sie sind allerdings stark und muthig, und können bis zum Augenblick ihrer Entbindung die härteste Anstrengung ertragen; aber daraus folgt noch nicht, daß sie bei solchen Gelegenheiten die gewöhnlichen Gefühle ihres Geschlechtes nicht haben sollten. Ein junges Weib von der Ratzen-Nation hat, ohne einen Laut von sich zu geben, einen Tag und eine Nacht in Geburtsschmerzen gelegen. Die Kraft des Beispiels wirkt auf ihren Stolz, und erlaubt diesen armen Geschöpfen nicht, Schwäche zu verrathen oder ihren Schmerz zu äußern. Wahrscheinlich fürchter sie, daß sonst ihr Mann sie in Zukunft seiner Aufmerksamkeit für unwürdig halten und Mutter und Kind verachten möchte. Wenigstens würde er, wenn das Kind ein Knabe wäre, ihm alle Anlage zum Krieger absprechen, und, wäre es ein Mädchen, behaupten, es habe einen feigen Geist, und könne nie zu einem wilden Leben taugen. Man wird nicht zweifeln, daß die Indianerinnen in der Zärtlichkeit gegen ihre Kinder den Eltern unter den gebildetsten Staaten nicht nachstehen. Viele Beispiele könnten dieses beweisen. Eine Mutter säugt ihr Kind, bis es vier oder fünf Jahre alt ist, und oft bis ins sechste oder sie-

heute. Von Kindheit an suchen sie ihnen einen unabhängigen Geist beizubringen; sie schlagen und schelten sie nie, um nicht den kriegerischen Geist, die künftige Zierde ihres Lebens und Charakters, zu schwächen. Ueberhaupt vermeiden sie allen Zwang, damit nicht die Freiheit des Handelns und Denkens, die sie ihnen einzuflößen wünschen, unterdrückt werde. Wenn die Kinder sterben, so beklagen sie mit unverstellten Thränen ihren Verlust, und weinen oft noch ganze Monathe nach ihrem Tode auf dem Grabe. Die Biskatonges, die von den Franzosen Pleureurs (Weinende) genannt werden, sollen bei der Geburt eines Kindes bitterlicher weinen, als bei seinem Tode. Den Tod sehen sie nur als eine Reise an, von der es zurückkehren wird; seine Geburt aber halten sie für den Eintritt in ein Leben der Gefahr und des Unglücks.

Wenn im Sommer ein Kind geboren wird, so geht die Mutter sogleich ins Wasser, und taucht es hinein. Sobald dies geschehen ist, wird es in eine kleine Decke gewikkelt, und auf ein flaches, mit dürrem Moose bedecktes Brett gebunden, das die Form eines Sargbodens hat und oben, wo der Kopf liegt, mit einem Reife versehen ist, um das Kind vor Verletzung zu verwahren. Im Winter wird es sowohl in Felle als in Decken gehüllt. In der Sommerhitze wirft man einen leichten Schleier über den jungen Wilden, um die Mücken (Musquitos) abzuhalten, die in den Wäldern sehr beschwerlich sind. Das Brett, worauf das Kind liegt, wird mit einem breiten wollenen Bande an der Stirne der Mutter befestigt und an ihren Rücken gelehnt.

Als die Franzosen Kanada einnahmen, hatten die Weiber weder wollene, noch leinene Windeln. Ihr ganzes Bettgeräth bestand aus einer Art von Trog, mit trokkenem Staube von vermodertem Holze gefüllt, der so weich wie die feinsten Daunen ist, und die Feuchtigkeiten des Kindes sehr gut einsaugt. In dieses Behältniß legte man das Kind, bedeckte es mit weichen Pelzen,

und band es mit starken ledernen Riemen an. Den Staub veränderte man so oft als nöthig, bis das Kind entwöhnt ward. Bei den kultivirteren Indianern füttern die Weiber ihre Kinder mit einer Art von Brei aus Indianischem Korn und Milch, wenn sie sich diese verschaffen können. In den nördlichen und von den Europäern mehr entlegenen Gegenden nimmt man statt dessen wilden Reis und Hafer, den man aushülset, zwischen zwei Steinen zermalmt und mit Ahornzucker *) in Wasser kocht. Diese Speise wird für sehr nahrhaft gehalten, und mit Fleisch- oder Fischbrühe, die sie sich oft verschaffen können, muß sie das Kind nothwendig sehr stärken. Verschiedene Stämme der Indianer verfertigen einen Brei von Sagarite, aus einer Wurzel, die sie Toqno nennen, und die zu der Brombeeren-Art gehört. Diese wird gewaschen und getrocknet, und dann gerieben oder gestoßen und zu einem Teige geknetet. Gebraten schmeckt diese Wurzel, ihr gewöhnliches Brodt, sehr gut, ist aber sehr zusammenziehend.

Wir mußten des schlechten Wetters wegen drei Tage am Stör-See liegen bleiben, welches mir Gelegenheit gab, einige Beobachtungen über diesen See zu machen, die ich auf meinem Wege nach dem See la Mort nicht anstellen konnte.

Dieser See ist, nach dem Berichte der Indianer, zu Wasser ungefähr fünf Tagereisen lang, und an einigen Stellen dreißig Englische Meilen breit. Es liegen viele kleine Inseln darin, auf denen man Hasen, Repphühner und wildes Geflügel in Menge antrift. Die Indianer, die dahin kommen, gehören zu den Hawoyzask oder Musquasch, und sprechen die Tschippewäh-Sprache. Sie haben beständigere Wohnsitze als die Tschippewähs, verlassen selten die inneren Gegenden, und sind vortrefliche Jäger.

Herr

*) Ein Zucker, der aus dem süßen Safte des *Acer saccharinum*, des Zucker-Ahorns, bereitet wird. F.

Herr Carver giebt auf seiner Karte ein Dorf an, das nach dem Flusse St. Croix führt und den herumstreifenden Schippewähls gehört; allein ich glaube, diese ganze Nation kann, mit sehr wenigen Ausnahmen, im strengsten Sinne des Wortes nur Wild den Umherstreifern genannt werden.

Den ersten Tag schossen wir einen Hasen, machten Fischhaken von den Schenkelknochen, und steckten das Fleisch an die Angel. Die Schnur verfertigten wir aus Weidenrinden, die wir in Streifen schnitten und dicht zusammen drehten. Es gelang uns so gut, daß wir nicht nur zum gegenwärtigen Gebrauche, sondern auch für den Rest unsrer Reise nach dem See Manitou hoch Fische genug fingen.

Den Tag vor unsrer Ankunft erlegten wir zwei Otern, die ich zum Geschenk für Herrn Shaw bestimmte; denn ich zweifelte nicht, daß ihm bei dieser strengen Jahrszeit mit Fleisch eben so sehr gedient seyn würde, wie uns, da seine Lage eben so schlimm war, als die unsrige, außer daß er wilden Hafer hatte. Als wir nur noch sechs Meilen vom See entfernt waren, trafen wir eine kleine Parthei Indianer, die uns durch eine Nachricht von einem schrecklichen Tumult unter ihrem Volke in Unruhe setzten. Dieser war dadurch entstanden, daß die Hudsonsbay-Wilden drei von ihrem Stamme getödtet hatten. Sie sagten, Herr Shaw wäre vermuthlich als ein Opfer ihrer Wuth gefallen; denn sie hätten sie mit einander berathschlagen hören, daß sie den Kaufmann plündern wollten. Sie beklagten es sehr, daß sie ihm nicht hätten beistehen können, weil sie nicht einmal stark genug wären, für das ihnen selbst zugefügte Unrecht Rache zu nehmen; doch versprachen sie, mich, so weit ihre Sicherheit es zuließe, zu Herrn Shaw's Hause zu begleiten.

Nach einer kleinen Erfrischung setzten wir unsre Reise bis zwei Meilen weit von seiner Wohnung fort. Hier fanden sie es rathsam, mich zu verlassen, und zogen sich,

unter guten Wünschen, und mit dem Versprechen, meine Zurückkunft abzuwarten, vom Wege seitwärts in die Wälder, um nicht gesehen zu werden. Mein Indianer und seine Frau wollten ebenfalls nicht weiter gehen, weil sie sich vor den Hudsonsbay-Wilden fürchteten. Ich gestehe, daß meine Lage sehr unangenehm war, und ich ging mit mir selbst zu Rathe, was für Mittel ich wählen sollte, einen Kaufmann, folglich meinen Mitbruder, zu befreien, ohne mich selbst in Gefahr zu setzen. Indeß verließ ich mich darauf, daß es mir bisher immer gelungen war, diese durch Trunkenheit verursachten Unruhen beizulegen; und bei der Ueberzeugung, daß ich die Verfahrungsart der Indianer in diesem unglücklichen Zustande so gut wie jemand kannte, zweifelte ich nicht, daß ich im Fall eines Angriffs wenigstens würde entwischen können, wenn es mir auch unmöglich seyn sollte, Herrn Shaw zu retten. Eine Hoffnung erzeugt gewöhnlich die andre, und flößt uns nach und nach Zuversicht ein; ich sah im Geiste Herrn Shaw bereits gänzlich befreiet. Durch diese schmeichelhaften Vorstellungen gestärkt, beschloß ich, mich aufs beste und schleunigste für ihn zu verwenden, und reiste ohne Verzug weiter. Als ich bis auf eine Viertelmeile von der Scene der Zwietracht gekommen war, hörte ich ein lautes und gellendes Kriegesgeschrei. Obwohl ich an diese Töne schon gewöhnt war, so gerieth ich doch in große Unruhe, und fühlte meinen Entschluß etwas erschüttert. Ich wußte, daß die Wuth der betrunkenen Indianer, wenn sie einmal bis auf einen gewissen Grad gestiegen ist, keine Gränzen kennt, und daß sie sich schwer mit jemand versöhnen lassen, der das Unglück gehabt hat, sie gegen sich aufzubringen. Aber durch den Gedanken, mich als Krieger zu betragen, angefeuert und der Zeit eingedenk, wo ich zu Pays Plat aufgenommen wurde, hielt ich es für unmännlich, vor der Gefahr zu fliehen, drang durch die Wälder, und sah bald die höllischen Geister vor mir; denn einen besseren Namen kann ich ihnen nicht geben. Ich lag einige Minuten im

Hinterhalt, und horchte mit großer Aufmerksamkeit, bis ich einen von ihnen in der Tschippewäh-Sprache rufen hörte: „Ich will die Katze nicht tödten.“ (Diesen Namen hatte Herr Shaw seiner schwachen Stimme wegen von den Indianern erhalten.) Ich war nun gewiß, daß er noch lebte, obgleich in höchster Gefahr; daher eilte ich, was ich konnte, nach dem Hause zu, und fand die Wilden, Männer und Weiber, ganz betrunken. Sie hatten ihre Hütten umgerissen, die Kanots treiben lassen, und das Ganze stellte die schrecklichste Scene der Verwirrung dar. Ein alter Indianer und eine Frau, (wie ich nachher hörte, seine Mutter) lagen todt auf dem Schnee am Gestade. Ich machte verschiedne Versuche ins Haus zu dringen, ward aber von den Wilden daran verhindert; sie hielten mich zurück, küßten mich und sagten: sie hätten mich sehr lieb; aber ich müßte nicht versuchen, die Katze zu befreien. Endlich beredete ich sie mit der äußersten Mühe, mich zu begleiten, und freuete mich außerordentlich, daß es mir wenigstens so weit gelungen war; denn für jeden anderen, der sich nicht vollkommen auf die Sprache und den Charakter der Wilden verstanden, und zugleich kaltes Blut und Fassung genug gehabt hätte, ihren Unsinn geduldig anzuhören, würde ein solcher Schritt sehr gefährlich gewesen seyn.

Ich wandte mich nun an den nüchternsten Anführer, und fragte ihn um die Ursache des Streits. Er antwortete mir: Herr Shaw wäre keine Katze, sondern ein Hund; denn er hätte ihnen keinen Rum geben wollen: und, obgleich die übrigen von ihrem Stamme sich freueten, mich zu sehen, weil ich immer gut gegen die Wilden gesinnt gewesen wäre, so sollte ich doch dem fremden Kaufmanne nicht zu Hülfe kommen; denn sie hätten über den Wigwam (das Haus) zu befehlen, und nicht er, und wären entschlossen, sich vor Tagesanbruch alles seines Rums zu bemächtigen.

Herrn Shaw's Wohnung konnte füglich eine Festung genannt werden. Sie war ringsum mit hohen Pfählen umgeben, die es den Indianern sehr schwer machten, sich ihr zu nähern; auch hatte er sich der Vorsicht bedient, das Außenthor sowohl, als die Thüre zu befestigen. Ich sagte dem Anführer: es sey nicht meine Absicht, mich ins Spiel zu mischen; ich wäre zufällig auf meinem Wege nach dem See le Rouge vorbei gekommen, und wollte nur bleiben, um einige Erfrischungen zu nehmen. Diese Nachricht gefiel ihm außerordentlich, weil er wußte, daß Herr Shaw nur Einen Mann im Hause hatte; die übrigen waren nämlich mit dem Dolmetscher ausgegangen, um Lebensmittel herbeizuschaffen, so daß sie glaubten, wenn ich fortginge, würden nicht Leute genug da seyn, sich ihnen zu widersetzen. Sie waren, wie ich sah, so ganz entschlossen, ihren Zweck zu erreichen, daß sie mich gewiß ohne alle Umstände aus dem Wege geräumt haben würden, wenn ich nur die mindeste Absicht oder Neigung verrathen hätte, dem unglücklichen Manne beizustehen. Der bereits getrunkne Rum hatte ihren Lebensgeistern einen solchen Schwung gegeben, daß nur der Besitz des ganzen Vorraths sie befriedigen konnte; und wäre auch die Hälfte von ihnen umgekommen, so würden doch, wie ich überzeugt bin, die übrigen ohne Bedenken ihr Leben bei dem Versuche gewagt haben. Um allen Verdacht zu vermeiden, der sowohl für Herrn Shaw als für mich unglückliche Folgen hätte haben können, verließ ich den Anführer, und wartete eine Gelegenheit ab, unbemerkt zurückzukehren. Glücklicher Weise hatten die Indianer noch nicht allen von Herrn Shaw erhaltenen Rum getrunken, und der Anführer ging, sobald ich von ihm weg war, wieder in seine Hütte, um seinen Rausch zu verstärken, und den übrigen, die sich beim Anfange unseres Gespräches zurückgezogen hatten, seine Unterredung mit mir zu erzählen.

Sobald das Feld geräumt war, ging ich unbemerkt nach der Festung, und sprach laut Englisch und Franzö-

sich. Herr Shaw und sein Gefährte hörten mich, erinnerten sich meiner Stimme, und geriethen vor Freude außer sich. Der Kanadier, der sich bei Herrn Shaw befand, freuete sich äußerst: er brachte itzt zum erstenmal einen Winter unter den Wilden zu, und hatte sich sehr gefürchtet. Ich hörte ihn bei meiner Annäherung mit großer Heftigkeit ausrufen: *Mon Dieu! que je suis content! Notre ami est arrivé, autrement nous serions perdus. Je compte assurement, que nous serons bientôt libres, mon chur bourgeois.* Er eröffnete sogleich das Thor, und ich wünschte ihm zu der Hoffnung Glück, das Vorhaben der Wilden zu vereiteln; denn, setzte ich hinzu, ich wäre entschlossen, alle meine Kräfte aufzubieten und mit ihnen zu leben oder zu sterben. Herr Shaw dankte mir für meine Freundschaft, und gab mir sogleich eine kurze Nachricht von dem Zwiste. Er sagte, die Hudsonsbay-Indianer wären mit wenig Pelzwerk zu ihm gekommen, und er habe ihnen nach geschlossenem Handel mehr Rum gegeben, als sie hätten erwarten können. Statt aber damit zufrieden zu seyn, hätten sie durchaus mehr verlangt, in einem Anfall von Trunkenheit einen Indianer und seine Mutter getödtet, und es versucht, sein Haus mit Zunder in Brand zu setzen, den sie glimmend an ihre Pfeile gesteckt und darauf abgeschossen hätten. — Als er mit dieser Geschichte zu Ende war, ermahnte ich ihn, den Muth nicht sinken zu lassen, und rieth ihm, er sollte, wenn die Indianer zurückkämen um ihre Absicht auszuführen, sich ganz gleichgültig gegen ihre Drohungen stellen.

Während wir in diesem Gespräche begriffen waren, sah ich drei Anführer nicht weit vom Hause sehr eifrig mit einander reden, und glaubte ganz sicher, daß sie über einen Plan zur Ausführung ihres Vorhabens zu Rathe gingen. So wie sie näher kamen, rief ich sie an, und bat sie herein zu kommen. Sie kamen sogleich einer nach dem andren, aber mit verrätherischen Blicken, die sie nicht verbergen konnten, weil ihnen ihr Vorhaben zu sehr am Herzen lag.

Ich sprach ohne die mindeste Zurückhaltung ganz freundlich mit ihnen, und fragte sie, ob sie nüchtern wären? Ehe sie antworten konnten, zeigten sich die Anderen vor der Thüre, indeß ohne herein zu kommen. Der oberste Anführer sagte mir nun, daß sie ganz nüchtern und sehr bekümmert über ihr Betragen wären; jetzt, da das starke Getränk seine Kraft verloren hätte, sähen sie ihre Thorheit ein, und wüßten gewiß, daß der böse Geist aus ihren Herzen gewichen sey.

Ich sagte ihnen, der Herr des Lebens wäre gegen sie erzürnt, und sie verdienten kein Glück auf der Jagd, weil sie sich gegen den Kaufmann, der sie als ein gütiger Vater behandelt und alle ihre Bedürfnisse befriedigt, so schlecht betragen hätten. Darauf reichte ich ihnen etwas Tabak, um in Versammlung zu rauchen, welches sie sehr wohl aufnahmen. Dann sah ich den Anführer ernsthaft an, und wendete mich mit folgenden Worten an den Haufen:

„Ihr Anführer und ihr Andren des Stammes, deren „Augen offen sind, ich hoffe, ihr werdet den Worten meines Mundes Gehör geben. Der Herr des Lebens hat „meinen Verstand geöffnet, und meinen Othem gute Worte „eingehaucht. Mein Herz fühlt für euch, ihr Weiber und „Kinder! und was ich jetzt rede, kommt aus dem Herzen „meines Freundes, dem dieses Haus gehört. Er hat mir „gesagt, daß bei eurer Ankunft euch sein Herz offen stand, „daß aber, seiner Güte ungeachtet, der böse Geist sich „eurer bemächtigt hat. Dadurch ist er sehr unglücklich „geworden; er hofft aber doch, daß der Herr des Lebens „eure Gesinnungen verändern und euch wieder zu so guten „Indianern machen wird, wie ihr sonst waret." — Auf diese Rede antwortete einer der Anführer:

„Es ist wahr, Biber! du hast großen Verstand; er macht uns deine Worte angenehm, und wir verstehen dich alle. Wir wissen, Freund, daß Wahrheit von deinen Lippen geht. Es fällt uns armen Indianern, die wir nicht so gescheut sind, wie die Weißen, sehr schwer, zu wissen, wenn

sie von dem starken feurigen Wasser genug haben; allein wir hoffen, die Kahe wird die Haut von seinem Herzen werfen, gleichwie die unsrigen rein sind. Auch hoffen wir, er wird sein Herz noch einmal öffnen und uns ein kleines Fäßchen von dem starken Wasser geben, um auf das Wohl unsres Bruders und unsrer Schwester zu trinken, die wir nach dem fernen Lande geschickt haben. Morgen mit Tagesanbruch wollen wir abreisen."

Auf meinen Rath versprach Herr Shaw, ihr Verlangen zu erfüllen, mit der Bedingung, daß sie ihrem Versprechen treu blieben, und den Rum, so lange sie auf dem Lande wären, nicht einmal kosteten. Ich machte ihnen diesen Entschluß bekannt; sie zogen sich nach ihren Hütten zurück und ließen uns in ruhigem Besitze der Festung.

Die Indianer blieben die ganze Nacht ruhig, und ich hoffte, daß mein Versprechen, ihnen bei ihrer Abreise Rum zu geben, die erwünschte Wirkung hervorgebracht hätte; aber ich schmeichelte mir zu viel: der Sturm hatte noch nicht einmal seine Höhe erreicht. Mit Tagesanbruch versammelten sie sich, und forderten den Rum, den sie sogleich erhielten; hierauf stiegen sie in ihre Kanots, und fuhren davon, ohne einmal ihre Todten zu begraben. Dieses ungewöhnliche Betragen beunruhigte mich; denn kein Volk beweiset den Ueberresten seiner Abgeschiedenen größere Verehrung. In der Besorgniß, daß der böse Geist noch in ihnen wäre, und daß sie sich nur ein wenig entfernt hätten, um den Rum zu trinken, machten wir uns auf einen Angriff gefaßt, luden acht und zwanzig nordwestliche Flinten und ein Paar Pistolen, setzten uns zum Feuer, und erwarteten nun, daß sie wiederkommen würden, um das Vorhaben auszuführen, welches meine Ankunft bisher glücklich verhindert hatte. In Zeit von einer Stunde kamen sie sehr betrunken zurück, und sangen ihre Todten-Kriegeslieder. Jeder Krieger war nackend, vom Haupt bis zum Fuß bemalt. So wie sie sich in einer Indianischen Reihe dem Hause näherten, wiederholte jeder folgen-

die Worte: „und doch ist es nicht unsre Absicht, die Kapi „zu tödten; wir wollen nur die Festung haben, und alles „was darin ist.“

Während ihres Gesanges machten wir unsre Flinten zurecht, und stellten sie so, daß wir sie im Nothfall gebrauchen konnten; wir waren nämlich entschlossen, tapfern Widerstand zu thun, obgleich nur Herr Shaw und ich im Hause blieben, da der Knabe sich in die Wälder geflüchtet hatte.

Ich nahm die Würde eines Oberbefehlshabers an, und verlangte, daß Herr Shaw mir unbedingt gehorchen und nicht eher schießen sollte, als bis ich das Signal gegeben hätte; denn ich wußte, daß der Tod eines Wilden, wenn er gleich bei unsrer Selbstvertheidigung umkäme, die übrigen so aufbringen würde, daß uns keine Möglichkeit bliebe, ihrer Wuth zu entgehen. Wir berathschlagten uns in dieser wirklich gefährlichen Lage, mit so kaltem Blute zu verfahren, wie dem Tode bestimmte Menschen es können. Plötzlich fiel mir ein guter Gedanke ein, den ich sogleich ausführte. Ich ging in das Magazin, rollte ein Faß mit Schießpulver in das äußerste Zimmer, und schlug den Boden aus. Kaum war ich fertig, als die Wilden erschienen; sie gingen mit Speeren und Tomahawks bewaffnet auf die Thüre zu, und sagten zu einander: „Ich bin zuerst!“ Wir standen bereit sie zu empfangen, und gaben ihnen zu verstehen, daß wir sie nicht fürchteten. Einer aus dem Haufen kam ins Haus, und ich sagte ihm mit finsterem Gesichte: „Wer unter euch alten Weibern ist jetzo ein braver Krieger?“ Dann richtete ich sogleich die Pistole mit gespanntem Hahn in die Pulverrinne, wobei ich mit großem Nachdruck rief: „Wir alle werden heute sterben!“ Als sie diese Worte hörten, liefen sie von der Thüre fort, indem sie riefen: „Der Herr des Lebens hat dem Biber große Stärke und großen Muth gegeben!“ Die Weiber flohen eilends, stießen ihre Kanots ins Wasser, und machten sich, so geschwind sie konnten, davon. Die Männer, die zuvor be-

wunden waren, wurden nüchtern, und ruderten in möglichster Eile nach einer gegenüber liegenden Insel. Bald darauf kam ein Kanot mit sechs Weibern ans Land, die gerne Frieden stiften wollten. Allein ich schlug alle Vermahnung aus, und sagte ihnen: sie hätten mich schon vorher kennen sollen; ich hieße Biber, alle Indianer wüßten, daß ich ein Krieger wäre und daß mein Herz nicht so leicht schmölze. Die Weiber kehrten sogleich zurück und nahmen die Todten mit, welches mich versicherte, daß sie uns nicht wieder zu beunruhigen dächten.

So retteten wir uns durch eine glückliche Gegenwart des Geistes von einem beinahe unvermeidlichen Verderben, und wahrscheinlich von einem Tode unter den folterndsten Qualen.

Es wird für einen Rauchhändler durchaus erfordert, kalt, fest, und bei dringenden Fällen tapfer, aber nicht rasch oder hastig zu seyn. Die Indianer sind richtige Beobachter des menschlichen Herzens, und verstehen sich sehr gut darauf, den wahren Muth von erkünsteltem zu unterscheiden, weil jenen stets eine augenscheinliche Ruhe von diesem auszeichnet. Es ist bekannt, daß kein Volk in der Welt den Muth auf eine so schwere Probe setzt und mit so wilder Neugier bei den Hinrichtungen seiner Feinde auf die Wirkung der ihnen auferlegten Qualen lauscht. Selbst die Weiber frohlocken in eben dem Maaße, wie der unglückliche Leidende seine Todesschmerzen verräth, obgleich bei dem Geiste, welcher beide Partheien beseelt, oftmals die bittersten Qualen keinen Seufzer auszupressen vermögen.

Vor einigen Jahren nahmen die Schawano-Indianer, die sich von ihren Wohnungen entfernen mußten, auf ihrem Wege einen Krieger gefangen, der unter dem Namen des alten Skrany bekannt war. Sie gaben ihm eine harte Bastinade, und verurtheilten ihn zu der Feuertortur. Er litt lange, ohne irgend eine Empfindung blicken zu lassen, und verrieth im seinem Gesicht und Betragen nicht den mindesten Schmerz. Mit beherzter Stimme

sagte er seinen Verfolgern, er sey ein Krieger, habe sich den größten Theil seines kriegerischen Rufes auf Kosten ihrer Nation erworben, und wünsche ihnen im Sterben zu zeigen, daß er ihnen noch eben so überlegen sey, wie damals, da er seine tapferen Landsleute gegen sie angeführt habe. Zwar wäre er in ihre Hände gefallen, und hätte sich, als er die Bundeslade des Krieges gegen seine erklärten Feinde geführt, durch eine oder die andre Verunreinigung des Schutzes der göttlichen Vorsehung verlustig gemacht; aber noch sey ihm Tugend genug übrig geblieben, sich schärfer zu strafen, als ihre ganze verächtliche, unwissende Menge es könne, und er wolle es thun, wenn sie ihn loshänden und ihm einen von den glühenden Flintenläufen aus dem Feuer reichten. Der Vorschlag und seine Anrede schien ihnen so außerordentlich kühn und ungewöhnlich, daß sie seine Bitte zugestanden. Er ergriff plötzlich ein Ende von dem glühenden Flintenlauf, und indem er rechts und links damit umher fuhr, bahnte er sich einen Weg durch die bewaffnete, staunende Menge, sprang einen außerordentlich steilen und hohen Abhang hinunter in einen Arm des Flusses, schwamm hindurch, lief über eine kleine Insel, passirte den andren Arm unter einem Regen von Flintenkugeln, und erreichte, obgleich viele von seinen Feinden ihn verfolgten, einen mit Dornsträuchen bewachsenen Sumpf, durch welchen er, seines nackten und verstümmelten Zustandes ungeachtet, in sein Vaterland gelangte.

Die Schawano-Indianer nahmen ebenfalls einen Krieger von der Anantukah-Nation gefangen und brachten ihn mit ihren gewöhnlichen grausamen Feierlichkeiten an den Marterpfahl. Nachdem er, ohne Schmerz zu verrathen, viele Qualen erlitten hatte, sagte er ihnen mit Verachtung; sie wüßten nicht, wie sie einen erklärten Feind strafen sollten; er wäre bereit, es ihnen zu zeigen, und würde die Wahrheit seiner Aussage bestätigen, wenn sie ihm die Gelegenheit verstatteten. Darauf forderte er eine Pfeife Tabak, und erhielt sie; sobald er sie angesteckt

hatte, setzte er sich auf die brennenden Fackeln der Weiber, die in seinem Kreise waren, und rauchte seine Pfeife, ohne im mindesten aus seiner Fassung zu gerathen. Bei diesem Anblick sprang einer der obersten Krieger auf, und sagte: sie sähen deutlich genug, daß er ein Krieger wäre und den Tod nicht fürchtete; auch würden sie ihn nicht sterben lassen, wenn er nicht vom Feuer beschädigt, und durch ihre Gesetze dazu bestimmt wäre. Ungeachtet er aber ein gefährlicher Feind und seine Nation ein verrätherisches Volk sey, so sollte er doch sehen, daß sie Tapferkeit zu schätzen wüßten, selbst an einem, der auf Kosten des Lebens vieler von ihren geliebten Verwandten mit Kriegesnarben bezeichnet wäre. — Er machte hierauf, zum Zeichen der Gunst, mit seinem freundschaftlichen Tomahawk allen Schmerzen des Opfers augenblicklich ein Ende. Obgleich das blutige Werkzeug einige Minuten vor dem Schlage bereit war, konnten dennoch die Zuschauer in dem Gesicht und in der Stellung des Leidenden nicht die mindeste Veränderung wahrnehmen.

Der Tod ist den Indianern in vielen Lagen mehr erwünscht, als furchtbar, besonders im höheren Alter, wo sie nicht mehr Stärke oder Thätigkeit genug haben, auf die Jagd zu gehen. Der Vater bittet dann den Sohn, ihn in eine andre Gegend zu versetzen, und der Sohn verrichtet freudig die Rolle des Scharfrichters, indem er dem Daseyn seines Vaters ein Ende macht.

Wenn bei den nördlichen Tschippewähs der Vater einer Familie die gewöhnlichen Gebräuche nicht mehr mitmachen kann, während sein Leben ihm und seinen Freunden zur Last wird, und seine Kinder ihn mit ihrer Hände Arbeit erhalten müssen; so schlagen sie ihm vor: sich entweder mit einem kleinen Kanot und Rudern, Bogen und Pfeilen und einer Trinkschale auf irgend einer Insel ans Land setzen zu lassen, um sich dort der Gefahr des Hungertodes Preis zu geben, oder den Tod nach den Gesetzen des Landes männlich zu erdulden. Man hat wenige Beispiele,

daß die Alten nicht das letzte vorgezogen hätten. Ich will die dabei übliche Feierlichkeit erzählen.

Man errichtet eine Schweißhütte in eben der Form wie bei der Ceremonie der Adoption; und während dieser vorbereitenden Prüfung drücket die Familie ihre Freude aus, daß der Herr des Lebens ihnen die Wissenschaft mitgetheilt hat, sich von den Alten und Kranken zu befreien, und sie in ein besseres Land zu schicken, wo sie neu auferstehen und mit aller Kraft der Jugend wieder jagen werden. Sie rauchen dann die Pfeife des Friedens, und halten einen Hundeschmaus. Dazu singen sie folgenden großen Arznei-Gesang:

„Der Herr des Lebens giebt Muth. Alle Indianer wissen, daß er uns liebt, und wir überliefern ihm jetzt unsren Vater, damit er sich in einem anderen Lande jung wieder finden und im Stande seyn möge, zu jagen."

Die Tänze und Lieder fangen aufs neue an, und der älteste Sohn giebt seinem Vater mit der Streitaxt den Todesschlag. Sie bemalen hierauf den Leichnam aufs Beste, begraben ihn mit den Kriegeswaffen, und bedecken das Grab mit einer Hütte von Baumrinden, damit kein wildes Thier es beunruhigt.

Auf solche Art maßt der unaufgeklärte Theil des Menschengeschlechtes sich ein Recht an, einander des Lebens zu berauben, wenn sie es nicht mehr durch ihrer Hände Arbeit erhalten können, und glaubt es sey Pflicht, dem Daseyn derer, welchen er sein eigenes verdankt, ein Ende zu machen; er bedient sich, um den Todesstreich zu führen, eben der Waffen, die er in einem aufgeklärten Lande zu ihrer Vertheidigung brauchen würde.

Ich blieb bei Herrn Shaw bis zur Zurückkunft seiner Leute, und nahm einen Indianischen Schlitten mit wildem Reis und trocknem Fleisch beladen, auch zwei von seinen Kanadiern mit, die mir behülflich seyn sollten. Unterweges sprach ich an dem Orte vor, wo ich die Indianer, die mir die erste Nachricht von dem Aufruhr bei Herrn

Shaws Hause gaben, gelassen hatte, fand sie aber nicht mehr. Mein Indianer und seine Frau warteten auf mich, und freueten sich, mich wieder zu sehen. Am See la Mort fand ich alle meine Leute gesund und munter; die Wilden hatten sie in meiner Abwesenheit reichlich mit Proviant versehen und mein Vorrath von Pelzwerk war durch Tauschhandel beträchtlich vermehrt worden. Herrn Shaws Leute blieben eine Nacht in meinem Hause, und machten sich den anderen Tag nach Manontoye auf den Weg.

Die Art, wie die Indianer Krieg führen.

Der See Manontoye, wo Herr Shaw überwinterte, ist nicht so groß wie der Stör-See; er hat Ueberfluß an Fischen und wilden Vögeln; auch wachsen in den angränzenden Sümpfen Reis, Hafer und Kranichbeeren in Menge. Inseln sind sehr wenige in ihm. Es pflegen etwa dreihundert von der Tschippewäh-Nation dahin zu kommen: sie sind sehr wild, und der Krieg, den sie zuweilen gegen die Sioux am Mississippi führen, ist ihre Lieblingsbeschäftigung. Oft bleiben sie ganze funfzehn Monathe von ihren Familien entfernt, und kommen fast nie ohne einen Gefangnen oder einen Skalp zurück.

Ist es nicht sonderbar, daß der Durst nach Blut die Menschen antreibt, diese unermeßlichen Wälder zu durchirren, unaussprechliches Ungemach zu dulden, und bei ungewissem Erfolge eine Leidenschaft zu befriedigen, die nur ein höllischer Geist eingeben konnte? Seltsam, daß, wenn der Sieg ihre Bemühungen gekrönt hat, sie mit unbegreiflicher Freude zurückkehren, frohlockend die Thaten ihrer Reise erzählen, und bei der Beschreibung der Todes-

qualen lächeln, deren Urheber sie gewesen sind. Die schrecklichsten Handlungen eines Rasenden können nicht grausamer seyn; glücklich sind diejenigen, welche den Segen der bürgerlichen Gesellschaft genießen, deren Verfeinerung und Gesetze sie vor solchen Ausbrüchen ungezähmter Wuth beschützen.

Ehe die Indianer in den Krieg gehen, beruft der oberste Anführer eine Versammlung, und jedes Oberhaupt ist mit einem Gürtel von Wampum und einer Friedenspfeife versehen. Der Gürtel soll sie an die vorigen Verhandlungen mit der Nation, gegen die sie Krieg führen wollen, erinnern, und die Pfeife wird in der Versammlung bei dem Feuer geraucht. Haben sie den Krieg zu erklären beschlossen, so übersenden sie die Gürtel und Pfeifen ihrem Feinde; und wenn die Herausforderung erwidert wird, so bereiten sie sich sogleich mit der standhaftesten und festesten Entschlossenheit zum Blutvergießen vor.

Ein merkwürdiges Beispiel dieses entsetzlichen Blutdurstes lieset man in dem Roman Emilie Montagüe, und ich führe es mit den eigenen Worten der Verfasserin an:

„Ein Jesuit, der sich als Missionar hier aufhielt, erzählte mir über diesen Gegenstand eine Geschichte, die man nicht ohne Grausen anhören kann. Ein Indianisches Weib, bei der er in seiner Mission wohnte, säugte ihre Kinder, als ihr Mann mit einem gefangenen Engländer hereintrat. Das Weib hieb dem Gefangenen auf der Stelle den Arm ab, und gab den Kindern das herausströmende Blut zu trinken. Der Jesuit verwies ihr die Grausamkeit dieser That; sie aber sah ihn mit einem Blick voll Ernst an, und rief: Krieger sollen sie werden; darum nähre ich sie mit Menschenspeise!“ *).

*) Es könnte seltsam scheinen, daß der Verfasser hier einen Roman citirt; allein dies befremdet nicht mehr, wenn man weiß, was in England allgemein bekannt ist, daß die Verfasserin, Mrs.

Bei meinem Aufenthalte zu Sarasaqui, der Hauptstadt der Loyalisten-Niederlassungen in Kanada, traf ein Haufen Mohawks und Messesawgers zufällig zusammen, und nachdem sie ihre Häute und Pelze an die Kaufleute ausgetauscht hatten, setzten sie sich, um den dafür erhaltenen Rum zu trinken. So wie der Branntwein auf sie wirkte, fiel ihnen bei, daß sie zu verschiedenen Nationen gehörten, und die Trunkenheit regte den Stolz der Mohawks auf, die immer einen Vorrang behauptet haben. Endlich kam es zum Wortwechsel und zum Handgemenge; ein Messesawger fiel; die Mohawks rissen ihm das Herz aus der Brust, und würden es gebraten haben, wenn nicht jemand, der zufällig vor der Hütte vorbei kam, sie davon abgebracht hätte.

Sowohl die Männer als die Weiber bei den Indianern scheinen stets darauf zu denken, der aufkeimenden Generation Gefühle des Heldenmuthes einzuflößen, und treiben diese Eindrücke weit über die Gränzen der Billigkeit und Vernunft. Ist es also zu verwundern, daß jede Handlung ihres Lebens darauf abzweckt, den Durst nach Rache für Beleidigungen zu befriedigen, und daß diese Gesinnungen zur mächtigeren Triebfeder ihres künftigen Betragens werden? Doch findet hierbei eine Ausnahme in ihrem Betragen gegen die Rauchhändler Statt. Diese sehen sich oftmals, wenn der Rausch hoch steigt, genöthigt, sie mit tüchtigen Schlägen zu züchtigen; allein ich muß den Indianern die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie in nüchternem Muthe diese Härte niemals ahnden. Das einzige, was sie sich erlauben, ist die Bemerkung: „Freund, du hast mich gestern Abend hart geschlagen; aber ich denke nicht mehr daran, weil ich glaube, daß ich es verdient habe. Der Branntwein hatte mich unartig gemacht."

Brookes sich lange in Kanada aufgehalten und die Sitten der Einwohner nach dem Leben mit vieler Wahrheit gezeichnet hat. F.

Oder verrathen sie ja einige Unzufriedenheit, so schlichtet ein Glas Rum allen Streit. Wenn sie ganz nüchtern sind, so würde es freilich sehr gefährlich seyn, strenge gegen sie zu verfahren, und es ist rathsam, sich sorgfältig dessen zu enthalten.

Allein ungeachtet der blutdürstigen Gesinnungen, die sie oftmals äußern, und nur zu oft ausführen, giebt es doch Gelegenheiten, wo sie der Vernunft und Billigkeit Gehör geben.

Ich hatte auf dem Landungsplatze Pimistiskoty an am See Ontario einen großen Hund bei mir, um mich und mein Eigenthum zu beschützen. Ein etwas betrunkener Indianer kam herein, um Rum zu fordern, und machte Miene, das Thier zu schlagen; der Hund packte ihn aber sogleich in die Wade, und verwundete ihn sehr gefährlich. Nun ging der Indianer wieder in seine Hütte zurück, und beschwerte sich erst den andren Morgen, wo er mich zu sprechen verlangte. Ich ging zu ihm, und er klagte mir, wie der Hund mit ihm umgegangen wäre; er hoffte, setzte er hinzu, daß ich ihm ein Paar lederne Strümpfe zum Ersatz für die, welche der Hund ihm zerrissen hätte, geben würde; um sein Bein bekümmerte er sich nicht viel, das würde bald wieder besser werden. Ich gestand ihm sogleich seine Forderung zu, und gab ihm noch eine Flasche Rum, womit er freudig fortging, ohne weiter etwas von sich hören zu lassen.

Doch wieder auf den Krieg zu kommen — Die Weiber und Kinder gehen zuweilen in ihren Kanots voraus, und stimmen die Kriegeslieder an. Jeden Abend bei Sonnenuntergang lagern sie sich, weil sie sehr ungern im Dunkeln reisen. Die nächtliche Wache halten acht und vierzig junge Krieger in vier Abtheilungen mit Flinten, Bogen und Pfeilen bewaffnet, und mit einigen Skottewigwas, oder Feuerrinden, versehen, um bei einem plötzlichen Ueberfalle Licht zu haben. Diese Rinde wird von dem Birkenbaum genommen und, gehörig getrocknet, von

den

den Indianern gebraucht, um ihnen bei dem Fischspießen zu leuchten. Sie wird an einer sieben Fuß langen Stange befestigt, und entweder vorn auf das Kanot gesteckt, oder von dem Manne getragen, der den Fischspieser begleitet und zugleich das Geschäft hat, das Kanot zu steuern.

Mit Tagesanbruch machen die Indianer sich auf und setzen, ohne das Wetter zu achten, ihre Reise fort, bis sie des Feindes Land erreichen, wo sie mit der größten Vorsicht zu Werke gehen, die nur ersonnen werden kann.

Bei Krieg gegen die Missisippi-Indianer suchen sie Männer und Weiber zu tödten; die Kinder schaffen sie fort, und übergeben sie den Rauchhändlern, die sie als Dienstboten nach Montreal schicken. Auf die Knaben kann man sich nicht so fest verlassen, wie auf die Mädchen: jene sind hartnäckiger, und verabscheuen von Natur den Gedanken der Sklaverei; auch brennen sie vor Stolz und Rache, und tragen kein Bedenken, ihre Herren zu tödten, um eine vermeinte Beleidigung zu rächen. Die Mädchen sind geschmeidiger, und nehmen leichter die Sitten des gebildeten Menschen an. Des häuslichen Lebens ungewohnt, sind sie anfangs krank und ungesund; bald aber gewöhnen sie sich daran, und ziehen es dem rohen Leben vor, worin sie erzogen wurden.

Wenige Tage nach meiner Rückkehr an den See la Mort erschien ein Haufe Wilder von dem rothen See, den die Indianer Misqui Sakiegan nennen, und einige von See Shabechevan (Schabitschiwan) oder dem Unkraut-See (*Weed-lake*), ungefähr fünf Tagereisen oberhalb des Sees Manontoye. Der Rothe See hat seinen Namen von einem merkwürdigen Ereigniß erhalten, das zwei berühmten Kriegern von der Tschippewäh-Nation begegnete. Diese jagten am Ufer des Sees, und entdeckten, als sie nach dem Wilde umher spürten, in einiger Entfernung ein ungeheures Thier, größer, als sie je eins gesehen hatten. Es ging mit langsamen, schwer-

fälligem Schritt, und hielt sich immer an der Wasserseite. Sie folgten ihm so nahe, als sie ohne Gefahr konnten, und waren entschlossen, auf allen Fall das äußerste zu wagen, um es zu erlegen. So wie sie näher kamen, und es deutlicher ins Gesicht faßten, sahen sie, daß sein Körper mit etwas Moosartigem bedeckt war. Dieses vermehrte ihre Verwunderung; sie berathschlagten mit einander, gingen noch näher und schossen darauf los, ohne daß ihre Schüsse nur den mindesten Eindruck zu machen schienen. Sie schossen wieder, und mit eben so wenig Wirkung als vorher, zogen sich dann in einige Entfernung zurück, setzten sich, und stimmten ihre Kriegeslieder an, indem sie sich an den Herrn des Lebens wandten und seine Hülfe anriefen, um es zu besiegen; denn sie hielten es für den Matschi Mannitu, oder bösen Geist in der Gestalt dieses Ungeheuers. Nachher standen sie auf, verfolgten es, und schossen zugleich. Der Schuß traf; das Thier wendete sich um, und sie fuhren mit Schüssen fort, bis es ins Wasser sprang, und sie es aus dem Gesichte verloren. Sein Blut färbte das Wasser roth, und von dieser Zeit an hat der See der Rothe See geheißen.

Fische werden hier in Ueberfluß gefangen, und der wilde Reis wächst in großer Menge in den Sümpfen. Auch ist das Land voll wilder Jagdthiere aller Art. In der nordwestlichen Gegend (des Sees) sind verschiedene Flüsse und Wasserfälle. Die Indianer fischen und jagen hier gern im Winter, weil sie selbst in der strengsten Kälte meistens sehr glücklich sind. Von dem Rothen See bis zum See le Sel, oder Salz-See, giebt es, wie die Indianer sagen, vierzehn kleine Trageplätze und zwei und zwanzig Bäche (*creeks.*) Der See le Sel ist sehr klein, und das Wasser seicht und schlammicht. Er erstreckt sich keine drei Meilen in die Länge. Außer einigen Aalen, Hechten und Katzenfischen (einer Art Welse) halten sich wenige Fische darin auf; dagegen hat er viele Bisamratzen und wildes Geflügel. Von diesem See bis zum See Ca-

ribou (Karibu) oder dem Rennthier-See braucht man acht Tagereisen über fünf Bäche und drei Trageplätze.

Der See Caribou, oder in der Indianischen Sprache Ateeque (Atique,) ist ungefähr dreißig Meilen lang, und enthält verschiedene kleine Inseln, die den Mille Isles in dem St. Lorenz-Flusse oberhalb Montreal ähneln. Das Wasser ist tief und hell, und der Grund fest; man findet große Forellen, Weißfische, kleine und große Hechte und Störe in Menge darin. Er ist von einer Kette hoher Gebirge umgeben. Vor einigen Jahren ließ ein Französischer Rauchhändler sich hier nieder; seitdem aber ist er unbewohnt gewesen. Die Indianer rechnen zehn Tagereisen bis zum See Shabeechevan (Schabitschiwan) über dreizehn Trageplätze, und eben so viele Bäche; weil ich aber das Jahr darauf hier überwinterte, (ob ich gleich durch einen anderen Weg dahin ging) so werde ich meine Beschreibung desselben bis zu diesem Zeitpunkt versparen. Vom See Shabeechevan (Schabitschiwan) bis zum See Arbitibis sind drei kleine Seen, acht Flüßchen und fünf Trageplätze zu passiren. Der See Arbitibis ist sehr groß und das umliegende Land felsicht und gebirgicht. Die Indianer erhalten aus diesem See Fische und wildes Geflügel. Wahrscheinlich sind die Gattungen der Wasserthiere in dieser Weltgegend so häufig, um die zahlreichen Stämme der Wilden zu erhalten, die ihre Nahrung auf den Seen suchen müssen. An dem nördlichen Ende dieses Sees erblickt man einen großen Wasserfall; es ist ein Fluß, der sich hier herabstürzt, und beinahe auf zwanzig Meilen weit einen sehr reißenden Strom hat. In diesem Flusse findet man auch sehr gefährliche abschüssige Stellen (*rapids*); das ganze Land an den Ufern ist niedrig und der Strand sandig. Die Entfernung vom See Arbitibis nach dem Krähennest-See, der von den Indianern Kark Kark Sakingan genannt wird, ist nur gering; der Krähennest-See hat höchstens nur zwei Seemeilen im Umfange, und zeich-

net sich bloß durch eine kleine in der Mitte liegende Insel aus, auf welcher etwa vierzig hohe Palmbäume*) stehen, wo die Krähen ihre Nester bauen, weswegen die Insel Kark-Kark-Minnesey genannt wird. Die Fische in diesem See sind nicht von der besten Art; es sind meistens nur Schwertfische, wovon die Indianer selten essen mögen. Von diesem See geht ein langer Trageplatz, und auf dem halben Wege hat man einen hohen Berg. Am Ende des Trageplatzes findet man den Krähenfluß, Kark-Kark-Sipi; er läuft mit einem starken Strom dreißig Meilen weit von Nischemaince-Sakiegan oder dem See der zwei Schwestern, der wegen des Zusammentreffens zweier Flüsse so genannt wird, die sich in einem großen Strom in den See stürzen. Die Hudsonsbay-Indianer jagen hier mit großem Glück. Am Ende desselben befindet sich ein etwa eine Viertelmeile langer Trageplatz nach einem sehr schmalen Flusse, der mit einem starken Strom funfzig Seemeilen weit läuft. Das Land ist auf beiden Seiten sehr hoch; folglich rudert man gleichsam im Dunkeln. Die Indianer reisen, wenn sie den Fluß hinauf gehen, so leicht als möglich, um besser gegen den starken Strom kämpfen zu können. Die Hudsonsbay-Kompagnie erhält vermittelst dieses Flusses eine beträchtliche Menge Pelzwerk.

Ich bin bei der Beschreibung dieses bisher so wenig bekannten Landes, welche einen der Hauptzwecke dieses Werkes ausmacht, entweder meinen eignen Beobachtungen oder den glaubwürdigsten Nachrichten gefolgt, die ich mir von den Wilden verschaffen konnte, und habe mich dabei nach Carver gerichtet, der bei seiner Ankunft an dem großen Trageplatze auf einen ansehnlichen Haufen Killistino- und Assinipoil-Indianer stieß, die ihm Nachrichten von einigen Seen und Flüssen ertheilten.

*) Ich habe schon oben bemerkt, daß dies nur fälschlich so genannte Palmbäume seyn können. S.

Obgleich die Indianer sich sehr gut darauf verstehen, mit Kohlen und Bärentalg Gegenden auf Baumrinden zu zeichnen, worin selbst die Weiber große Fertigkeit besitzen; so ist doch die Länge ihrer Tagereisen sehr unbestimmt, und kann folglich zu keiner geographischen Berichtigung dienen. Dieses kommt daher, daß ihre Zeichnungen hauptsächlich aus Seen und Flüssen bestehen; denn sie reisen selten zu Lande, und wenn sie ihren Weg über Land beschreiben, so ist es vielleicht nur ein kleiner Trageplatz, über den sie gehen, um ihre Reise auf ihrem Lieblingselement weiter fortzusetzen. Da aber wahrscheinlich wenige Personen diese Nachricht in der Absicht, das Land zu besuchen, lesen werden, so hoffe ich, daß meine Beschreibung die meisten Leser befriedigen wird. Ich beklage es sehr, daß ich nicht im Stande bin, diesem Werke größere Vollkommenheit zu geben; indeß schmeichle ich mir dennoch, daß es für diejenigen, die in Handelssachen Nachricht und Anweisung suchen, Nutzen haben wird.

Wenn ein Indianer mit dem Strom oder gegen den Strom von Sonnenaufgang bis zu Sonnenuntergang geht, so nennt er dies eine Tagereise. Wegen dieser Ungewißheit kann der reisende Kaufmann ohne große Schwierigkeit die Entfernungen von einem See zum andern nicht anders, als nach Indianischen Angaben bestimmen. So wie Herr Carver auf seiner Karte sagt, daß die Arme, die von dem St. Ludwigs-Fluß am Ende der westlichen Bay in den See Superior fallen, wenig bekannt sind, kann ich ebenfalls anmerken, daß die Arme vom See Alemipigon oder Nipegon, sowohl östlich als westlich, sehr schwer geographisch zu beschreiben sind. Ich hoffe in der bekannten Billigkeit meiner Landsleute Verzeihung für Irrthümer dieser Art zu finden, da ich versichern kann, daß ich mich aufs sorgfältigste bemühet habe, die Beschreibung der Orte, was Entfernung und Lage betrift, so deutlich als möglich zu machen, welches hoffentlich aus der Karte noch deutlicher erhellen wird.

Fernere Verhandlungen mit den Indianern; ihr Aberglaube, ihre Eifersucht u. s. w.

Wenige Tage nach meiner Zurückkunft vom See Manontoye, wo ich so glücklich war, Herrn Shaw zu befreien, erschien ein anderer Haufe Wilder mit Häuten, Pelzen und einigen Lebensmitteln. Sie blieben zwei Tage bei mir, ließen sich den Rum, den ich ihnen geben konnte, herzlich wohl schmecken, ohne irgend ein Unheil anzustiften, und reiseten auch endlich sehr friedlich wieder ab. Am 23sten Februar kam abermals ein Haufe von achtzig Männern, Weibern und Kindern, die trocknes Fleisch, Hafer, Bärentalg und acht Ballen Biberfelle mitbrachten. Ich kaufte diese Sachen, und gab ihnen, wie gewöhnlich, Rum, womit sie sich berauschten. In dieser Trunkenheit ward ein Weib getödtet, und ein Knabe schrecklich verbrannt. Am dritten Tage reisten sie, mit ihrer Aufnahme ungemein wohl zufrieden, ab, und hinterließen uns eine Menge Proviant. Das Wetter war jetzt milder, und ich schickte meine Leute nach dem See, um nach den Netzen zu sehen, die lange unter dem Eise geblieben waren, weil die strenge Kälte uns beinahe einen Monat lang nicht erlaubt hatte, sie zu untersuchen. Wir fanden sie zu unserem großen Verdrusse fast gänzlich verfault, und nicht einen einzigen Fisch darin; da indeß einer von den Kanadiern sich aufs Netzemachen eben so gut verstand, wie ich, so machten wir den Schaden gut, und fingen Fische genug, um uns bis zum April hinzuhalten.

Herr James Clark, der mit mir zu einerlei Handlungs-Kompagnie gehörte, empfand die Kälte in einem sehr hohen Grade. Fünf Leute starben ihm am See Savan, einem schlimmen See zum Fischen, drei hundert und funfzig Meilen weit von meinem Winterquartiere. Die Indianer mußten so tief in die Wälder hinein jagen, daß sie ihm

keinen Beistand leisten konnten; und nach den Berichten sowohl der Kaufleute in Nordwesten, als der Wilden die nach meiner Wohnung kamen, war es der härteste Winter, dessen sie sich erinnern konnten.

Um diese Zeit kam ein großer Haufe Tschippewähs an, die mit mir um ihre Jagd handelten und ihr Gelag friedlich endigten. Während diese Gesellschaft bei mir war, trug sich ein sonderbarer Umstand zu. — Ein Theil des frommen Aberglaubens der Wilden besteht darin, daß jeder seinen Totam oder Lieblingsgeist hat, der seiner Meinung nach über ihn wacht. Dieser Totam nimmt, wie sie glauben, die Gestalt eines oder des anderen Thieres an, und sie tödten, jagen oder essen niemals das Thier, dessen Gestalt dieser Totam angenommen hat.

Den Abend vor der Abreise des Haufens träumte einem, dessen Totam ein Bär war, daß er in einer gewissen sumpfigen Gegend am Fuß eines hohen Berges, ungefähr fünf Tagereisen von meiner Hütte, eine große Heerde Elennthiere, Munsthiere (*Moose*)*) und andre Thiere finden würde, daß er aber wenigstens zehn gute Jäger mitnehmen müßte. Beim Erwachen erzählte er den Anderen seinen Traum, und bat sie, mit ihm zu gehen; sie schlugen es alle ab, weil es aus ihrem Wege wäre, und ihre Jagden näher lägen. Der Indianer, der eine abergläubische Ehrfurcht für seinen Traum hatte, und sich für verpflichtet hielt, ihn zu befolgen, ging allein, da seine Gefährten nicht mit wollten, und als er dem Orte nahe kam, sah er die Thiere, wovon er geträumt hatte. Er schoß sogleich, und tödtete einen Bären. Er erschrak über seine That, und fürchtete den Zorn des Herrn des Lebens, den er schwer beleidigt zu haben glaubte, fiel nieder und lag lange sinnlos. Endlich raffte er sich auf, und eilte aus allen Kräften nach Hause, als ihm unterweges ein anderer Bär auf-

*) Die Kanadier unterscheiden oft Elenn- und Muus- (*Moose*) thiere, ob es gleich wahrscheinlich ist, daß beide nur einerlei Art ausmachen. J.

stieß, der ihn niederriß und ihm das Gesicht zerkratzte. Der Indianer erzählte diesen Umstand bei seiner Zurückkunft, und setzte in der Einfalt seines Herzens hinzu: der Bär habe ihn gefragt, warum er seinen Totam getödtet hätte? worauf er zur Antwort gegeben: als er nach der Heerde geschossen, hätte er nicht gewußt, daß sein Totam darunter wäre; das Unglück ginge ihm sehr nahe, und er hoffte, daß er Mitleid mit ihm haben würde. Der Bär erlaubte ihm fortzugehen, indem er ihn ermahnte, in Zukunft vorsichtiger zu seyn, und allen Indianern diesen Vorfall zu sagen, damit ihre Totams sicher wären und sie den Herrn des Lebens nicht gegen sich erzürnten. Als er in mein Haus kam, sah er mich traurig an, und rief: „Biber, mein Glaube ist hin; mein Totam ist böse auf mich, ich werde nicht wieder jagen können."

Dieser Glaube an das Geschick oder, wenn ich so sagen darf, dieser Totamismus, so seltsam er auch ist, findet sich nicht bloß bei den Wilden. Man kann mit vielen Beispielen aus der Geschichte beweisen, wie stark diese Eindrücke auf den gemeinen Mann wirken. Der berühmte Jüdische Banquier Samuel Bernard an Ludwigs XV. Hofe hatte eine schwarze Henne, an der sein Schicksal hing; er trug die größte Sorge für sie, und ihr Tod war wirklich das Ende seines eignen Lebens im Januar 1739. *)

Die Indianer achten besonders auf Träume, und bedienen sich zuweilen listiger Weiser der Ehrfurcht, die man dafür hat, um einen Zweck, worauf sie ihr Augenmerk gerichtet haben, zu erreichen. Ich will unter anderen ein Beispiel hiervon erzählen.

Als Sir William Johnson mit einem Haufen Mohawks in einer Versammlung saß, erzählte ihm das erste Oberhaupt: vergangene Nacht hätte ihm geträumt, daß er einen schönen besetzten Rock von ihm zum Geschenk erhalten habe; er glaubte, es wäre eben der, den Sir Wil

*) S. *Vie privée de Louis XV.*

liam jetzt trüge. Sir William lächelte, und fragte, ob ihn das wirklich geträumt habe. Der Indianer bejahete es. Gut, sagte Sir William, so mußt du ihn haben. Hierauf zog er sogleich den schönen Rock aus, und legte ihn dem Oberhaupte an. Der Indianer war sehr vergnügt, und als die Versammlung aus einander ging, schritt er voller Freude einher, indem er Ho-ah! rief, welches unter ihnen ein Ausdruck der höchsten Zufriedenheit ist. Bei der nächsten Versammlung sagte Sir William zu dem Oberhaupte: er wäre nicht gewohnt zu träumen; aber seit ihrer letzten Zusammenkunft in der Versammlung hätte er einen sehr sonderbaren Traum gehabt. Der Indianer wollte ihn wissen, und nach einigem Bedenken erzählte Sir William: ihm hätte geträumt, daß er einen Strich Landes an dem Mohawks-Flusse von ihm erhalten, um ein Haus zu bauen und eine Niederlassung anzulegen, die sich neun Meilen in die Länge längs dem Ufer erstreckte. Das Oberhaupt lächelte, und sagte mit scherzhafter Miene zu Sir William: wenn es ihm wirklich geträumt hätte, so sollte er es haben; allein er wollte nie wieder mit ihm träumen: denn für einen besetzten Rock wäre Sir William jetzt zu einem grosen Bette berechtigt, auf dem er und seine Vorfahren oft geschlafen hätten. Sir William nahm kraft einer von den Oberhäuptern unterzeichneten Schenkungsakte von dem Strich Landes Besitz, und gab den Indianern Rum, um das Geschäft zu Ende zu bringen. Jetzt ist es ein beträchtliches Gut, welches ihm aber die Amerikaner seit dem Kriege mit allen Gebäuden u. s. w., die von wirklichem Werthe waren, weggenommen haben. Es liegt der Teutschen Niederung (*German flats*) gegenüber, hat aber bei weitem nicht so guten Boden. Vielleicht ist kein Land in Amerika besser zum Anbau geschickt, als diese sogenannte Teutsche Niederung.

Während des Amerikanischen Krieges brachte man von dem Mohawks-Flusse die besten königlichen Truppen zusammen, und jedermann mußte gestehen, daß sie an

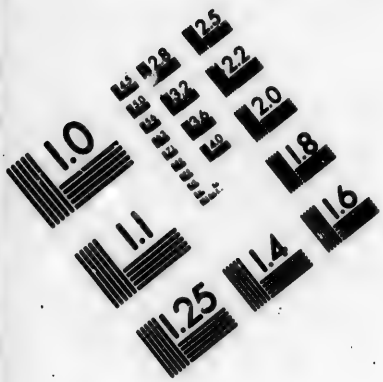
Standhaftigkeit, Tapferkeit und Treue ihres Gleichen nicht hätten. Die Regierung hat ihr Möglichstes gethan, viele von ihnen durch Länderschenkungen in Kanada und Neuschottland, und die Aermeren, die sich darum anzuhalten genöthigt sahen, durch Hausgeräthe zu belohnen. Sie sind jetzt in blühenden Umständen, und gewiß wird Großbritannien schätzbare Freunde und bei künftigen Ereignissen treue Verbündete an ihnen haben.

Während des strengen Wetters hatte ich Mühe, einer List des Indianers zu entgehen, der sich bei mir aufhielt, und den ich theils Marderfallen machen ließ, theils auf die Jagd schickte. Dieser Indianer ließ es sich einfallen, auf seine Frau, eine artige junge Indianerin von der Ratzen-Nation, eifersüchtig zu werden, und sie in Verdacht der Untreue zu ziehen.

Da mein Proviant zu Ende ging, und ich außer dem Indianer und seiner Frau nur einen treuen Kanadier im Hause hatte, so trug ich dem ersteren auf, eine Anzahl Marderfallen zu machen und sie auf zwei verschiedenen Wegen, oder in einer sogenannten Gabel (*Fork*) aufzustellen. Nachdem er wohl zweihundert verfertigt und sie mit daran befestigten Fischköpfen, wornach die Marder sehr begierig sind, im Holze aufgestellt hatte, kam er zurück, und ich belohnte ihn mit etwas Rum für seine Mühe. Eine lange Zeit ging er alle Tage regelmäßig hin, um sie zu untersuchen, und wenn er etwas brachte, erhielt er immer eine Belohnung, womit er zufrieden war. Als er aber verschiedene Tage nach einander immer mit leerer Hand zurück kam, trug ich ihm, statt ihn nach den Fallen sehen zu lassen, ein anderes Geschäft auf, worauf er keine Antwort gab. Ich eröffnete meinem Kanadier meinen Verdacht, und bat ihn, ein wachsames Auge auf den Wilden zu haben. Den anderen Tag fand ihn der Kanadier im Walde, wo er einige Repphühner zu seinem Essen bereitete. Abends, als er nach Hause kam, verweigerte ich ihm den Rum, den er forderte, und sagte ihm, er verdiene keinen

Diese Antwort mißfiel ihm; er sah mich bedenklich an, und antwortete: ich ginge nicht gut mit ihm um; ob er gleich nichts in den Fallen gefangen, hätte er doch eben so viele Mühe gehabt, und er fände sie gewöhnlich in solcher Unordnung, daß er den ganzen Tag damit zubringen müßte, sie wieder zurecht zu machen. Diese Entschuldigung bewirkte keine Veränderung in meinem Betragen, und ich sagte ihm, das Wetter wäre zu schlecht, als daß er Rum bekommen könnte. Nun merkte er denn wohl, daß ich ihn bearg-wöhnte und um seine Faulheit wüßte; daher schüttete sogleich sein Herz aus, und sagte mir freimüthig, daß er eifersüchtig auf mich wäre, und daß er nicht nach den Marderfallen ginge, um den Umgang zwischen seiner Frau und mir zu verhindern, der sonst, wenn er sich so weit vom Hause entfernte, leicht Statt finden könnte. Aus dieser Ursache hielte er sich in der Nähe des Hauses auf, um sie zu bewachen; denn er wüßte, daß sie verliebt in mich wäre: wenn ich ihm aber etwas Rum geben wollte, um den bösen Feind aus seinem Herzen zu treiben, so wollte er das ihm angethane Unrecht zu vergessen suchen.

Weil ich es für rathsam hielt, seinen Verdacht aus dem Wege zu räumen, gab ich ihm acht Flaschen Rum, eine Rolle Tabak, ein Hemde, ein Paar Strümpfe, ein Skalpirmesser und verschiedene Sachen für seine Frau. Nachdem er diese Geschenke empfangen hatte, rief er sie herbei, mit ihm zu trinken und dem Kaufmann aus fröhlichem Herzen für seine große Güte zu danken. Sie wurden bald lustig; er fing an zu singen, und ich hörte ihn folgende Worte wiederholen: „Ich kümmere mich nicht darum, wenn auch der Biber mein Weib liebt.“ Dieses gefiel mir nicht, weil ich wußte, daß seine Eifersucht, je mehr er trank, desto höher steigen würde; daher wandte ich alle Vorsicht an, seine Waffen in Sicherheit zu bringen, und ihn außer Stand zu setzen, mir zu schaden. Seine Frau, die in Zorn gerieth, als sie ihn die Worte so oft wiederholen hörte, raufte ihm das Haar aus, und zer-



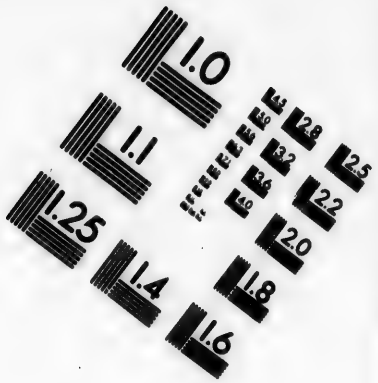
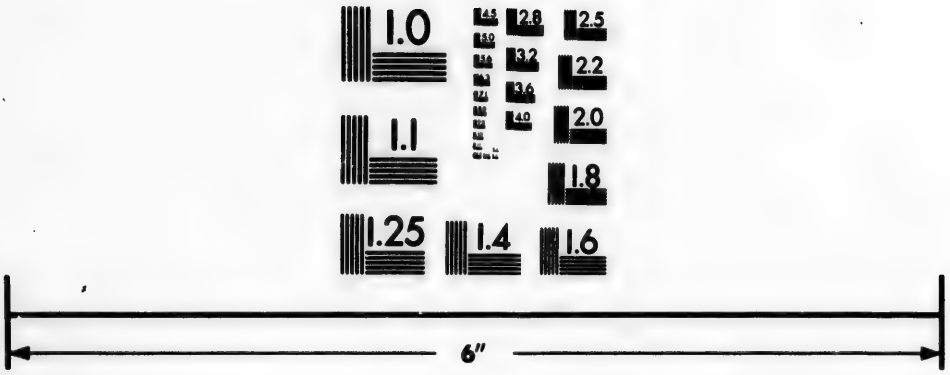
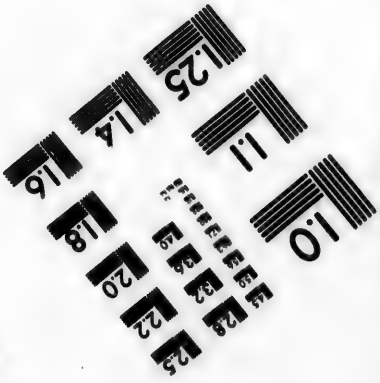


IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)





Photographic Sciences Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

kratzte ihm das Gesicht. Ich hielt dies für eine gute Gelegenheit, mein Mißfallen an den Tag zu legen, und sagte ihm: er sey ein Narr, daß er sich Eifersucht in den Kopf setze; ich hätte ihm Rum gegeben, um den bösen Geist aus ihm zu treiben, allein ich sähe wohl, daß er eine entgegengesetzte Wirkung hervorbrächte. Von seiner Frau verlangte ich weiter nichts, als daß sie mir Schnerschuhe machte und flickte, wofür ich sie immer bezahlte. Ja, rief die Frau, er ist ein Narr, Biber, und ich will ihn schlagen. Sie that es wirklich auf der Stelle, und schlug ihm eine Flasche an den Kopf; nun legte ich mich aber ins Mittel, und brachte sie von einander.

Sobald ich fort war, fing er das alte Lied wieder an, und sang so lange, bis ihm der Rausch verging. Beim Aufstehen kam er zu mir, und sagte: „Biber, ich habe in meinem Traum den bösen Geist gesehn, der mir sagte, der Kaufmann hätte mich beraubt.“ Ueber diesen Ausdruck aufgebracht, sagte ich ihm, seine Lippen sprächen niemals Wahrheit, und er wäre nicht gescheut. Zugleich schlug ich ihn tapfer, weil ich es für recht hielt, seine böse Laune zu unterdrücken. Als er wieder zur Vernunft gekommen war, sagte er mir: „Biber, du hast Verstand, ob du gleich meinen Leib buntschäckig geschlagen hast.“ Ich führte ihm nun die große Thorheit der Eifersucht zu Gemüthe; allein er war mürrisch, und antwortete nicht. Endlich rief er seine Frau, die aber zu fest schlief, als daß sie ihn hören konnte. Er rief sie noch einmal, und forderte seine Flinte, sein Tomahawk und sein Skalpirmesser; als er aber wieder keine Antwort erhielt, ward er sehr aufgebracht, und sagte: „Biber, ich will meinen Körper von mir werfen.“ Ich hielt es für dienlich, keine Antwort hierauf zu geben; nun warf er sich auf die Erde, und rief seine Frau zum drittenmal. Sie kam, und als sie sein mißvergnügtes Gesicht sah, sagte sie ihm, er sollte nicht ungehalten auf den Biber seyn; es wäre ein großer Krieger, der ihnen immer sein Herz öffnete. Er befahl ihr, eine hölzerne

Schale voll Wasser zu bringen und sie dem Biber sorgfältig zwischen die Beine zu setzen. Während sie das Wasser holte, sagte er zu mir: „Komm Biber, ich will dir zeigen, daß ich keinen Honig auf den Lippen habe, sondern Wahrheit sprechen will.“ Die Frau kam zurück, und setzte die Schale mit Wasser hin, wie ihr Mann es verlangte. Er ließ sie eine Weile stehen, und sagte dann: „Biber, tauche den Finger ins Wasser, und laß ihn drin, bis ich dir ihn herausziehen heiße.“ Ich gehorchte ihm mit Lachen, und nach wenigen Minuten zog ich auf sein Verlangen den Finger heraus. „Biber, höre nun an, du weißt, daß ein Ehemann diesen Namen hat, weil er Herr der Schwäche ist, und deswegen seine Frau beschützen soll; und du, als Kaufmann, solltest mir kein Unrecht zufügen. Damit ich dich aber nicht ungerechter Weise anklage, will ich dich nach meinen eignen Gedanken prüfen. Biber, sieh meine Frau an, und dann ins Wasser, und sage mir, wo du den Finger hingesteckt hast; wenn du es nicht sagen kannst, so hast du mich gewiß beraubt.“ Ich steckte meinen Finger wieder hinein, und zeigte ihm die Stelle. „Nein,“ sagte er, und sah seine Frau und mich ernsthaft an, „eben so wenig, wie du gewiß wissen kannst, ob dieses genau der Ort ist, wo du zuerst den Finger hinein steckteſt, eben so wenig kann ich gewiß seyn, daß du mich nicht beraubt hast; ob ich gleich eben so gut glaube, wie du, daß der Ort, auf den du zeigtest, der rechte war.“ Ich gerieth bei mir selbst über seinen Unglauben in Verwunderung; weil ich ihn aber nicht gern aufbringen wollte, sagte ich ihm: es thäte mir leid, daß er mich einer solchen Gottlosigkeit für fähig hielte; denn meine Seele wäre so ruhig, wie das ungetrübte Wasser. Ich gab ihnen noch einige Geschenke, und schickte sie fort, indem ich ihm einschärfte, mit seiner völlig schuldlosen Frau gut umzugehen. Beim Abschiede sagte er mit Lächelnd: Biber, du mußt dir einen andern anschaffen, der nach deinen Marderfallen sieht.

Der Ehebruch wird bei den Wilden gewöhnlich von dem Manne ganz summarisch bestraft; er schlägt entweder seine Frau sehr hart, oder beißt ihr die Nase ab. Für einen Kaufmann ist es äußerst gefährlich, sich in Verdacht zu bringen; denn wenn der Mann betrunken ist, steigt seine Eifersucht bis zur Raserei, und der Beargwöhnte mag schuldig oder unschuldig seyn, so muß er immer Rache erwarten. Wenn ein Indianer einmal in Bewegung geräth, so steigt sein Zorn nach Verhältniß des Rums, den er trinkt, ob er gleich bei nüchternem Muthe so klug ist, sich zu verstellen. Die unglücklichen Wirkungen des Rums bringen jeden eifersüchtigen Gedanken in Bewegung, und er kennt dann keine Gränzen, bis die Trunkenheit ihn ganz überwältigt oder die wiederkehrende Nüchternheit ihm die verlorne Vernunft wieder giebt.

Früh im April erhielt ich einen Brief von meinem Kollegen, Monsieur Jaques Santeron, am See Shabeechevan (Schabitschiwan,) der mir schrieb: er sey des Dienerlebens müde, und weil seine Arbeiten nicht gehörig belohnt würden, hätte er sich entschlossen, einen großen Coup mit einer Anzahl seiner Ballen zu machen, die er an die Hudsonsbay-Kompagnie zu verkaufen dächte. Morgen früh würde er mit vier Kanots von Birkenrinden sein Winterquartier verlassen, und er wolle mir die näheren Umstände auf eine Baumrinde schreiben, die er an einen von den krummen Bäumen am Fuße des großen Stroms nageln würde, falls ich geneigt wäre, des Weges zu gehen. Uebrigens schloß er mit großer Fröhlichkeit, und wünschte mir und allen meinen Freunden wohl zu leben.

Diese unangenehme Nachricht überraschte mich, und zwar um so mehr, da mir nie etwas Nachtheiliges von seiner Rechtschaffenheit zu Ohren gekommen war; ich fand mich dadurch in meiner Erwartung betrogen, weil ich gehofft hatte, daß er auf seiner Rückreise nach dem Pays plat mein Winterquartier passiren würde.

Indeß hielt ich es für meine Pflicht, mein möglichstes zu thun, um einem so großen Verluste meiner Herren vorzubeugen; daher ersuchte ich Kesconeeck (Kesconik), den Anführer, und zwanzig Wilde, unter dem Versprechen sie für ihre Mühe zu belohnen, mich nach den krummen Bäumen zu bringen. Wir machten uns mit der größten Eile auf den Weg, und erreichten nach wenigen Tagen die Stelle, wo ich das erwähnte Stück Baumrinde sah, und Folgendes mit Kohlen darauf geschrieben fand: *Adieu mon cher ami. Je prends mon départ avec courage, et j'attends une bonne vente pour ma pelleterie. De bon coeur je vous souhaite la prospérité; faites mes complimens à tous mes amis — au révoir, mon cher compagnon!*

Ich machte dem Anführer den Inhalt dieser Worte verständlich. Er sagte mir hierauf: es wäre ein böser Geist, und es würde unmöglich seyn, ihn einzuholen, da er schon sechs Tage vor unserer Ankunft abgereist wäre, und nicht mehr weit vom Eingange des Nord-Flusses, der nach Hudsonsbay führt, seyn könnte; wenn ich ihm nachsetzte, würde ich nicht zeitig genug zurückkommen, daß ich mit den Indianern um die große Jagd handeln könnte. Wir kehrten also wieder um, und es that mir sehr leid, eine Reise umsonst gemacht zu haben; denn ich sah wohl ein, daß er nie wieder nach Kanada zurückkommen würde, um seinem Principal Entschädigung zu geben.

Bald nach meiner Zurückkunft langte die große Bande mit ihrer ganzen Winterjagd an, die sie Kitschi Artawway nennen. Sie besteht aus etwa dreißig Familien, jede von zwanzig Personen. Wer die meisten Weiber hat, wird für den besten Jäger gehalten, weil er sie durch seinen Fleiß ernähren muß. Die Indianer lachen die Europäer aus, daß sie nur Ein Weib haben, und zwar auf lebenslang; denn sie glauben, der gute Geist hätte sie geschaffen, um glücklich zu seyn, und nicht länger zusammen zu bleiben, als ihre Gemüthsarten und Neigungen sich vertrügen.

denn

Als der Tauschhandel mit ihren Fellen und Pelzen geschlossen war, forderten sie Rum; ich sagte ihnen, ich hätte nur noch ein kleines Fäßchen, das ich ihnen bei ihrer Abreise geben wollte. Sie waren es zufrieden, und als sie im Begriff standen, sich einzuschiffen, befahl ich einem Kanadier, es in das Kanot des Anführers zu legen.

Nunmehr hatte ich alle meine Waaren abgesetzt, und bloß einige wenige Artikel und etwas Rum zurückbehalten, im Fall mir auf meinem Rückwege nach dem Pays Plat eine Gelegenheit zum Tauschhandel mit Indianern aufstieße. Wir packten unser Pelzwerk auf, und verließen am 23sten Mai den See la Mort, mit vier reichlich mit Biber-, Otter-, Minx-, (oder kleinen Otter-) Marder-, Fuchs-, Wolfs-, Vielfraß-, Luchs- und Bärenfellen beladenen Kanots.

Ehe ich meine Reisegeschichte weiter fortsetze, will ich beschreiben, auf welche Art die Indianer den weißen Bären und den Büffel tödten. Der große weiße Bär, gewöhnlich der graue (*grisly*) Bär genannt, ist ein sehr gefährliches Thier. Wenn die Indianer ihn jagen, gehen ihrer meistens sechs bis acht in einem Haufen zusammen. Sobald sie ihn zu Gesichte bekommen, schließen sie einen großen Kreis, und suchen ihn zu umzingeln. Ist er im Gehen begriffen, so schießen sie nach ihm; meistens aber findet man ihn im Winter an den Tatzen saugen. In diesem Falle gehen sie näher und schließen eine doppelte Reihe, damit das Thier zwischen ihnen hinlaufen kann. Alsdenn wird einer aus dem Haufen abgeschickt, der auf den Bären schießt, und ihn meistens verwundet. Der Bär springt dann auf, um den Indianer zu verfolgen, der zwischen die Reihen läuft, wo die übrigen auf das Thier schießen, und es bald niedermachen.

Der Büffel ist bekanntlich ein außerordentlich starkes Thier. Die Indianer sagen, sein Kopf sey kugelfest; deswegen schießen sie immer auf den Leib, wo sie nach dem Herzen zielen. Wenn sie nach diesem Thiere ausgehen, so errichten sie eine Meile weit an jeder Seite des Weges hin

und

und wieder kleine Schneehütten; in jeder derselben steht ein Indianer mit Bogen und Pfeil, um, wenn der Büffel vorbei kommt, auf ihn zu schießen, welches sie dem Schusse mit Pulver und Kugeln vorziehen, weil es die übrigen Thiere der Heerde nicht erschreckt. Der Schnee verhindert den Büffel, die Indianer zu riechen, ob er gleich einen sehr scharfen Geruch hat. Sobald das Thier fällt, versetzen sie ihm den Todesstreich mit dem Tomahawk.

Am 4ten Julius kamen wir zu Portage Plain, oder der Ebne des Trageplätzes an, die so genannt wird, weil es ein kahler, beinahe meilenlanger Felsen ist, der an den See Alemipigon gränzt. Wir lagerten uns um Sonnenuntergang. Außer den sechzehn Kanadiern erhielt unsre Parthei eine ansehnliche Verstärkung durch zwanzig von den Stör- und Nipegon-Indianern, die uns, dem gewöhnlichen Gebrauche gemäß, begleiteten, um uns an den Trageplätzen hülfreiche Hand zu leisten. Den Tag vor unserer Abreise holten uns einige Kaufleute ein, die sich ebenfalls lagerten. Sie erzählten uns, daß ein Haufe Indianer, Feinde der Nipegons, in der Nähe wären, und baten mich, es den Wilden bekannt zu machen. Die Stör-Indianer verließen uns vor ihrer Ankunft, und die Anderen hätten ebenfalls gern das Feld geräumt; da ich ihnen aber sagte, daß ich auf meiner Reise ihres Beistandes bedürfte, so entschlossen sie sich, obgleich sehr ungern, zu bleiben.

Wir sahen bloß einige Kanots, und in Zeit von einer halben Stunde stiegen die Indianer ans Land. Sie waren von der Nation der Wassen, und lebten in stetem Kriege mit unseren Wilden. Als ein abgesondertes Volk verbinden sie sich selten mit anderen Stämmen, sind beständig auf der Jagd, und lassen sich nur im Frühling und Herbste sehen. Wir nahmen sie sehr freundschaftlich auf, und nach den gewöhnlichen Begrüßungen machten wir einander gegenseitige Geschenke. Sie sagten mir, einige Indianer am See la Mort hätten ihnen von mir

erzählt, und wünschten mich zu sehen, ehe ich nach Michillimakinak, oder nach ihrer Sprache Tekodondoraghie, zurückginge.

Ich merkte bald, daß meine Indianer unruhig waren, und suchte sie von einander entfernt zu halten; allein alle meine Vorsicht war unnütz, und noch vor meiner Abreise verursachte ihr gegenseitiger Haß eine traurige Katastrophe.

Sobald unsre Indianer ihre Hütten aufgeschlagen hatten, hoben sie ihre Arznei-Gesänge an, um die Wassen zu bewegen, daß sie an einem Schmause Theil nehmen sollten, den sie in der Absicht, allem Streite unter ihnen vorzubeugen, zu bereiten vorgaben. Allein ich wußte, daß sie keinen andern Proviant hatten, als den ich bei ihnen fand; daher vermuthete ich, daß ihre Absichten nicht so friedlich wären. Aus dieser Ursache fragte ich einen Knaben aus ihrem Haufen, wie es käme, daß sie ein Fest anstellen wollten, ohne Vorrath dazu zu haben? Er antwortete: die Wassen hätten ihnen ein Geschenk von trocknem Fleisch gemacht, und damit, nebst einigen Heidelbeeren, die sie gespart hätten, wollten sie ihre Gäste bewirthen. Diese Antwort bestärkte mich in meinem Verdachte: denn sie stellen nie ein freundschaftliches Fest an, ohne den Kaufmann einzuladen; und da man mir itzt nichts sagte, so fürchtete ich üble Folgen von ihrer Zusammenkunft.

Ich ward in meinen Betrachtungen über diese unangenehme Aussicht, und über die Mittel, Unglück zu verhindern, durch einen Wilden (Ayarbi, oder der dicke Mann) unterbrochen, der mich aufsuchte, um mich von einem verabredeten Plane zum Verderben der Nipegon-Indianer zu benachrichtigen, den eine alte Frau von dem Stamme der Wassen ihm eröffnet hatte.

In Zeit von einer Stunde waren die Hütten der Nipegon's bereit, die erwarteten Gäste zu empfangen, die ihrer Seits sich in einer mit Zedern und Büschen umgebenen Schlucht, dicht am See, gelagert hatten. Die Nipe-

gons waren entschlossen, die Absichten ihrer betrügerischen Gäste zu vereiteln und ihre Treulosigkeit zu strafen; zu dem Ende machten sie Löcher in die Rinde ihrer Hütten, und stellten ihre mit grobem Schrot geladenen Flinten hinein. Jeder trat auf seinen Posten; die Wassen, achtzehn an der Zahl, stiegen den Hügel hinauf, um das Fest zu genießen, und hatten sich mit Messern und hölzernen Schalen versehen, womit sie auf ein verabredetes Zeichen über die Nipegons herzufallen dachten. Allein sie wurden jämmerlich betrogen; als sie bis auf dreißig Schritte an die Hütten der Nipegons herangekommen waren, ward auf sie geschossen und die ganze Anzahl auf der Stelle getödtet, ein vierzehnjähriges Mädchen ausgenommen. Dieses Mädchen war verwundet, kam aber dennoch mit einer Flinte heran, die sie einem Indianer, der sie aus der Welt schaffen wollte, weggerissen hatte; sie schos dem Ayarbi durch den Kopf, und ward selbst bald darauf von einem Nipegon-Knaben eben des Alters, der schon in so früher Jugend alle Grausamkeit des entschlossensten Anführers zeigte, mit dem Tomahawk erschlagen und skalpirt.

Dies war der Lohn der Verrätherei! Zwar konnte ich in meinem Herzen das Betragen der Nipegon-Indianer nicht mißbilligen; doch trauete ich ihnen nicht, und hatte eben den Entschluß gefaßt, mich von ihnen zu trennen, als ihr Anführer zu mir kam, und mir sagte: es thäte ihm leid, daß seine Parthei mich nicht weiter begleiten könnte; sie fürchteten, ob sie gleich nur zu ihrer Selbstvertheidigung gehandelt hätten, die Rache der Wassen, wenn diese den Vorgang erführen, und wollten sich lieber von dannen machen. Nicht lange darauf stießen sie ihre Kanots vom Ufer ab, und verließen mich zu meinem großen Vergnügen. Den anderen Tag kam eine Parthei Indianer zu uns, denen ich den unglücklichen Vorfall erzählte. Sie erschraken und meinten, die Nipegon-Wilden würden ihr rasches Verfahren bereuen müssen, ob sie gleich recht gethan hätten, sich gegen die Absichten der Wassen zu sichern. Sie

fragten mich, ob ich ihre Ballen bekommen? denn sie wüßten, daß sie eine gute Jagd gehabt und reiches Pelzwerk mitgebracht hätten. Der Vorfall war mir um doppelt unangenehm, weil ich sonst meinen Vorrath gewiß beträchtlich vermehrt, und meine Herren noch zufriedener mit mir gemächt haben würde, ob ich gleich bereits eine große Menge Waaren hatte und mich meines glücklichen Erfolges erfreuen konnte. Die Nipegons packten vierzehn Ballen trocknes Fleisch zusammen, die sie mitnahmen; die Pelze und Häute aber hatten sie in den Wäldern versteckt, und sie sind meines Wissens nie wieder gefunden worden.

Wir setzten unsre Reise nach dem Stör-See fort, wo wir bald nach unserem Anlanden eine große Menge wilder Vögel schossen und Fische in Ueberfluß fingen. Hier trafen wir funfzig von den Hawoyzask oder Natzen-Indianern, mit denen ich nur einen kleinen Tauschhandel, hauptsächlich mit Rum, treffen konnte, weil ich bereits alle meine Indianischen Waaren weggegeben hatte.

Wir verschoben unsre Reise noch eine Zeitlang, um meine Neugier zu befriedigen. Eine junge Indianerin ward krank, und der Anführer bat mich zu bleiben, um die wunderbare Wirkung ihrer Arznei anzusehen; denn, sagte er, sie befände sich so übel, daß sie ohne unmittelbare Hülfe bald ihre Heimath verändern müßte. Der Arzt sagte: der Matschi Mannitu, oder der böse Geist, hätte die Bärenklauen an sie gelegt; aber seine Arznei würde sie wegschaffen. Man schlug eine Hütte auf, und das Mädchen ward bis auf den Matschikoaty, oder Unterrock, ausgezogen, mit Roth bemalt, und mit Ruß und Bärenfett überstrichen. Sie gerieth in einen starken Schweiß, der bald ihr Uebel linderte. Während der Operation wandte sich der Arzt an den Herrn des Lebens, flehete seinen Beistand an, und dankte, daß er ihm die Kunst verliehen hätte, die Gesundheit wieder herzustellen. Er gab ihr darauf einen Absud von Wurzeln, wodurch sie vollkommen genas. Ich konnte nicht umhin, die Kunst und Geschicklichkeit sei-

nes Verfahrens zu bewundern, ob ich gleich ihre Genesung lediglich dem starken Schweiße zuschrieb.

Vor unserer Abreise ward eine Frau von einem schönen Knaben entbunden, und ich freuete mich über die Zärtlichkeit der Mutter, als das Kind ihre Milch trank, welche sie in ihrer Sprache mit einem sehr kräftigen Ausdruck: Tutuschonarbo, oder den Saft der menschlichen Brust, nennen. Auch der Mann war sehr aufmerksam, und spielte die Rolle eines zärtlichen Vaters. Ich gab ihm etwas Rum, um sein Herz zu erfrischen und auf meine Gesundheit zu trinken. Das Geschenk schien ihm große Freude zu machen; er wandte sich an den großen Geist, und dankte ihm für die glückliche Entbindung seiner Mentimoye (Frau,) sah mich mit Rührung an, und sagte: er dankte mir sehr für die ihm gegebene Stärkung; ich müßte gewiß ein tapferer Krieger seyn, setzte er hinzu, weil ich zu einer Zeit, wo sie es so sehr bedurft hätten, so großmüthig gegen ihn und seine Frau gewesen wäre. Der kleine Krieger schrie, und der Vater merkte an, er wollte mir seine Dankbarkeit für meine Güte gegen seine Eltern bezeugen, und dies wäre nur der Widerhall seines eigenen Athems, um die Güte des Saggonasch, oder Engländers, zu preisen. Als ich in mein Kanot stieg, sagte er: „Biber, sey stark! du wirst immer einen offenen Weg unter den Nipegon-Indianern finden, und darum kehre zurück so bald du kannst. Ich werde indessen Sorge tragen, allen Indianern deine Güte zu erzählen; und wenn wir uns wiedersehen, werden wir, hoffe ich, eine gute Jagd haben und dich mit Pelzen und Häuten für deine Großmuth belohnen können." Ich sagte ihm: von jeher hätte ich die Indianer geliebt, und seitdem ich von den Tschippewähs adoptirt wäre, sähe ich mich als einen von ihrem Stamm an. Ich würde so bald als möglich mit einer Menge Waaren für ihre Familien wieder zurückkommen; seine Liebe dränge mir durchs Herz, und ich bäte ihn und seine Frau, noch ein Glas von dem starken Wasser zum Abschiede anzunehmen.

Am 10ten August kamen wir nach Pays Plat, wo ich einige Handelsgefährten antraf, welche verschiedene Gegenden der Inlande, besonders des Nordwesten, besucht hatten. Hier warteten wir auf frische Waaren von unseren Herren, und zehrten von dem Ueberrest unseres Proviants, den wir zusammentrugen. Wir liessen uns bei dem dürftigen Vorrathe wohl seyn, und erzählten einander unsere verschiednen Abentheuer. Keiner von den Anderen aber hatte solches Ungemach erlitten wie ich, Herrn Shaw ausgenommen, den ich am See Manontoye glücklich befreiete; die übrigen Kaufleute hatten weit von mir auf dem Wege, wohin man über den grossen Trageplatz kommt, überwintert.

Bald nach unsrer Ankunft schickten unsre Herren ihre Agenten mit einem frischen Vorrath von Kaufmannsgütern und Proviant, welches uns ausserordentlich willkommen war, da wir seit langer Zeit weder Talg noch Korn mehr gehabt und vierzehn Monate von Michilimakinak entfernt gelebt hatten. Ich lieferte meine Pelzladung ab, die aus hundert und vierzig gutkonditionirten Ballen bestand, und belud die Kanots mit den frischen Waaren. Darauf nahm ich von meinen Gefährten Abschied, und schickte mich zur Abreise nach den Inlanden an, um noch ein Jahr bei den Nipegon-Wilden zu überwintern. Ehe ich aber meine Abentheuer des zweiten Jahres erzähle, kann ich nicht umhin, einige Bemerkungen über die Unannehmlichkeiten zu machen, welche das Indianische Leben, besonders für Kaufleute und Dolmetscher, hat.

Mein Gehalt belief sich auf hundert und funfzig Pfund des Jahrs, eine Summe die ich bei meiner Kenntniß der Tschippewäh-Sprache gewiß verdiente. Ich ward blos mit Korn und Talg nach den Inlanden geschickt, ohne daß ich auf andre Lebensmittel rechnen konnte. Der Fischfang hängt grösstentheils von der Jahrszeit ab, so wie die Fleischspeisen von der Ankunft der Wilden;

und ob ich gleich im Ganzen bei meinen Wasserjagden glücklich war, und öftere Lieferungen von den Indianern erhielt, so war es doch ein mißlicher Lebensunterhalt, und am See la Mort litt ich großes Ungemach.

Ich hatte sechzehn Leute, und außerdem einen Indianer und seine Frau bei mir, die unter meinen Befehlen standen, für deren Unterhalt ich sorgen mußte, und von deren fortdauernder Gesundheit mein Daseyn großentheils abhing. Weil ich als der einzige, der die Sprache verstand, immer bei der Hand seyn mußte, im Fall Wilde ankämen, so hatte ich wenig Gelegenheit zu jagen, und durfte eben so wenig das Haus verlassen, um zu sehen, ob die Kanadier ihre Pflicht thäten oder nicht. Ich schwebte also in steter Angst, und sah mit Ungeduld dem Frühlinge, der mich befreiete, entgegen.

Die stete Aufmerksamkeit, die man darauf richten muß, daß die Waaren keine Beschädigung leiden; die beständige Furcht und Besorgniß, von einem Haufen Betrunkener geplündert zu werden; die Nothwendigkeit, Beleidigungen zu erdulden, ohne sie einmal ahnden zu dürfen; und — wenn ich nun alle meine Waaren angebracht und einen glücklichen Fang gethan hatte — die peinliche Angst, bis die Früchte meiner Arbeit sicher in den Händen meiner Herren waren: alles dieses macht eine solche Lage vielleicht zu der elendesten, die man sich denken kann, und ich bin oft erstaunt, wie ich mich habe in eine Verpflichtung einlassen können, wobei ich die Blüthe meiner Tage mit einem Handel verderben mußte, dessen Mühseligkeiten und Gefahren kein Gehalt vergüten kann. Ich glaube, nur die schmeichelhafte Idee, als Dolmetscher vor Anderen einen Vorzug zu haben, konnte mich bewegen, in einem so beschwerlichen Stande zu bleiben, und ich muß mit der Bemerkung schließen: daß, so tadelnswerth ein Mann vielleicht ist, der diesem Stolze nachhängt, er doch bei den freier Denkenden leicht Verzeihung finden wird, weil man weiß, daß er allein darunter leidet. Eigenliebe ist nun einmal die Triebfeder

des Menschengeschlechtes, und der, über welchen sie die meiste Herrschaft übt, muß unter ihren Folgen erliegen, oder sich dadurch aufrecht halten.

Zweite Expedition.

Abermaliger Winteraufenthalt bei den Nipegon-Indianern. Vorhaben eines Indianers, uns zu plündern. Unfall eines Indianischen Oberhauptes. Gefahr, von einem Indianischen Landstreicher ermordet zu werden. Ermordung des Kaufmanns, Joseph la Forme.

Am 15ten August verließ ich Pays Plat mit vier Kanots aus Birkenrinden, und mit eben den Leuten, die am See la Mort mit mir überwintert hatten, und langte bei dem Flusse la Pique an, der in den See Superior fällt. Dieser Fluß ist auf einer Strecke von etwa sieben Meilen sehr krumm und außerordentlich tief. Es giebt in ihm Ueberfluß an Fischen, besonders Hechten, woher er auch seinen Namen erhalten hat. *) Bei unserem Landen stießen wir auf eine große Anzahl Tschippewähs und einige Indianer von der Ratzen-Nation, die sogleich ein Mahl von trockenem Fleisch, Fischen u. s. w. für uns bereiteten. Es befand sich ein gewisser Indianer, Namens Ogaschy, oder das Pferd, unter ihnen, der von seinem Stamme selbst für einen bösen Indianer gehalten wurde und um dessentwillen ich während meines dortigen Aufent-

*) Entweder muß man in Kanada das Englische Wort *Pike* auch im Französischen angenommen haben, oder der Verf. verfällt hier in einen Irrthum. K.

haltes sehr auf meiner Hut war. Ich handelte mit ihnen um ihre Häute und Pelze, und gab ihnen Rum, wovon sie drei Tage und Nächte lang ein Gelag hatten, in welchem fünf Männer getödtet und eine Frau gefährlich verbrannt wurde. Als der Rausch vorüber war, stellten sie, wie gewöhnlich, Betrachtungen über ihr thörichtes Betragen an, und alle, Ogaschy ausgenommen, bezeugten großes Leid darüber. Dieser hingegen schien sich vielmehr über das geschehene Unheil zu freuen, und ich erfuhr vor meiner Abreise, daß er mich umzubringen und den Vorrath zu plündern Willens wäre. Um seine schändliche Absicht zu vereiteln, suchte ich ihn in guter Laune zu erhalten, und ließ ihn in meiner Hütte schlafen; eine Höflichkeit, die ihm sehr zu gefallen schien und ihn für diese Zeit wenigstens von seinem Vorhaben abhielt. So wenig ich auch an seiner Gesellschaft Geschmack fand, hielt ich es doch für das Klügste, meinen Feind im Gesichte zu behalten. Des Morgens gab ich ihm ein Glas Rum, und versprach, ihm ein Fäßchen von zwei Maaß mitzugeben, welches, wie die Indianer sich ausdrücken, den bösen Feind aus seinem Herzen trieb. Als meine Leute alles zum Einschiffen bereit hatten, gab ich dem Anführer des Haufens den Branntwein, und ohne daß die übrigen es wußten, dem Ogaschy eine Flasche mit Rum mehr, unter welchen ich eine Quantität Laudanum gemischt hatte. Ohne hiervon etwas zu vermuthen, setzte er die Flasche an den Mund, sagte: „auf deine Gesundheit, Freund!" und that einen herzhaften Zug, wodurch er bald betäubt und in einen tiefen Schlaf versenkt ward. Ich erfuhr nachher, daß er zwölf Stunden darin geblieben, und außer Stand gesetzt worden wäre, Unheil anzustiften, und daß bald nachher ein Indianer, der Haß gegen ihn hegte und nur eine Gelegenheit zur Befriedigung seiner Rache suchte, ihn mit dem Tomahawk aus der Welt geschafft hatte. Sein ältester Sohn verbrannte ihn, und befestigte seine Gebeine auf einer hohen Stange, weil er das Oberhaupt des Stammes war.

Wir setzten unsere Reise fort, und erreichten einen kurzen Trageplatz, Portage la Rame genannt, wo wir uns neun Tage aufhielten, weil der Wind uns entgegen war. Wir fanden hier eine Menge Indianer in eben der Lage.

Sobald man mit Sicherheit über den See Superior gehen konnte, verfolgten wir unsre Reise über stark abschüssige Stellen (*rapids*), wobei wir immer im Wasser waten und an unseren Füßen viel ausstehen mußten. Bei solchen Gelegenheiten, wo große Anstrengung nöthig ist, wird aller Unterschied bei Seite gesetzt. Es heißt, so der Herr, so der Diener; der Herr muß so gut arbeiten, wie die Anderen, um sie zu schnellerer Erfüllung ihrer Pflicht aufzumuntern und allen Anlaß zu Beschwerden zu vermeiden.

Da der Wind günstig war, so gingen wir weiter nach dem Kranichbeeren-See (*Cranberry-Lake*) der wegen der großen Menge Kranichbeeren, die in den Sümpfen wachsen, so genannt wird. Wir machten hier Halt, um uns nach der großen Ermüdung, die uns das Arbeiten gegen die Strömungen verursacht hatte, wieder auszuruhen; da uns aber hier sonst nichts zurückhalten konnte, setzten wir, sobald unsre Kräfte es erlaubten, unseren Weg nach einem kurzen Trageplatze, *la grande Côte de la Roche* genannt, am Eingange des Nipegon-Flusses fort. Dieser Platz ist eine große Felsenkette, die man passiren muß, um den in meiner vorigen Reise erwähnten großen Wasserfall zu vermeiden. Wir waren um diese Zeit mit wenig Fleischspeisen versehen, erlegten aber zu gutem Glück in der Mitte des Trageplatzes drei große Bären. Damit hielten wir uns einige Tage hin, und noch außerdem räucherten und dörrten wir etwas von dem Fleische, um es mit uns zu nehmen.

Von la Grande Côte de la Roche gingen wir nach dem See le Nid au Corbeau, oder Krähen- (Raben) nest-See, der zwei hundert Meilen im Umkreise hat,

und in welchen viele kleine Flüsse fallen. Auch sind verschiedene Inseln darin, die den Indianern eine große Menge Geflügel liefern. Bären findet man hier in großer Menge, so wie eine erstaunliche Anzahl Biberdämme, die in krummer Richtung gegen zehn Meilen weit laufen. Die Tschippewähs gehen hier auf die Jagd, und finden eine Menge Wild.

Der Leser wird sich erinnern, daß ich in meiner ersten Reise Nachricht von einem anderen sehr kleinen Krähennest-See gab, in dessen Mitte eine Insel mit hohen Palmbäumen ist. Man darf sich nicht wundern, daß es in einem so großen Striche Landes zwei Oerter von einerlei Namen giebt.

Während unseres Aufenthaltes kam ein Haufe Indianer vom See Arbitibis, die mit ihrem Rauchhändler sehr unzufrieden schienen. Sie wollten nach Machillimakinak gehen; als sie aber fanden, daß ich ihre Sprache verstand, ließen sie sich mit mir in Tauschhandel ein, und machten mir ein Geschenk von Fleisch und Fischen. Hier ereignete sich ein Zufall, der beinahe sehr unglücklich für mich abgelaufen wäre, aber mir in der Folge sehr nützlich war, weil er mich in allen Verhandlungen mit den Wilden behutsamer machte. Einige von den Oberhäuptern wünschten meine nordwestlichen Flinten zu sehen, und ich war genöthigt, ihnen einen Kasten voll davon zu öffnen, ob ich es gleich ungern that, da ich bei dem schönen Wetter mein Winterquartier zu erreichen wünschte, ehe tiefer Schnee fiele. Als sie die Flinten besehen hatten, luden sie viere, und legten sie neben den Kasten, um sie zu versuchen, indeß ich mich beschäftigte, die Waaren wieder in Ordnung zu bringen, die, während ich sie ihnen hinlangte, unter einander gerathen waren. Sobald ich dies Geschäft verrichtet hatte, nahm ich sorglos eine Flinte, ohne zu wissen, daß sie geladen war, und schnappte den Hahn ab. Unglücklicher Weise schoß ich einem Oberhaupte das Ohr weg, und hätte beinahe selbst die Augen verloren, weil das Pulver

mir ins Gesicht flog. Der Schuß ging so schnell los, und schien so vorsetzlich geschehen zu seyn, daß das Oberhaupt mir in harten Ausdrücken die ihm angethane Beleidigung vorwarf und Rache drohete. Ich überzeugte ihn indeß bald, daß es nur Zufall gewesen sey, und tröstete ihn durch einige Geschenke über den Verlust seines Ohrs, das sehr schön und groß, ohne Spalte und deshalb nach seiner Meinung von hohem Werthe war. Wir konnten es als ein großes Glück ansehen, daß ich ihn nicht erschossen hatte, weil sonst der ganze Trupp uns gewiß seiner Rache geopfert haben würde.

Die Indianer setzen etwas darin, große Ohren zu haben, und dehnen sie so sehr als möglich aus, weshalb sie ihnen leicht abgerissen werden. Bei ihren Trinkgelagen ist es sehr gewöhnlich, sie zu verlieren; wenn sie aber nur zerrissen werden, so schneiden sie sie mit einem Messer gleich, und nähen die Stücke mit einer Nadel und Hirschsehnen zusammen, schwitzen dann in einer warmen Stube, und sind wieder so fröhlich wie zuvor.

Den anderen Tag nahmen wir Abschied, und setzten unsre Reise nach Schekarke Sakiegan oder dem Skunk-See fort, worin ein schneller Strom ist, in dessen Falle man eine Menge Gänse und Enten findet. Wir jagten hier einen Tag, und thaten einen glücklichen Fang. Den folgenden Morgen mit Tagesanbruch schifften wir uns ein, und behielten schönes Wetter, bis wir am See Schabeechevan (Schabitschivan), oder dem Unkraut-See, anlangten. Dieser See hat hundert und achtzig Meilen im Umkreise; er ist voll kleiner Inseln, sehr fischreich, und liegt ungefähr sechs Tagereisen von dem See La Mort. Die Sümpfe in dieser Gegend sind voll von wildem Reis und Kranichbeeren.

Meine Herren erlitten vergangenes Jahr einen Unfall bei diesem See, da einer von ihren Dienern, Jakob Santeron, ihnen mit einer Ladung von Werth durchging. Ich sah mich nach dem Hause um, welches er errichtet

hatte, konnte aber nicht die mindeste Spur davon entdekken. Wahrscheinlich fühlte er sich bei der Aussicht, sein eigener Herr zu werden, so wohl, daß er ein Freudenfeuer daraus machte. An der äußersten Spitze dieses Sees ist ein Wasserfall, der aus einem Flusse eben des Namens läuft, und unmittelbare Kommunikation mit den Gewässern hat, die innerhalb der Gränzen des Hudsonsbay-Gebietes vom Fort Albany fließen. Es sind ungefähr dreißig Tagereisen über neunzehn Tragteplätze und Bäche, außer vierzehn abschüssigen Stellen (*rapids*), welche die Reise sehr verzögern. Die Indianer gehen ohne die mindeste Furcht die starken Strömungen hinunter, und selten stößt ihnen etwas zu. Sie legen die Reise in dem dritten Theile der Zeit zurück, die sie zum Hinaufgehen brauchen, und beschädigen dabei ihre Kanots nicht, die oft, wenn sie gegen den Strom gehen, ganz unbrauchbar werden, so daß sie genöthigt sind, neue zu machen, ehe sie ihre Reise fortsetzen können. Glücklicher Weise fehlt es ihnen aber nie an Birkenrinden, und sie besitzen so viele Fertigkeit, daß sie in Zeit von drei Tagen ein Kanot zu Stande bringen, welches für drei Leute und ihre Lebensbedürfnisse groß genug ist und Raum für ihre Pelze und Häute hat. An diesem See halten sich gegen hundert und funfzig gute Jäger auf, die eine Menge Ball-n von Biberfellen u. s. w. fertig machen. Dieses war ein Bewegungsgrund, mich hier niederzulassen, wozu noch die Aussicht auf eine reichliche Lieferung von Fischen, Reis und Kranichbeeren kam, welches eine zu wichtige Beihülfe für den Winter ist, als daß man sie von der Hand weisen sollte. Nachdem ich die Kanots in Sicherheit gebracht und meine Leute mit guter Brühe erfrischt hatte, überließ ich ihnen die Aufsicht über die Waaren, und nahm zwei Indianer mit, um mir einen bequemen Platz zur Erbauung eines Hauses zeigen zu lassen. Sobald wir ihn gefunden hatten, errichteten wir ein funfzig Fuß langes und zwanzig Fuß breites Gebäude, und theilten es in zwei Zimmer: eins für die Kaufmannswaaren, und eins zum

gewöhnlichen Gebrauch. Den Rum versteckten wir in den Wäldern, und nachdem alles gehörig geordnet war, brachten wir das Fischergeräth in Ordnung. Die Seen fingen jetzt an sehr stark zu gefrieren; ich theilte also meine Leute in zwei Theile, wovon der eine fischen, und der andre (einen Mann, den ich immer im Hause behielt, ausgenommen) Brennholz für den Winter anschaffen mußte. In Zeit von drei Wochen war ein hinlänglicher Vorrath Holz bei dem Hause aufgeklaftert, und die Holzfäller schlugen sich zu den Fischern. Sie fingen eine große Menge, und wir fühlten uns glücklicher als im vorigen Jahre, weil wir keinen Hunger fürchteten.

In Zeit von zehn Tagen kam ein zahlreicher Haufe Indianer mit ihrer Herbstjagd, von denen ich noch niemals einen gesehen, weil ich noch nie so weit im Lande überwintert hatte. Sie schienen sich sehr zu freuen, einen Rauchhändler anzutreffen, und vorzüglich einen, dem ihre Sprache bekannt war. Als ich ihnen aber sagte, daß ich ein Bruder Krieger wäre, und ihnen die Zeichen der Adoption in meinem Fleische zeigte, stieg ihre Freude aufs höchste. Die Weiber mußten uns sogleich Hütten erbauen und ein Gastmahl bereiten. Während dessen kamen die Indianer einer nach dem andern in mein Haus, setzten sich auf die Erde, fingen an zu rauchen, und sahen sehr vergnügt aus. Als ich ihnen Tabak und andere Indianische Waaren gegeben hatte, fiel mir ihr alter Anführer, welcher Matoyasch oder die Erde hieß, um den Hals, küßte mich und redete mich folgendermaaßen an:

„Ich danke dem Herrn des Lebens, daß er uns Indianer liebt und uns an diesem Tage einen Englischen Rauchhändler schickt, der mir und meinen jungen Leuten sein Herz öffnen wird. Faßt Muth, junge Leute! laßt eure Herzen nicht verschlossen seyn und werft den bösen Feind von euch! Wir alle lieben die Englischen Rauchhändler; denn wir haben gehört, daß sie Mitleid gegen die Wilden fühlen. Wir glauben, daß sie ein offenes Herz haben,

und daß ihre Adern so hell laufen wie die Sonne. Es ist wahr, wir Indianer haben nicht viel Verstand, wenn wir betrunken sind; allein ich hoffe, du wirst daran nicht denken, und wenn du bei uns bleiben willst, wollen wir tapfer für dich jagen."

Als er seine Rede geendigt hatte, standen sie alle auf, faßten mich bei der rechten Hand, und führten mich nach ihrer Hütte. Gleich beim Eintritt stellte mich einer der Krieger auf einen großen Biber-Rock, der für mich zurecht gemacht war, und schlang mir einen Wampum-Gürtel um den Hals, indem sie die ganze Zeit über, während ich mit ihrem Anführer aß, Lieder an den Herrn des Lebens sangen. Nach geendigtem Feste nahm ich zwei Indianer nach dem Hause mit, und gab ihm zwei Fäßchen Rum und zehn Rollen Tabak nebst anderen Sachen, wofür sie mir ihr sämmtliches Pelzwerk überließen. Sie fingen nun ihr Gelag an, das drei Tage und Nächte lang dauerte, und wobei kein Unfall geschah, außer daß eine Mutter ihrem Kinde den Rücken zerbrach. Als sie einen Tag nach dem Rausche geruhet hatten, versorgte ich sie mit einer Menge Munition zur Winterjagd, und sie reisten mit ihrer Aufnahme vollkommen zufrieden, ab. Ich muß bei dieser Gelegenheit erzählen, auf welche Art ich eine alte Indianische Frau beruhigte, welche lästiger war, als die übrigen, und mich unaufhörlich um Branntwein quälte. Ich mischte vierzig Tropfen Kanthariden-Tinktur und eben so viel Laudanum in ein Glas Rum, und als sie kam und mich sehr dringend um abgezogenes Wasser bat, gab ich ihr die für sie bereitete Dosis. Sie trank ohne sich zu bedenken, und weil sie bereits sehr berauscht war, fing sie an zu taumeln. Doch hatte sie daran noch nicht genug, und forderte mehr. Ich verdoppelte die Dosis; sie trank noch einmal und fiel zur Erde. Nun befahl ich meinem Kandier, sie aus dem Hause zu bringen und sie sorgfältig bei ihrem eignen Wigwam hinzulegen, wo sie zu meiner großen Freude zwölf Stunden in tiefem Schlafe blieb. Ich

habe das Laudanum stets vortreflich gefunden. Man muß es überhaupt als einen wesentlichen Artikel bei dem Handel mit den Indianern ansehen; denn es ist das einzige Mittel, ihre berauschten Sinne zu überwältigen, und das Leben eines Rauchhändlers leidlicher zu machen, da es ihrer Unverschämtheit ein Ziel setzt.

Am 19ten November kam ein Haufe, ungefähr von vierzig Indianern mit einigen Pelzen und einem großen Vorrathe von trocknem Fleische nebst etwas Bärentalg. Dies kaufte ich für Rum, und rieth ihnen, denselben mitzunehmen; sie erfüllten meine Wünsche, und schifften sich vollkommen nüchtern ein. — Ich habe die Indianer stets zu bereden gesucht, den Rum mitzunehmen; aber selten ist es mir gelungen. Der Gefahr des Lebens und Eigenthums nicht einmal zu gedenken, macht es unglaubliche Mühe sie zu bewachen, wenn der Branntwein zu wirken anfängt.

Nachdem sie fort waren, blieb ich beinahe einen Monath mit einem einzigen Manne zurück, weil die übrigen sich mit Fischen und mit dem Marderfange beschäftigten. In beiden waren sie sehr glücklich, besonders aber im Fischen; sie brachten gegen acht tausend Forellen, große und kleine Hechte und Weißfische mit, die wir, wie gewöhnlich, aufhängten und gefrieren ließen. Wenn die Kälte einfällt, so wird jedem seine Portion zweimal des Tages zugetheilt, und man befolgt diese Regel beständig, wenn auch noch so großer Vorrath vorhanden ist.

Zu Anfange des Decembers kam ein neu verehlichtes Paar zu uns. Ich gab ihnen etwas Rum, der sie sehr fröhlich machte; und als ich die Frau sehr munter sah, bat ich sie, einen Liebesgesang zu singen, welches sie sehr willfährig that:

„Es ist wahr, ich liebe ihn allein, dessen Herz dem süßen Safte gleicht, der aus dem Zuckerbaume quillt; und der ein Bruder des Espenlaubes ist, das stets lebt und zittert."

Ich

Ich dankte ihr für ihren Gesang, gab dem Manne eine Flasche Rum, und ließ sie allein, daß sie sich der Freude ihres Herzens ungestört überlassen könnten. Die Portion war nicht hinreichend, um sie betrunken zu machen, und ich fürchtete also keinen Anfall von Eifersucht. Der Umstand am See la Morr, wo ich noch glücklich entkam, schwebte mir immer im Gedächtniß. Früh Morgens reisten sie ab, und bezahlten mich für meine Geschenke mit einigen Biber-, Bären- und Otterfellen.

Ein paar Tage nachher langte ein Indianer mit seinen zwei Weibern und drei Kindern an; sie kamen sogleich in mein Haus, und setzten sich zum Feuer. Ich glaubte in des Mannes Gesichte Betrug und Tücke zu lesen, und bewachte ihn scharf. Als ich ihn fragte, ob er eine glückliche Jagd gehabt hätte? erwiderte er mir: er glaubte, der Herr des Lebens sey ungehalten auf ihn; denn er hätte nach verschiedenen Thieren geschossen, und seine ganze Munition verbraucht, ohne etwas auszurichten. Dieses war eine figürliche Art sich auszudrücken, woraus ich sah, daß er faul war, und was er brauchte, nicht auf Kredit bekommen konnte. Er setzte hinzu, er und seine Familie hätten schon seit einigen Tagen nichts zu essen gehabt, und er hoffte, ich würde ihre Herzen erfreuen und mich freundschaftlich gegen sie beweisen. Ich ließ einen großen Kessel aufs Feuer setzen, und Fische kochen, die sie mit vielem Appetite verzehrten, besonders die Weiber und Kinder.

Ich befragte ihn um seinen Jagdbezirk, und er antwortete mir: er wäre von Hudsonsbay, und so weit hieher gekommen, weil er erfahren hätte, daß sich einige Rauchhändler am Skunk-See aufhielten; er wüßte, daß es hier viele Thiere gäbe, und hoffte eine Menge Pelze zu bekommen. Ich sah deutlich, daß dieses eine Unwahrheit war, und betrachtete ihn sogleich als einen Landstreicher; denn er würde gewiß nicht so weit gereist seyn, wenn er nicht in den Festungen der Kompagnie etwas den Beamten

Mißfälliges ausgeübt hätte, weswegen er keinen Kredit erhalten konnte. Er sah mich scharf an, und bat mich, ihm eine Flinte, eine Decke und Munition anzuvertrauen, welches ich ihm aber abschlug. Diese Weigerung schien ihm sehr zu mißfallen, und als er aus dem Hause ging, rief ihn eine von seinen Weibern; die andere folgte ihm, und sagte ihm leise etwas. Dies schien mir das Ansehen einer Verschwörung zu haben, und machte mich aufmerksam. Nach wenigen Minuten kam er zurück und erneuerte sein Gesuch. „Fürchtest du dich, sagte er, mir für vierzig Häute Kredit zu geben? Im Frühjahr will ich dich wieder bezahlen.“ Ich sagte ihm: ich gäbe nur guten Jägern Kredit, und wäre überzeugt, daß er ein müßiger Landstreicher sey, der nicht arbeiten möge; ich riethe ihm, wieder zu seinem Stamme zu gehen und die um Beistand zu bitten, die ihn besser kennten, als ich. Eine so harte Zurückweisung seines Gesuchs (die mich selbst nachher besorgt machte) schien den bösen Geist in seinem Herzen aufzuwecken; er ließ mich unter dem Einflusse des Matschi Manitu, und verfügte sich in tiefem Gespräch mit seinen Weibern nach seinem Kanot.

Mein Bedienter, dem ihr Betragen auffiel, gab genau Acht auf sie, und sah, daß der Indianer sich bemühete, das Ende von seiner Flinte abzufeilen, um sie besser unter seiner Decke verbergen zu können. Nachdem er sie kürzer gemacht und geladen hatte, verbarg er sie unter seinen Kleidern, und kam zurück. Ich hatte nun einen überzeugenden Beweis von seiner teuflischen Absicht, und befahl meinem Bedienten, sich an die eine Seite der Thüre zu stellen, indeß ich meinen Posten an der anderen nahm und auf sein Hereinkommen wartete. So wie er über die Thürschwelle ging, schlug ich ihn mit einem Stücke Holz nieder, nahm ihm die kurze Flinte ab, und prügelte ihn so derb, daß wir ihn in sein Kanot tragen mußten, wo seine Familie auf ihn wartete. Ich befahl ihnen, sich insgesammt fortzumachen; widrigenfalls sollte das Kanot in

Stücken geschlagen und seine Familie ihrem Schicksal überlassen werden. Die Weiber und Kinder schienen sehr bekümmert zu seyn, und gehorchten mit großem Widerstreben. So befreiete ich mich von diesem Taugenichts, und entkam, wie sich bald zeigen wird, einer Gefahr, die unfehlbar mich und meine Leute ins äußerste Verderben gestürzt haben würde.

Ein paar Tage nach ihrer Abreise erfuhr ich von einem Indianer, daß Herr Joseph la Forme, ein Handelsbruder am See le Sel, von einem Wilden, dessen Person er mir beschrieb, getödtet worden sey. Ich zweifelte nicht, daß es eben der Mensch gewesen wäre, der mich hatte umbringen wollen, und erzählte dem Indianer alle Umstände und meine an ihm genommene Rache. Er wünschte mir Glück, daß ich so gut davon gekommen war; denn, setzte er hinzu, dieser Kerl sey bei dem ganzen Stamme als ein Bösewicht bekannt, der kürzlich seinen Bruder und eine seiner Frauen getödtet, aus welcher Ursache ihn sein Stamm nicht länger unter sich habe dulden wollen. Ich war begierig, die näheren Umstände zu wissen, und der Indianer sagte mir nun: ein anderer, dem der Mörder selbst die näheren Umstände entdeckt, habe ihm erzählt, daß dieser Elende, als er sich in seinen Absichten gegen mich betrogen gesehen, mit dem bösen Geist im Herzen seine Reise fortgesetzt habe, und bei Joseph la Forme's Hause angekommen sey. Er wäre hinein gegangen, um Rum und Tabak zu fordern, und hätte beides auch erhalten. Weil aber la Forme merkte, daß er nichts zu handeln bei sich hatte, schöpfte er Verdacht, weigerte sich, ihm Kredit zu geben, als er beim Rauchen darum bat, und sagte ihm, er wäre nicht nur ein schlechter Jäger, sondern hätte auch ein Herz von Blei. Dieser unbesonnene Vorwurf brachte ihn auf; und da er außer dem Rauchhändler niemand im Hause sah — die Leute waren auf dem Fischfang — so wartete er eine bequeme Gelegenheit ab, schoß la Form'en, als er eben

still stand, um seine Pfeife anzuzünden, durch den Kopf, stahl einige Sachen aus dem Hause, und ging dann weiter.

Auf diese Nachricht schickte ich sechs Indianer mit einem treuen Kanadier ab, um wo möglich die Waaren in Sicherheit zu bringen. Es gelang ihnen glücklich, und sie brachten Pelzwerk, die Kaufmannswaaren, u. s. w. nebst den Leuten des Verstorbenen mit, die ich in Dienst nahm. Ungefähr sechs Wochen darauf erhielt der Böse-wicht seinen Lohn. Einer von dem Stamme, den er vormals beleidigt hatte, und der diese neue Niederträchtigkeit erfuhr, schaffte ihn, nachdem er ihn mit Vorwürfen überhäuft, mit dem Tomahawk aus der Welt, hieb ihm den Kopf ab, und brachte ihn in mein Haus, um ihn meinen Indianern zu zeigen.

Das unglückliche Schicksal Joseph la Forme's giebt ein trauriges Beispiel von der mißlichen Lage aller Indianischen Rauchhändler, und kann denen, die inskünftige mit den Indianern Handel führen, zu einer nützlichen Lehre dienen — daß es oft klüger ist, Empfindlichkeit zu unterdrücken, als sie zu befriedigen.

Wir gerathen durch Mangel an Lebensmitteln in großes Elend, woraus wir durch die glückliche Ankunft einiger Indianer befreiet werden. Abscheuliche That eines gewissen Janvier, Dieners des Rauchhändlers Fulton. Herr Fulton sucht ihn zum Geständniß zu bringen, und straft ihn dem gemäß. Besuch eines Rauchhändlers von der Hudsonsbay-Kompagnie. Einige Bemerkungen über diesen Handel, und über das Betragen der Kompagnie gegen ihre Beamten.

Gegen das Ende des Januars 1779 kam eine Bande von der Ratzen-Nation zu uns, die nach Schekarkistergon, oder dem Skunkskopf-See, gehörten, der zwischen dem See Nipegon und dem See Manontope liegt. Sie brachten Lebensmittel und Pelzwerk mit, welches ich eintauschte. Ich gab ihnen wie gewöhnlich Rum, und sie tranken reichlich davon, doch ohne Unheil anzustiften. Nach ihrer Abreise ging unser Proviant zu Ende, weil mein Haushalt durch la Forme's Diener vergrößert worden war. Wir hatten zum Unterhalt für mich und siebzehn Leute nichts weiter, als einige wenige Fische und wilden Reis, oder Menomon, (der in Mukkucks oder Schachteln von Rinde aufbewahrt wird); jedem wurde täglich eine Handvoll Reis und ein kleiner Fisch von zwei Pfund zugetheilt, welches zusammen gekocht eine schmackhafte Suppe giebt. Ich habe mich oft gewundert, daß man sich der Fischsuppe nicht allgemeiner bedient, da sie gewiß sehr angenehm von Geschmack ist; allein ich bin nicht genug in der Arzneikunde bewandert, um von ihren gesunden oder nährenden Eigenschaften zu reden. Die Störsuppe ist vortreflich und läßt einen sehr angenehmen Geschmack auf der Zunge zurück; weil sie aber, wie ich erfahren habe, den Appetit nur vermehrt, so sollte man sie nur

dann essen, wenn andere Speisen in Ueberfluß zu haben sind. Dieser Fisch ist in Albany sehr gemein, und das Pfund wird um einen Pfennig Yorksche Münze verkauft. Man nennt ihn Albany Beef, oder Rindfleisch von Albany.

Da der Frost sehr strenge anhielt, und kein Indianer sich sehen ließ, um unseren Bedürfnissen abzuhelfen, so sahen wir uns genöthigt, das Haar von den Bärenfellen zu kratzen und das Fell zu braten, das wie Schweinefleisch schmeckt. Dieses, mit etwas *Tripe de Roche* (Felsen-Kaldaunen) gekocht, machte unsre ganze Nahrung aus.

Tripe de Roche, oder Hawerkuhn, ist ein schwammiges sehr ungesundes Kraut, das an den Felsen wächst; es verursacht heftige Schmerzen in den Eingeweiden und oft sogar einen Durchfall. Die Rauchhändler in Nordwesten sollen oft an dieser Krankheit gelitten haben, indem verschiedene bei strengem Wetter vierzehn Tage nach einander von dieser Pflanze zu essen genöthigt gewesen sind, und sich dadurch sehr abgemattet haben. Wenn die Krankheit nicht mit einem Durchfall endigt, so verursacht sie heftiges Erbrechen und oftmals Blutspeien und Krämpfe in den Eingeweiden.

Nach ausgestandnem großen Ungemach rieth ich meinen Leuten, Marderfallen zu machen und sie so, wie im vorigen Winter am See la Mort, aufzustellen, welches zuweilen, wiewohl immer nur auf sehr kurze Zeit und auf eine sehr unvollkommene Art, unserem Mangel abhalf. Endlich kam ein Haufe Indianer mit zehn Schlittenladungen von Fleisch und Pelzen, welches uns sehr erfreute und uns neuen Muth gab. Meine Leute nahmen sie in einiger Entfernung wahr, und so sehr auch der Hunger sie geschwächt hatte, zogen sie doch ihre Schneeschuhe an und gingen ihnen entgegen.

Es ist erstaunlich, welcher Anstrengung die Natur fähig ist, um in Elend sich aufrecht zu halten, und wie freudig sie kämpft, wenn sie eine nahe Aussicht auf Hülfe

hat. Jede schmerzhafte Erinnerung an vergangene Leiden verschwindet schnell, und durch alle Adern strömt neues Leben. Wer in beständigem Ueberflusse lebt, und das Brodt der Sorge nicht kennt, der kann es nie begreifen, welche Freude es erzeugt, wenn eine unerwartete Hülfe erscheint und man sich in der Wildniß zu Tische setzt. Der Hunger bedarf keiner erborgten Hülfe von Saucen, und nach Popens Ausdruck heißt genießen, gehorchen. Wie entzückend ist ein solcher Gehorsam!

Die Indianer, die unser Elend in unseren abgezehrten Gesichtern lasen, gaben uns ihren ganzen Vorrath von Bären, Waschbären und Elennthieren. Der Kessel ward sogleich aufs Feuer gesetzt, und wir hielten mit fröhlichen Herzen ein stärkendes Mahl, indeß die Indianer die Freude genossen, unserem Mangel abgeholfen zu haben.

Die Wilden besitzen, ungeachtet ihrer Grausamkeit, Tugenden, die dem menschlichen Geschlechte zur Ehre gereichen, und verrathen Beweise von Großmuth und Güte, welche die menschenliebendste Seele nicht übertreffen kann. Sie wissen nichts von der niedrigen Denkungsart, wodurch so viele aufgeklärtere und reichere Menschen sich entehren; und so weit ich sie kenne, weiß ich gewiß, daß sie über den Geiz derer erröthen würden, welche die Vorsehung mit Ueberfluß gesegnet hat.

Nach der Mahlzeit forderte der Anführer, der uns vorher nicht stören wollte, etwas Tabak. Als er ein wenig geraucht hatte, sagte er, er hätte mir von Herrn Fulton der sich damals am Schekarkistergon befand, traurige Nachrichten mitzutheilen, die er von einigen Indianern erfahren hätte, und die ihm sehr zu Herzen gingen. Ich bat ihn, seine Pfeife auszurauchen und ein Glas Rum zu trinken, ehe er seine Geschichte anfinge, und äußerte ihm zugleich meine Verwunderung, daß ich nichts Merkwürdiges gehört, da ich doch mit einigen Indianern von der Natzen-Nation, die von diesem See gekommen wären, gehandelt hätte. Er sagte mir: er habe diese Indianer angetroffen und

ihnen die Geschichte erzählt; sie wären sehr darüber erstaunt, denn sie hätten nichts davon gewußt, weil Herrn Fulton's Leute erst nach ihrer Abreise vom Fischen zurückgekommen wären.

Herr Fulton sah sich genöthigt, seine Leute in zwei Partheien zu theilen, welches das Cawway (Kawäh) genannt wird, wo man durch das Loos bestimmt, welche Parthei jagen und fischen, und welche bei dem Herrn bleiben soll. Die Fischerparthei bestand aus Karl Janvier, Franz St. Ange und Ludwig Dufresne, lauter Eingebornen von Kanada, die sich mit Aexten, Eisbeilen und Fischergeräthe auf den Weg machten und nach Verlauf von acht Tagen einen bequemen Ort erreichten. Sie erbaueten daselbst eine Hütte, und ließen es sich eine Zeitlang recht wohl seyn; allein bald fehlte es ihnen an Fischen, sie hatten auch kein Glück auf der Jagd, und starben beinahe Hungers. In diesem Zustande, sagte der Anführer, sey der böse Geist in Janvier's Herz gekommen. Er als der stärkste, der den Hunger besser aushalten konnte, als seine Gefährten, war bald nachher im Stande, den teuflischen Vorsatz, wovon er sich schon etwas hatte verlauten lassen, nämlich den ersten Indianer, der ihm in den Weg käme, zu tödten, wirklich auszuführen. In ihrem höchsten Elende erblickte Janvier in der Ferne einen Wilden mit einer Last auf dem Rücken, lief eilends nach der Hütte zurück, und verkündigte seinen armen niedergeschlagenen Gefährten die nahe Hülfe. So schwach sie auch waren, sprangen sie doch sogleich auf, und gingen so weit aus der Hütte, als ihre matten Glieder es zuließen. Der Indianer kam an, legte seine Last ab, die aus zwei Ottern, und zwei Hasen bestand, und gab sie Janvier, der sie mit großer Freude annahm. Der Hunger war bereits so fürchterlich, daß er sie bloß abstreifte, und im Kessel kochte, ohne sie auszunehmen. Diese zu rechter Zeit ankommende Hülfe war bald verzehrt, und Janvier fraß so begierig, und sah den Wilden mit solcher Freude an, daß seine Gefährten hofften, er

hätte seinen raschen Entschluß vergessen; sie schmeichelten sich, daß seine Seele nicht so niedrig seyn könnte, den Gedanken zu fassen, einem Manne Schaden zuzufügen, dessen Hülfe ihnen das Leben gerettet hatte. Den anderen Morgen sagte ihnen der Indianer, es thäte ihm leid, daß er ihnen nicht weiter beistehen könnte, weil er keine Munition hätte; allein er wollte zu Herrn Fulton gehen und ihnen Unterstützung verschaffen.

Janviers Herz war gegen die empfangene und genossene Güte verhärtet; er bat den Wilden, ihm einen schweren Klotz aufs Feuer bringen zu helfen, weil seine Gefährten nicht dazu im Stande wären. Der Indianer war dazu willig; aber indem er sich bückte, um ihn aufzuheben, schlug Janvier ihn mit einer Axt nieder, und schleppte ihn an die Thüre der Hütte. Hier schnitt er ihn auf und legte mit der fühllosesten Unmenschlichkeit so viel von dem Fleische seines Befreiers, wie er zu einer Mahlzeit hinreichend glaubte, in den Kessel. Als es fertig war, zwang er Franz St. Ange und Ludwig Dufresne, daran Theil zu nehmen, das Kreuz auf seiner Brust zu küssen, und bei allen Heiligen zu schwören, daß sie die That nie verrathen wollten, wobei er ihnen drohete, daß, wenn sie es thäten, sie eben das Schicksal haben sollten. Durch seine Drohungen und durch die Ueberzeugung, daß er sie in Erfüllung bringen würde, in Schrecken gesetzt, versprachen sie feierlichst, seine Forderungen pünktlich zu befolgen. Der Hunger überwand endlich ihren ersten Abscheu; sie aßen unmäßig von dem entsetzlichen Mahl, wurden übel, und bekamen heftiges Erbrechen. Während ihrer Krankheit klagten sie einander leise, daß sie durch das Essen des Fleisches von dem Indianer entstanden sey. Janvier hörte sie, schalt sie Narren und Spitzbuben, und fragte: ob sie glaubten, daß der Indianer wieder aufleben werde? und mit höhnischem Lächeln verlangte er, sie sollten ihm sagen, was für ein Stück vom Menschen sie für das beste hielten? Die armen Leute antworteten nur: sie wären sehr krank, und wüß-

ten nicht wovon. In ein paar Tagen war der Indianer verzehrt — denn sie hatten keine andere Speise — und Janvier beschloß, sich Menschenfleisch zu verschaffen, wenn kein anderes zu haben wäre. Zu diesem Ende suchte er Gelegenheit zum Zanke mit St. Ange. Dufresne wagte es nicht, sich in den Streit zu mischen. Janvier, der indessen in Dufresnes Augen gern so billig als möglich scheinen wollte, vergrößerte den Zwist sehr listig; bis er sich endlich stellte, als könnte er seinen Zorn nicht länger zurückhalten. Er fragte nun Dufresne, ob er nicht glaube, daß St. Ange das Schicksal des Indianers verdiene; denn er habe sich unterstanden zu sagen, daß er die Sache, die er so feierlich geheim zu halten geschworen, entdecken wolle. Dufresne, der die Folgen fürchtete, wenn er eine andre Meinung äußerte, sagte; St. Ange wäre allerdings zu tadeln; auf diese Antwort versetzte Janvier ihm sogleich einen Schlag mit der Axt, und tödtete ihn. Er schnitt ihn auf, und kochte ein Stück, wovon Dufresne, der es nicht wagte sich zu widersetzen, miteſſen mußte. Zum Glück für Dufresne wurde das Wetter wärmer; sie fingen eine Menge Fische und nahmen sich vor, zu ihrem Herrn zurückzukehren.

Im Uebermuth, den Janvier wegen seiner Ueberlegenheit fühlte, zwang er Dufresnen, ihn in einen Indianischen Schlitten nach Herrn Fultons Hause zu ziehen; eine grausame Zumuthung, und ein schrecklicher Dienst für einen schwachen ausgemergelten Mann! Indeß weil er keinen Widerstand wagen durfte, machte er aus der Noth eine Tugend, und gehorchte dem Tyrannen mit anscheinender Fröhlichkeit. Auf der Reise ward er oft an seinen Eid und an die unglücklichen Folgen erinnert, die er sich durch Bekanntmachung des Geheimnisses zuziehen würde, welche Janvier mit augenblicklichem Tode zu rächen drohete.

Herr Fulton war sehr erfreuet über ihre Zurückkunft, weil es ihm an Leuten fehlte, da die Indianer täglich mit ihrer

Winterjagd herbei kamen. Bald nach ihrer Ankunft erkundigte er sich nach St. Ange, erhielt aber keine Antwort. Er fragte nun Janvier geradezu um die Sache, und dieser sagte ihm: er sey mit einem Oberhaupte, Namens Onnemay, oder der Stör, den Herr Fulton kannte, auf die Jagd gegangen und würde bald zurückkommen. Einer von den Kanadiern widersprach ihm, und sagte, das könne nicht wahr seyn, weil Onnemay den Tag vor ihrer Zurückkunft Herrn Fultons Haus verlassen hätte. Janvier erwiderte darauf: er könne sich vielleicht in des Oberhauptes Namen geirrt haben, weil er die Indianische Sprache nicht genug verstehe; und Dufresne, der eine Entdeckung fürchtete, brachte, um Janvierns gefällig zu seyn, ein anderes Gespräch auf.

Es verstrichen verschiedene Tage, ohne daß St. Ange wieder kam. Janvier ward aufs neue befragt; er antwortete wie zuvor, und berief sich auf Dufresne, daß er die Wahrheit sage, welches dieser zu bestätigen genöthigt war.

Herr Fulton ließ sich nicht ganz zufrieden stellen und fragte jeden besonders. Von Janvier konnte er nichts herausbringen; Dufresne aber stockte, und sagte endlich: er hätte geschworen, nichts zu entdecken; allein St. Ange würde nie wieder kommen. Herr Fulton suchte ihn nunmehr zu überzeugen, daß der Bruch eines erzwungenen Eides kein Verbrechen sey, und machte es dem Kanadier endlich einleuchtend, daß er ein Verbrechen von der abscheulichsten Art begehen würde, wenn er die Wahrheit verhehlte; wobei er sehr fein als einen Bewegungsgrund mehr hinzusetzte: wenn er selbst unschuldig wäre, so könnte er keinen vernünftigen Grund haben, die Sache zu verschweigen, und Janviers Rache brauchte er nicht zu fürchten; denn er (Fulton) nähme es auf sich, ihn vor aller Gefahr zu schützen. Jetzt entdeckte Dufresne die ganze Geschichte, bat aber Herrn Fulton, zu schweigen. Dieser versprach es, bis die Unterredung erneuert würde,

wo Dufresne dann in Janviers Gegenwart alles erzählen sollte. Die Anderen drangen zu wiederholten malen in Janvier, daß er ihnen über die Abwesenheit ihres Kameraden St. Ange Aufschluß geben sollte; allein er beobachtete ein hartnäckiges Stillschweigen. Einige gingen so weit, ihm offenbar ins Gesicht zu sagen: er wüßte nur zu viel von ihm; allein er that vollkommen gleichgültig bei ihren Aeußerungen.

Herr Fulton hatte nunmehr alle seine Waaren abgesetzt, und schickte sich an, sein Winterquartier zu verlassen. Sobald alles in gehöriger Ordnung war, brach er mit seinen Leuten auf. Den ersten Abend nach ihrer Abreise lud Herr Fulton ein Paar Pistolen, theilte seinen Leuten Dufresne's Entdeckung mit, und eröffnete ihnen die dem Bösewicht zugedachte Strafe. Hernach ging er aus seinem Zelte zum Feuer, um welches die Kanadier saßen. Man brachte absichtlich das Gespräch wieder auf St. Ange; Herr Fulton merkte an: es sey grausam, ihn in den Wäldern unter den Indianern zurückzulassen, und tadelte besonders Janvier, auf den, als den Obersten der Parthei, die meiste Verantwortung falle. Es verdroß den Janvier, daß die Sache wieder aufs Tapet kam — denn der Schuldige geräth leicht in Zorn — und er antwortete: St. Ange hätte selbst für sich sorgen können; er wäre nicht zu seinem Hüter bestellt. Nun erhielt Dufresne einen Verweis, worauf er, seiner Abrede mit Herrn Fulton gemäß, die ganze Sache erzählte und umständliche Nachricht von Janviers Betragen gab. Janvier wollte auf der Stelle die Verläumdung — wie er es nannte — rächen, und läugnete die Anklage mit der frechsten Unverschämtheit und mit feierlichen Schwüren. Nunmehr hielt Herr Fulton es für Zeit, sich ins Mittel zu legen; und um ihn wo möglich irre zu machen, fragte er ihn: was er für das beste Stück am Menschen hielte? Janvier antwortete unverschämt: wer Menschenfleisch gefressen hätte, würde das am besten sagen

können; als sie aber wiederholt in ihn drangen, vergaß er sich endlich, und antwortete mit wüthendem Zorn: der Fuß. Durch dieses Geständniß aufgemuntert, drangen sie nun weiter in ihn, bis er endlich die That bekannte und zugleich erklärte, daß er in einer ähnlichen Lage selbst seinen Bruder umbringen würde.

Herr Fulton konnte nunmehr seinen Unwillen nicht länger zurückhalten; er ging auf Janvier los, und sagte ihm: er sey ein elender Bösewicht, daß er zuerst einen unschuldigen Indianer, der ihm großmüthig aus der Noth geholfen, getödtet, und dann als ein Kannibal ihn gefressen habe. Nicht zufrieden mit dieser barbarischen That, hätte er seine Schuld durch einen anderen überlegten Mord an einem wehrlosen Manne, seinem Gefährten, seinem Mitarbeiter und Freunde, erschwert. Er sey ein Auswurf der menschlichen Natur, und dürfe keinen Augenblick länger leben. Ohne ihm Zeit zur Antwort zu lassen, schoß er ihm nun sogleich durch den Kopf. Die Anderen mußten ihn begraben, und am folgenden Morgen setzte Herr Fulton seine Reise nach Michillimakinak fort, wo er sich vor dem befehlshabenden Officier stellte. Dieser sprach ihn, nach scharfer Untersuchung, ehrenvoll los, rieth ihm aber an, sich nicht wieder in die Gegend, wo der Indianer getödtet wäre, zu wagen, damit nicht die Wilden die That erführen und, um den Tod ihres Mitbruders zu rächen, den Unschuldigen für den Schuldigen büßen ließen.

Im Februar erhielt ich einen Besuch von einem Rauchhändler, der ein Hemde von geräuchertem Leder trug. Er hatte drei Indianer bei sich, und war fünf Tage von Fort Albany abwesend gewesen. Wie er uns erzählte, hatte die Neugierde mich zu sehen, ihn hieher geführt; denn, setzte er hinzu, außer den Beamten der Hudsonsbay-Kompagnie hätte seines Wissens noch niemand so weit im Lande überwintert. Ich war damals gerade sehr schlecht mit Lebensmitteln versehen, und mußte, außer Herrn Joseph la Forme's Kanadiern, acht Menschen unterhalten. Un-

sere Hauptnahrung bestand in *Tripe de Roche*, und bei seiner Ankunft ward der Kessel mit den Blättern aufs Feuer gebracht. Er fragte, was ich zu essen hätte; ich ließ etwas aus dem Topfe auf eine hölzerne Schale füllen, und er kostete es, konnte es aber nicht hinunter bringen. Nun sagte ich ihm, seit vielen Tagen wäre dies unsere Hauptnahrung gewesen, und in den besten Zeiten hätten wir nichts gehabt, als Fleisch von wilden Thieren und nur selten Mehl; denn der Vorrath von Indianischem Korn, den wir von Pays Plat hätten mitbringen können, wäre für den Winter nicht hinreichend gewesen. Nachdem ich ihm meine Lebensart beschrieben, die, wie er eingestand, von der Bequemlichkeit, die er genoß, sehr verschieden war, nahm ich ihn mit in mein Magazin, und zeigte ihm die Ballen Biberfelle, die ich zusammen gebracht hatte. Nun erstaunte er noch mehr, und konnte nicht begreifen, wie es möglich gewesen wäre, Waaren genug zum Eintausch für so viel Pelzwerk hieher zu transportiren. Er bat, ich möchte mit ihm zurückgehen, und versprach, mich mit Proviant zu versorgen; allein ich sagte ihm: ich hätte mich einmal zu meinem Geschäft anheischig gemacht, und im vergangenen Winter am See la Mort eine eben so unangenehme Lage überstanden. Unter den Indianern könnte ich kein so gemächliches Leben erwarten, wie in England, und meine Pflicht legte mir auf, so lange zu bleiben, bis die Jahrszeit vorüber wäre. Alsdann würde ich zurückkehren, und hoffte einigen Ersatz für das ausgestandene Ungemach zu erhalten, wenn ich gute Rechenschaft von den mir anvertraueten Kaufmannswaaren ablegte und den Lohn für meine Arbeiten empfinge. — Früh Morgens nahm er Abschied, und wünschte mir, daß bald einige Indianer ankommen und mich durch einen Vorrath nahrhafterer und schmackhafterer Speisen aus meiner dringenden Noth befreien möchten.

Diese Höflichkeit von einem Beamten der Hudsonsbay-Kompagnie führt mich auf einige Bemerkungen zur

Ehrenrettung dieser achtungswürdigen Gesellschaft, deren Ruf man so strengem und, wie ich glaube, ungegründetem Tadel unterworfen hat.

Herr Joseph Robson, ein Beamter der Kompagnie, der sechs Jahre als Aufseher und Bau-Inspektor in ihrer Faktorei gewohnt hat, tadelt in einem Werke, das vor einigen Jahren herauskam, in sehr starken Ausdrükken die Art, wie die Befehlshaber der Festungen dasjenige ausüben, was er ihre willkührliche Autorität nennt, und behauptet, ihre übertriebene Tyrannei wäre eine immerwährende Quelle persönlichen Mißvergnügens. Auch setzt er hinzu, daß bei dem Ueberschuß-Handel unerhörte Dinge vorgingen, daß er mit dem wahren Vortheile der Kompagnie nicht bestehen könne und gegen die Eingebornen ebenfalls ungerecht sey, da sie dadurch immer mehr und mehr entfernt, und entweder von allem Handel abgeschreckt, oder bewogen würden, alle ihre Pelze den Franzosen zuzuführen. Es muß hier bemerkt werden, daß der Ueberschuß-Handel mit dem Pelzwerke geführt wird, welches die Diener der Kompagnie im Tauschhandel mit den Eingebornen als Zugabe auf den von der Gesellschaft bestimmten Preis in dem Kauf erhalten, und welches ihnen eigen gehört.

Dies ist eine harte Anklage, und, wofern sie gegründet wäre, eine gerechte Ursache zu Beschwerden; allein es scheint kein hinlänglicher Grund zu dieser Beschuldigung vorhanden zu seyn: denn Herr Robson sagte nachher, daß dieser Ueberschuß-Handel ihnen wenig Vortheil bringe, weil sie immer einen Theil davon zu dem Vorrathe der Kompagnie schlügen, um den Werth ihrer Dienste zu erhöhen, und das übrige, was sie zu ihrem Gebrauche behielten, oftmals auf Bestechungen wendeten, um ihre Vergehungen zu verdecken und sich in ihren Aemtern zu erhalten. Was für ein seltsamer Grad von Thorheit sowohl, als von Schuld, daß die Befehlshaber so schwach und so gottlos sind, um eines vorübergehenden Vortheils willen Abscheulichkeiten

zu begehen, und den Lohn der Gottlosigkeit austheilen müssen, um sich vor den Folgen desselben bei der Gesellschaft, und bei ihren Bundesgenossen im Laster zu schützen; da sie durch ein entgegengesetztes Betragen eben so reich, auch mehr geachtet seyn, und eine innere Zufriedenheit aus dem Bewußtseyn schöpfen würden, ihre Pflicht redlich erfüllt zu haben! Diese Gedanken sind zu ungereimt, um Glauben zu finden. Es läßt sich wohl nicht vermuthen, daß die Kompagnie von diesem Ueberschuß-Handel, oder den Mitteln, wodurch ihre Diener sich die daraus entspringenden Vortheile verschaffen, nichts wissen sollte. Wenn sie also darum weiß — und kein Unpartheiischer wird daran zweifeln — so läßt sie das Betragen ihrer Befehlshaber nicht nur zu, sondern billigt es auch, weil sie überzeugt ist, daß es der Gesellschaft Vortheil bringt. Vielleicht hält sie es für eine billige Belohnung der Arbeiten ihrer Diener; oder was für einen anderen Bewegungsgrund sie auch haben mag, so läßt sich vermuthen, daß er gut und weise ist, weil eine so achtungswürdige Gesellschaft ihn hegt *).

Ferner würde es, glaube ich, sehr schwer zu beweisen seyn, daß das Betragen der Befehlshaber die Eingebornen abgeneigt gegen die Kompagnie gemacht und sie vom Jagen abgeschreckt habe. Das erste ist auf keine Art erwiesen; denn ich weiß aus guter Hand, daß die neue Nordwest-Kompagnie, deren Handel sich bis zu den Gränzen der Niederlassungen der Hudsonsbay-Kompagnie erstreckt, wenig Aufmunterung bei den Indianern findet. Wären also die Einwohner unzufrieden, so würde sie die erste Gelegenheit

*) Die Entschuldigung der Hudsonsbay-Kompagnie und ihrer Beamten ist, wie man sieht, herzlich gut gemeint, ob man gleich die Argumente dieses Anwalds wohl eben nicht zu bündig finden möchte. Die Kompagnie ist übrigens gegenwärtig im besten Ruf, und ihre dirigirenden Mitglieder sind tadellose Männer. Aber — „wie der Nagel in der Mauer zwischen zwei Steinen steckt, also steckt auch Sünde zwischen Käufer und Verkäufer." Sirach XXVII, 2. 3. F.

heit ergreifen, ihr Mißfallen an den Tag zu legen, indem sie ihr Pelzwerk den neuen Rauchhändlern zuführten. Nichts wäre natürlicher; und da dieses nicht geschieht, so ist es offenbar, daß sie nicht unzufrieden sind.

Eine andere Bemerkung besteht darin, daß das grausame und tyrannische Betragen der Befehlshaber und Oberen gegen die unteren Beamten nicht nur brauchbare Leute abhalte, in den Dienst der Kompagnie zu gehen — ein Umstand, worauf sie um ihres eignen Vortheils willen aufmerksam seyn sollte — sondern auch zu dem schlechten Rufe, worin die Kompagnie steht, einen Vorwand abgebe.

Zwar habe ich bei meinen besonderen Geschäften, als Indianischer Dolmetscher und Rauchhändler, wenig Gelegenheit zu persönlicher und vertrauter Bekanntschaft mit den Beamten der Kompagnie gehabt, weil unsre Handelsvortheile einander gerade entgegenliefen; doch kann ich von den wenigen, die ich kennen lernte, mit Zuversicht behaupten, daß ich sie in jedem Betracht für nützliche Diener halte, die mit der Sprache der Einwohner vollkommen bekannt sind. So viel zur Antwort auf die Behauptung, daß nützliche Leute abgehalten würden, in Dienst der Kompagnie zu gehen. Und auf die Anklage der Grausamkeit und Unterdrückung brauche ich nur noch hinzuzusetzen, was niemand leugnen wird, daß sie mit dem Betragen ihrer Oberen sehr wohl zufrieden waren, und daß viele über zwanzig Jahre in ihrem Dienste geblieben sind.

Im Ganzen ist es, dünkt mich, außer allem Zweifel, daß das Betragen der Befehlshaber sowohl in England als in Amerika mit dem wahren Vortheile der Gesellschaft vollkommen besteht, und daß jede andre Art des Verfahrens nur Anarchie und Verwirrung nach sich ziehen würde. Auch muß ich hier bekräftigen, daß ich meines Theils nie etwas von dem persönlichen Unwillen gehört habe, worüber Herr Robson sich so sehr beklagt; vielmehr fand ich immer, daß man sich alle Mühe gab, von der Kompagnie in Dienst genommen zu werden.

Herr Carver bemerkt in seiner Geschichte von Nord-Amerika, daß die Nationen an den Gewässern, die in den See Winnepik fallen, viele Pelze sammelten, wovon sie einen Theil nach den Faktoreien der Hudsonsbay-Kompagnie an der Mündung des Bourbon-Flusses führten; daß sie es aber um vieler Ursachen willen ungern thäten. Einige von den Assinipoils und Killistino-Indianern, die gewöhnlich mit den Kompagnie-Beamten handeln, sagten ihm: wenn sie auf eine immerwährende Waaren-Lieferung von Michillimakinak mit Gewißheit rechnen könnten, so würden sie sonst nirgends handeln. Sie zeigten ihm Tuch und andere an der Hudsons-Bay gekaufte Artikel, womit sie sehr unzufrieden waren, weil sie glaubten, daß man sie bei dem Tauschhandel gröblich betrogen hätte.

Herr Carver setzt noch hinzu: wenn diese Nachrichten gegründet wären, so könne er nicht umhin, ihrer Meinung beizutreten; nachher aber gesteht er, daß diese Unzufriedenheit wahrscheinlich großen Theils von den Intriguen der Kanadischen Rauchhändler herrühre, die in der Absicht, die Indianer von der Hudsonsbay-Kompagnie abwendig zu machen und sie auf die Seite ihrer neuen Herren zu ziehen, bei allen Gelegenheiten die Waaren der Kompagnie herabsetzten und die Vortheile vergrößerten, welche der Tauschhandel mit den Kanadiern allein, ihnen verschaffen würde: daher entstände ohne Zweifel die Unzufriedenheit der Assinipoils und Killistinos. Allein es kommt, behauptet er ferner, noch eine andre Ursache dazu; nämlich die Länge der Reise nach den Hudsonsbay-Faktoreien, welche hin und her in der Sommerhitze drei Monate wegnimmt. Auch können die Indianer wegen ihrer kleinen Kanots nur ein Drittheil der erlegten Biberfelle mitnehmen, und sie müssen also natürlicher Weise wünschen, daß sich Rauchhändler unter ihnen wohnhaft niederlassen.

Da Herr Carver die inneren Gegenden nicht als Rauchhändler durchreiste, so konnte er keine eigennützigen Handelsabsichten haben, und verdient also gewiß als unpartheiischer Beobachter Glauben. Das Publikum wird beurtheilen, in wie fern seine Bemerkungen der Hudsonsbay-Gesellschaft zum Lobe oder zum Tadel gereichen.

Ein neu erschienenes Werk des Herrn Umfreville von der gegenwärtigen Verfassung der Hudsons-Bay hat mich zu dieser Abschweifung verleitet. Unglücklicher Weise trug es sich oftmals zu, daß die Feinde der Kompagnie Personen in ihrem eignen Haushalt waren, in welche sie Vertrauen setzte und denen sie die Geheimnisse ihres Handels offenbarte. Ohne Zweifel mußten oft Streitigkeiten zwischen den Befehlshabern und ihren Untergebenen entstehen, und in einem solchen Fall ist niemand verbunden, in einem ihm unangenehmen Dienste zu bleiben; dann aber reicht es hin, seine Stelle zu verlassen, und gewiß handelt man äußerst unedel, wenn man der Sache zu schaden sucht, welche zu befördern man einst für seine Pflicht halten mußte. Ich bin daher der Meinung, daß keine Verhandlung, kein Umstand erzählt werden sollte, der nicht unmittelbare Beziehung auf die Ursache des Mißverständnisses hat, oder zur Ehrenrettung durchaus nothwendig ist. Die gegenwärtigen Befehlshaber sind rechtschaffene Männer, die sich wahrscheinlich nicht herablassen werden, auf diese harten Anklagen gegen sie zu achten; da aber die erhabenste Tugend durch grundlose Beschuldigungen leiden kann, so hoffe ich, wird das Publikum meine Bemühungen, die Ehre einer so achtungswürdigen Gesellschaft zu retten, so schwach sie auch seyn mögen, nicht ungünstig aufnehmen. Es ist nicht meine Absicht, mich weitläuftiger über diesen Gegenstand auszulassen, und ich bitte nur den Leser, wenn er fernere Aufklärung darüber wünscht, das Werk des Herrn Robson nachzusehen, der ein Beamter der Kompagnie war, und den Herr Umfreville selbst für einen aufrichtigen und unpartheiischen Schriftsteller erklärt. Der

Leser wird aus seinen Nachrichten beurtheilen, wie weit Herrn Umfreville's Tadel über das Betragen der Gouverneurs der Hudsonsbay-Gesellschaft gegründet ist. Eine ausführliche Prüfung seines Werkes würde die Gränzen, die ich mir vorgezeichnet habe, überschreiten, und ich bin überzeugt, daß die Leser desselben leicht einsehen werden, wie sehr er den Befehlshabern und der Kompagnie Unrecht gethan hat.

Ankunft mehrerer Indianer. Der Rum geht zu Ende; wir bedienen uns des gewöhnlichen Mittels, den Vorrath zu vermehren, und sind dadurch im Stande, unseren Tauschhandel für dieses Jahr zu schließen. — Wir nehmen Abschied von den Indianern, und setzen unsere Rückreise fort. Nachricht von einer Indianischen Liebschaft. Knechtischer Zustand der Weiber nach der Heirath. Bemerkungen über das Vertrauen der Indianer auf den Herrn des Lebens.

Ankunft zu Pays Plat.

Kurz nach der Abreise des Rauchhändlers kam ein großer Haufe von etwa hundert Indianern. Ich hatte nur noch einen sehr geringen Vorrath von Rum, und dieser Umstand war mir äußerst unangenehm, weil der Rum bei den Indianern ein so wichtiger Artikel ist, daß man ihn nicht wohl entbehren kann. Bei ihrer Ankunft wünschten sie zu trinken; allein ich tauschte erst alle ihre Felle ein, ehe ich ihnen Rum gab. Nach geendigtem Geschäfte wurden sie laut, und ich gab ihnen nun so viel Rum, wie ich ent-

behren konnte, worauf sie in ziemlich guter Laune sich einschifften.

Im April langte der letzte Hause an, und ich befand mich in großer Verlegenheit, weil ich nur noch eine sehr kleine Quantität Rum hatte, und keine Aussicht da war, neuen Vorrath zu bekommen. Ich sah mich also genöthigt, ihn dermaßen zu verdünnen, daß er um ein Fünftheil schwächer wurde als gewöhnlich, auf welche Art ich zwanzig Doppelmaaß leidlichen Indianischen Rum erhielt. Nachdem ich die Indianer mit Kleidungsstücken versehen und ihr Pelzwerk bekommen hatte, ließ ich sie den Rum kosten, und hielt vor meiner Einschiffung folgende Rede:

„Nun faßt Muth, meine Freunde! Ich habe euch immer ein gutes Herz gezeigt, und ihr alle wißt, daß ich voll Mitleid gegen euch und gegen eure Weiber und Kinder bin; macht euch also keine Sorge, und denkt nicht, daß ich lange von euch abwesend seyn werde. Ich hoffe, der Herr des Lebens wird mir Muth und Stärke geben, zu euch zurückzukehren und euch Waaren zu bringen. Ihr wißt, daß meine Lippen weder von Honig überfließen, noch Stacheln auf meiner Zunge sind, und daß mein Ohr nicht verstopft und mein Herz nicht verschlossen gegen euch ist; ich hoffe also, daß ihr, ehe ihr zu trinken anfangt, eure Messer, Flinten und Tomahawks weggeben und kein böses Herz haben werdet, damit ich bei meiner Zurückkunft euch alle gesund finde. Ich werde beherzt mit dem großen Englischen Oberhaupte zu Michillimakinack reden, und er wird euch sein Herz öffnen."

Nach Endigung dieser Rede wurden die Waffen zusammen getragen und mir übergeben. Ich gab ihnen eine beträchtliche Quantität Rum, und lieferte ihnen dann ihre Messer u. s. w. wieder aus, um sie von meinem guten Zutrauen zu überzeugen und ihnen zu verstehen zu geben, daß ich nicht zweifelte, sie würden meinen Rath befolgen. Nunmehr stieg ich in mein Kanot, winkte mit der Hand, und ward mit zweihundert Flintenschüssen begrüßt, die ich mit

einer Musketensalve erwiederte. Jetzt fuhren wir ab, in der besten Laune, und herzlich erfreuet die Winterquartiere zu verlassen.

Wir setzten unsre Reise fort, ohne daß uns etwas Merkwürdiges aufstieß, bis wir den Skunks-Fluß erreichten, wo ich unglücklicher Weise, wie ich oben erzählt habe, einem Anführer das Ohr abgeschossen hatte. Hier traf ich das neuverehlichte Paar und einige von eben dem Haufen, der mir im vergangenen December das Vergnügen machte, mir die Liebeslieder zu singen. Ich wünschte mir eine vollständige Kenntniß von ihren Sitten und Gebräuchen zu verschaffen; und unter anderen Umständen, wonach ich mich erkundigte, erfuhr ich nun auch, wie die Tschippewähs bei ihren Liebschaften zu Werke gehen, welches gewiß dem Leser nicht minder interessant seyn wird, als mir.

Indianische Liebschaft.

Wenn ein Indianer eine Frau zu nehmen wünscht, und ein Mädchen sieht, das ihm gefällt, so wendet er sich an den Vater desselben, und bittet in folgenden Worten um seine Einwilligung:

„Vater, ich liebe deine Tochter. Willst du sie mir „geben, damit die kleinen Wurzeln ihres Herzens sich mit „dem meinigen so verwickeln, daß auch der stärkste Wind „sie nie aus einander blasen kann?“

Wenn der Vater einwilligt, so wird eine Zusammenkunft angesetzt, wozu der Liebhaber sich durch Schwitzen bereitet. Er kommt dann zu ihr, setzt sich auf die Erde, und raucht seine Pfeife; unter dem Rauchen wirft er ihr nach einander bis hundert kleine, Zoll lange Stückchen Holz zu. So viel sie in einer hölzernen Schale auffangen kann, so viele Geschenke muß ihr Liebhaber dem Vater machen.

welches dieser als eine Bezahlung für seine Tochter ansieht. Der junge Krieger giebt alsdann ein Fest, wozu er die ganze Familie einladet; nach Endigung desselben tanzen sie, und singen ihre Kriegeslieder. Wenn die Lustbarkeit vorbei ist, und gegenseitige Geschenke zwischen dem Liebhaber und ihren Verwandten ausgetauscht sind, bekleidet der Vater das junge Paar mit einem Biberrocke, und giebt ihnen eine neue Flinte und ein Kanot von Birkenrinde, womit die Ceremonie vollendet ist.

Als die Franzosen Herren von Kanada wurden, war die Heirathsceremonie der Wilden sehr phantastisch. Wenn ein Liebhaber seiner Geliebten seine Zärtlichkeit kund zu thun wünschte, so verschaffte er sich des Nachts, und in Gegenwart ihrer Freunde, eine Zusammenkunft mit ihr, wobei er folgendermaaßen verfuhr. Er ging in den Wigwam, dessen Thür gewöhnlich aus einer Haut bestand, und trat an den Herd, auf welchem einige glühende Kohlen brannten. Hier zündete er einen Stock an, nahete sich seiner Gebieterin, und zupfte sie dreimal an der Nase, um sie aufzuwecken. Da diese Freiheit mit allem Anstande geschah und eingeführte Sitte war, so fand die Schöne sich nicht dadurch beleidigt. Diese lächerliche Ceremonie ward zwei Monate lang von Zeit zu Zeit fortgesetzt, und während derselben behandelten sich beide Partheien in jeder anderen Rücksicht mit der größten Zurückhaltung.

Sobald das Mädchen Frau wird, verliert sie ihre Freiheit, und ist die gehorsame Sklavin ihres Mannes, der seine Herrenrechte keinen Augenblick vergißt. Wohin er geht, muß sie folgen, und darf es nicht wagen, ihn durch eine Weigerung aufzubringen, weil sie weiß, daß eine Vernachlässigung gegen ihn die äußerste Strafe, ja den Tod nach sich zieht. Die höchste Freiheit, die er ihr gestattet, ist die, daß sie in seiner Gegenwart singen und tanzen darf, und selten bekümmert er sich mehr um sie, als um die allergleichgültigste Person; indessen muß sie die härt-

ten Hausarbeiten übernehmen, denen sie sich aus Gewohnheit oder Fühllosigkeit sehr willfährig unterzieht.

Ich erinnere mich, einen Vorfall dieser Art gelesen zu haben, der sich zu Biber-Creek, fünf und zwanzig Meilen weit von Fort Pitt, ereignete. Eine Indianerin, die einige weiße Männer Brennholz auf den Schultern tragen sah, nahm ihre Axt, und brachte ihnen in Kurzem eine große Last auf ihrem Rücken; sie warf sie bei dem Feuer hin, und sagte: sie bedauerte sie nicht nur von ganzem Herzen, sondern hielte es auch für eine große Schande, Männer Arbeiten verrichten zu sehen, die sich nur für Weiber schickten.

Die Männer glauben, daß die Weiber zu weiter nichts taugen, als ihnen Kinder zu gebären und die Plackereien des Lebens zu verrichten; sie ziehen die Söhne den Töchtern vor, weil sie hoffen, daß lauter Krieger aus ihnen werden sollen. Die Töchter schätzen sie aus eben der Ursache nicht, aus der sie ihre Weiber unterjochen, und halten sie nur dazu gut, den Kriegern aufzuwarten und dasjenige zu verrichten, was dem männlichen Geschlechte zur Schande gereichen würde.

Wir setzten unsre Reise nach dem See le Rid au Corbeau fort, wo wir einige wilde Gänse und Enten erlegten, die aber um diese Jahrszeit einen fischartigen Geschmack haben. Hier ruheten wir zwei Tage, um den übrigen Weg mit gesammelten Kräften zurücklegen zu können. Den dritten Morgen mit Tagesanbruch schifften wir uns ein, und erreichten la Grande Cote de la Roche, wo wir so glücklich waren, zwei Bären zu erlegen. Sie schmeckten uns vortreflich, und weil wir gerade etwas Zeit auf die Zubereitung verwenden konnten, so verzehrten wir sie mit eben so vielem Wohlgeschmack, als wir in einer besseren Lage das köstlichste Mahl genossen haben würden.

Wir gingen nach dem Kranichbeeren-See, wo wir einige Fische fingen, und so viel Kranichbeeren pflückten,

wie wir nur fortbringen konnten. Von da nahmen wir unseren Weg nach dem Trageplatze la Rame, wo uns der Wind einige Tage aufhielt; doch beunruhigte uns während unseres Aufenthaltes kein fremder Besuch. Endlich ward der Wind günstig. Wir machten uns nach dem Flusse la Pique auf den Weg, und ich erinnerte mich bei meiner Ankunft sogleich, wie ich vergangenes Jahr dem Payschick Ogaschy entkommen wäre; doch beruhigte mich eben so bald der Gedanke, daß er getödtet und nicht länger ein Schrecken der Rauchhändler sey.

Dieses war einer von den vielen Fällen, wobei ich inne ward, daß der Urheber unseres Daseyns in Augenblicken, wo unangenehme Erinnerungen oder Ahndungen die Seele niederbeugen, uns ganz unerwartete Erleichterung zuschickt. Wir sind zu geneigt, diesen schnellen Uebergang unserer eignen Weisheit zuzuschreiben, und es ganz zum Verdienst unsres Scharfsinnes und unsrer Vorsicht zu machen, wenn wir Gefahren entgehen oder uns mit der Hoffnung, befreiet zu werden, schmeicheln. Die Indianer denken dagegen richtiger; sie sagen: von dem Herrn des Lebens erhalten wir diese Gegenwart des Geistes, die uns aus Gefahren reißt und uns Hülfe verschafft. Zu dem Herrn des Lebens betet der Indianer um täglichen Unterhalt. Ihm schreibt er sein Glück und seine Siege zu; und ist er besiegt und an den Marterpfahl gebunden, so dankt er ihm, daß er ihm Muth gegeben hat, seine Adern zu öffnen. Dieses Vertrauen macht ihn fähig, die härtesten Qualen mit Fassung zu ertragen und unter den höchsten Schmerzen der Bosheit seiner Feinde Trotz zu bieten.

Ungeachtet die Tschippewähs, wie die meisten Indianischen Nationen von Nord-Amerika, so richtig denken, ist doch diese Gesinnung leider nicht ganz allgemein. Die Mattaugweſſawacks verehren, wie man sagt, kein höchstes Wesen; und wenn sie im Kriege glücklich sind, schreiben sie das Verdienst des Sieges

bloß ihrer Tapferkeit und Geschicklichkeit zu. Allein ob sie gleich nicht an den Herrn des Lebens glauben, sind sie doch in einigen Stücken nicht minder abergläubisch, als die anderen Wilden; sie denken, daß gewisse Orte von bösen Geistern, deren Macht sie fürchten, bewohnt werden, und suchen dieselben sorgfältig zu vermeiden. Sie haben noch einen anderen Aberglauben; wenn einer von ihren Leuten durch Zufall umkommt, so nehmen sie eine Hand oder einen Fuß von ihm, salzen ihn ein, trocknen ihn, und heben ihn als einen Zauber, Unglück abzuwehren, auf. Also scheinen sie zwar keine Abhängigkeit von einem guten Geist anzuerkennen, aber gleichwohl vor dem bösen in Furcht zu stehen. Es ist zu hoffen, daß eine solche Abweichung von dem allgemeinen Glauben sich nie bestätigen werde; denn sie würde der menschlichen Natur einen zu scheußlichen Schandfleck aufdrücken. Doch genug davon. — Wir setzten unsre Reise nach Pays Plat fort, und blieben daselbst einige Tage in der Gesellschaft von Rauchhändlern, die ebenfalls auf den Inseln überwintert hatten. Noch andre kamen mit Waaren herbei, um diejenigen zu versorgen, die sich anheischig gemacht hatten, zurückzugehen; weil aber meine Zeit verflossen war, ging ich wieder nach Michillimakinak. Nachdem ich dem befehlshabenden Officier meine Aufwartung gemacht und meinen Herren von meiner Verwaltung Rechenschaft abgelegt hatte, verfügte ich mich nach Chippeway-Point, einer Landspitze außerhalb der Festung, wo ich bei einer Indianischen Familie lebte, die mir gelegentlich Makkissins (Schuhe) und andre Indianische Kleidungsstücke verfertigte.

Dritte Expedition.

Aufenthalt zu Chippeway-Point. Nachricht von einem sonderbaren Umstande, wodurch ich mir beinahe das Mißfallen des befehlshabenden Officiers zugezogen hätte. Beschreibung der glücklichen Flucht eines gewissen Rauchhändlers Ramsey. Ich unternehme es, einen Vorrath Kaufmannswaaren vom Mississippi nach Michillimakinak zu begleiten, welches ich glücklich ausführe. Rückreise nach Montreal, und von da nach Quebek, wo ich mich zu einem neuen Herrn begebe.

Während meines Aufenthaltes zu Chippeway-Point boten mir die Officiere öfters an, mich in ihren Quartieren innerhalb der Festung schlafen zu lassen; weil ich aber in den Wäldern zu liegen gewohnt war, zog ich meistens dieses Lager vor. Bald nach meiner Ankunft ereignete sich ein besonderer Vorfall, den ich hersetzen muß.

Wegen einer Indianischen Verrätherei im Jahre 1764, wo die Wilden, von ihrem Oberhaupte Pontiak angeführt, unter dem Vorwande eines Ballspiels einen Plan entwarfen, die Einwohner umzubringen und die Festung einzunehmen, (welches ihnen zu großer Kränkung der Engländer unglücklicher Weise gelang) war ein Befehl ausgestellt, daß es keinem Indianer erlaubt werden sollte, mit Schießgewehr in die Festung zu kommen. Eben so wenig sollte einem Indianischen Mädchen oder Weibe erlaubt werden, unter irgend einem Vorwande in der Festung zu schlafen; und zu besserer Sicherheit der Einwohner wurden stets doppelte Wachen gestellt, so oft mit den Oberhäuptern ein Rath gehalten ward.

Ungeachtet der Befehle des Gouverneurs trug ich groſses Verlangen, die Tochter eines vornehmen Anführers und ihre Schwester hereinzuführen, und entdeckte mich einem Officier, den ich um seinen Beistand zur Ausführung meines Plans ersuchte. Er sagte mir sehr höflich: zwar dürfe er sich nicht den Anschein geben, als begünstige er meinen Plan; doch wolle er mir gern allen Beistand leisten, der sich mit seinem Posten vertrage. Ich versicherte ihn, daſs die Mädchen eines vornehmen Mannes Töchter wären, und daſs ich für ihr Betragen stehen wollte.

Mit seiner Einwilligung wandte ich mich an zwei Soldaten, und fragte, ob sie Zeit hätten, ein groſses Faſs mit Porter auf Flaschen gezogen, von Chippeway-Point nach der Festung zu rollen; sie antworteten mir, so bald es mir gelegen wäre, würden sie dazu bereit seyn. Nachdem ich ein Faſs gekauft, und es, während die Officiere bei Tische waren, den Hügel hinuntergerollt hatte, eröffnete ich den Mädchen meinen Plan, schlug Spund und Boden aus, bohrte einige Löcher hinein, um so viel Luft als möglich zuzulaſsen, und bat sie, sich hinein zu begeben. Als ich sie mit einiger Schwierigkeit dazu beredet hatte, setzte ich den Boden wieder ein, und lief sogleich zu den Soldaten, um ihnen zu sagen, der Porter wäre da, und sie möchten mir unverzüglich helfen, weil ich fürchtete, daſs einige von den Flaschen zerbrochen seyn würden, weswegen ich sie so bald als möglich zu besichtigen wünschte.

Die Soldaten kehrten sogleich mit mir um, legten ihre Schultern gegen das Faſs, und rollten es mit groſser Mühe den Hügel hinauf, wobei sie stets anmerkten, daſs es sehr schwer wäre. Als sie eben vor das Thor kamen, gingen der befehlshabende Officier und der Kommissarius vorbei, und fragten die Soldaten, was sie da hätten? Sie antworteten: es wäre Porter in Flaschen für einen Rauchhändler, der sie gebeten hätte, es von Chippeway Point hinauf zu rollen. Da gerade ein Schiff von Detroit angekommen war, so lieſs sich der Officier durch die Ant-

wort vollkommen befriedigen, und merkte an: das wäre vortreflich; sie würden nun gutes Bier in Ueberfluß zu trinken haben. Kaum hatten die Soldaten das Faß noch einmal umgerollt, als unglücklicher Weise der eine mit dem Fuß an einen Stein stieß, und vor heftigem Schmerz niederfiel. Der andre, der die Last nicht aufhalten konnte, ließ ab, und das Faß rollte mit groser Geschwindigkeit den Hügel hinunter. Gerade als es den Grund erreichte, fiel der Boden aus; die Mädchen kamen zum Vorschein und der Betrug an den Tag. Zum Unglück war der befehlshabende Officier in der Nähe, als dieser Umstand sich ereignete; doch, ungeachtet es eine offenbare Verletzung seiner Befehle war, konnte er sich nicht enthalten zu lächeln, und sagte zu den gefangenen Mädchen: „wahrhaftig, artiger Porter in Flaschen!" Die Mädchen waren so beschämt, daß sie eilends in die Wälder flohen und sich in einigen Tagen nicht wieder sehen ließen.

Der befehlshabende Officier erkundigte sich nach mir, als er in die Festung zurückkam, und ich sah mich genöthigt, vor ihm zu erscheinen, ob ich gleich gestehe, daß ich mich in keiner angenehmen Lage fühlte. Sobald ich vor ihn kam, nahm er eine finstre Miene an, und fragte mich: wie ich es wagen könnte, den Befehlen der Besatzung ungehorsam zu seyn, die, wie ich wüßte, ertheilt wären, um den ernsthaftesten Folgen vorzubeugen. Ich wäre strafbarer als jeder andre, da ich die Natur und Gemüthsbeschaffenheit der Indianerinnen kennte, und da ich wüßte, wie gefährlich und unbehutsam es sey, sich ihnen anzuvertrauen. Zugleich setzte er hinzu, daß er um des Beispiels willen, und um Andre von solchen Unbesonnenheiten abzuhalten, nicht würde umhin können, mich in Fesseln nach Montreal zu schicken.

Ich entschuldigte mich in der Angst so gut ich konnte, und versicherte ihn, das Vorgefallene wäre mir sehr leid; doch hoffte ich, er würde mir verzeihen. Dieses Geständniß meines Vergehens besänftigte ihn; er sagte mir, er betrachtete

es als einen jugendlichen Muthwillen, den er diesmal übersehen wolle; nur möchte ich mich hüten, solche Streiche künftig wieder zu spielen. Seine Nachsicht rührte mich sehr, und ich versprach ihm, mich in Zukunft vorsichtiger zu betragen. Das hielt ich auch treulich; denn wenn gleich das Experiment, die Mädchen hereinzuschaffen, keine üblen Folgen nach sich gezogen haben würde, so mochte ich mich doch dem Unwillen des befehlshabenden Officiers nicht wieder aussetzen.

Am 11ten August langten die Rauchhändler vom Missisippi an, und brachten die Nachricht, daß ein gewisser Herr Ramsey und sein Bruder*) auf ihrem Wege nach St. Joseph auf eine außerordentliche Art einem Stamme aus der Nation der Pous entronnen wären.

Die Pous sind ein sehr wildes, grausames, den Engländern abgeneigtes Volk, und machen ihnen gewöhnlich so viel Verdruß, wie sie nur können, wenn sie nach dem St. Josephs Fort gehen oder von dorther zurückkommen, wo einige Französische Rauchhändler sich mit ihrer Erlaubniß angesiedelt haben.

Die Wilden hatten, wie es scheint, die Kanadier eingeladen zu landen; und in der Vermuthung, daß sie Pelzwerk zu verkaufen hätten, befahl Herr Ramsey seinen Leuten, ans Land zu gehen. Indem er aussteigen wollte, wateten drei von den Kriegern bis an den Hals durch das Wasser, zogen ihn aus seinem Kanot, und schleppten ihn ans Ufer. Seine Leute landeten sogleich und wollten ihrem Herrn folgen; als sie aber elf Indianer in der Nähe sahen und die böse Absicht der Anführer merkten, stiegen sie wieder in die Kanots, ließen das eine, worin Herr Ramsey und sein Sohn saßen, am Strande, und ruderten nach einer angränzenden Insel, wo sie den Ausgang

*) Weiter hin heißt es zweimal statt Bruder, Sohne: eins oder das andere muß also wohl ein Druck- oder Schreibfehler seyn. L.

einer Begebenheit abwarteten, die ihren Herrn mit dem Tode drohete.

Drei Indianer banden Herrn Ramsey an den Stamm eines Baums, bewachten seinen Sohn auf das genaueste, und plünderten nun das Kahot, aus dem sie so viel Rum herbeischleppten, wie sie nur trinken konnten. Sie stimmten hierauf ihre Kriegeslieder an, machten ein großes Feuer bei dem Stamme, an welchen Herr Ramsey gebunden war, und setzten sich auf die Erde, wo sie ihn verspotteten, ihn ein altes Weib nannten und seinen Bruder zwangen, in den Spott mit einzustimmen.

Die gewöhnliche Art der Hinrichtung bei den Wilden ist folgende. Sie bringen den gefangenen Krieger in eine Hütte, binden ihn mit kleinen Stricken von Baumrinden, welche die Größe einer Angelschnur haben, an einen Stamm, und geben ihm eine kleine Klapper, Cheffaquoy (Tscheffaquoy) in die Hand, welche er schüttelt, während er den Todten-Kriegesgesang singt: „Herr des Lebens, sieh mich wohl an, ich bin ein Krieger; ich habe meinen Körper gegen den bösen Geist weggeworfen.“ Wenn der Gesang geendigt ist, wird der Gefangene losgebunden und muß durch zwei Reihen Weiber, die mit kleinen Stöcken versehen sind, Spießruthen laufen. Nach dieser Strafe wird ein Hundeschmaus mit Bärentalg und Heidelbeeren zubereitet, wovon er essen muß. Alsdann wird er wieder an den Marterpfahl gebunden, und rings um ihn Holz gelegt. Er singt nun seinen Kriegesgesang; die Weiber zünden das Feuer an, und der Gefangene singt, indeß es brennt. Seine Gebeine werden dann aufgelesen und an die Kriegesstandarte, eine hohe mit Zinnober bemalte Stange, befestigt. Man sagt, daß die Nation der Folowen (eigentlich *folle avoine*) oder des wilden Hafers, ihre Weiber und Kinder tödten, ehe sie zur Schlacht gehen, damit im Fall einer Niederlage der Feind keine Gefangenen von ihrer Nation bekommen soll.

Als die Poes die Wirkung des Rums zu fühlen anfingen, untersuchten sie die Stricke, die von Weidenrinden gemacht waren, und ließen Holz um den Pfahl legen, damit es bereit wäre, wenn sie ihn verbrennen wollten. Bald nachher banden sie ihn los, und brachten ihn zum Kriegeskessel, um seinen Todtenschmaus anzurichten, der aus Hunde- und Tigerkatzenfleisch, mit Bärentalg und wildem Hafer vermischt, bestand, und wovon man ihn zu essen zwang. Herr Ramsey, der die Indianer kannte, ließ es sich mit anscheinender Fröhlichkeit gefallen, und sagte, er wäre satt. Darauf ward er wieder nach dem Marterplatze geführt und an den Pfahl gebunden. Hier bat er mit großer Fassung um Erlaubniß, eine Rede zu halten, ehe er in einen anderen Himmelsstrich ginge *). Als es ihm gewährt ward, drückte er sich folgendermaßen aus:

„Es ist wahr, der Herr des Lebens hat mich zu „diesen Indianern geschickt, deren Herzen voll vergifteten „Blutes sind; und da sie mich meinen Himmelsstrich wol„len verändern lassen, so werde ich muthig nach einem bes„seren Handelsplatze gehen, wo ich gute Indianer finden „werde. Sie wissen wohl, daß ich, seitdem ich ein Rauch„händler bin, stets mit ihnen und ihren Weibern und Kin„dern Mitleid gehabt und ihnen mein Herz bei allen Ge„legenheiten geöffnet habe. Jetzt aber hat der böse Geist „sein Herz mit dem ihrigen vereinigt, um mich in eine an„dre Himmelsgegend zu schicken, und ich freue mich dar„über; denn ich bin in dem Lande, wohin ich gehe, besser „gekannt, und von größeren Kriegern, als diese jemals „waren. Ich betrachte jetzt alle Anführer als alte Wei„ber, und weil ich der Peschscheke y (oder Büffel) „bin, will ich mein Letztes mit ihnen trinken, und den „Kriegern in jenem Klima die Nachricht bringen.“

Nach-

*) Die bildlichen Redensarten: den Himmelsstrich verändern, in das andere Land ziehen, deuten den Tod an, den die Indianer als eine bloße Reise betrachten. J.

Nachdem sie diese Rede aufmerksam angehört hatten, schickten sie sich an, ihn zu tödten. Er merkte es und bat seinen Bruder, den Muth nicht sinken zu lassen, weil er sich noch Hoffnung machte, ihre Wuth zu besiegen; er möchte sie nur fleißig mit Rum versorgen und ihre Flaschen stets füllen. Sein Bruder befolgte diese Anweisungen, und theilte reichlich Rum unter sie aus. Als nun Herr Ramsey merkte, daß sie berauscht genug waren, um kein Unheil mehr anstiften zu können, bat er seinen Bruder, ihm die Stricke durchzuschneiden, und half demselben nun, ihnen Rum den Hals hinunter schütten, bis sie ganz fühllos waren. Ergrimmt über die Grausamkeit, die sie an ihm verüben wollten, schnitt er mit seinem Bruder ihnen Allen die Gurgel ab, packte Alles, was sie aus dem Kanot herausgenommen hatten, wieder hinein, und ruderte so schnell als möglich vom Ufer ab. Seine Leute schrieen ihm aus der Ferne zu, und freueten sich, ihn wohlbehalten wieder zu sehen. Sobald sie ihre Ladung in Ordnung gebracht hatten, setzten sie durch einen anderen Weg ihre Reise in das Indianische Land fort.

Ich erfuhr, daß Herr Ramsey nachher wieder nach Michillimakinak zurückgegangen wäre, wo ihm der befehlshabende Officier zu seiner Befreiung Glück wünschte; doch hielt er es nicht für rathsam, jemals diesen Weg wieder zu nehmen.

Um diese Zeit vereinigten sich die Indianischen Rauchhändler zu einer Kompagnie Landmiliz, der ich als Adjutant und Lieutenant unter dem Kapitain John Macnamara beitrat. Im Junius 1780 kam die Nachricht vom Missisippi, daß die Indianischen Rauchhändler ihre Pelze zu la Prairie des Chiens, oder dem Hundefelde, (woselbst eine ziemlich große nach Indianischer Art gebauete Stadt ist) unter der Aufsicht des Königlichen Dolmetschers Mons. Longlad niedergelegt, und daß die Amerikaner sich in großer Menge zu Illinois versammelt hätten. Diese von verschiedenen Nationen be-

wohnte Stadt liegt jenseits des Staates von Kentucky unter der Spanischen Regierung, die am anderen Ufer eine Festung erbauet hat, in welcher ein Officier und zwölf Gemeine liegen, um den Schleichhandel zu verhindern.

Der befehlshabende Officier zu Michillimakinak bat mich, eine Parthei Indianer und Kanadier an den Missisippi zu begleiten, welches ich sehr gern übernahm. Wir verließen den Posten mit sechs und dreißig südlichen Indianern von den Nationen der Ottiganmies (sonst Utagamis S.) und Sioux, in neun mit Indianischen Geschenken beladenen Baumrinden-Kanots. Nach einem Marsch von drei Tagen ward ich krank, welches ich dem beschwerlichen Leben im Nipegon-kander zuschrieb. Weil aber das Geschäft dringend, und keiner von unseren Leuten fähig war, das Dolmetscheramt zu versehen, so kämpfte ich mit meiner Unpäßlichkeit. Dazu kam, daß ich großen Unannehmlichkeiten ausgesetzt zu seyn fürchtete, wenn ich nicht weiter reisen könnte, weshalb ich alle meine Kräfte aufbot, und fest entschlossen war, auf jeden Fall mein Leben zu wagen.

Am vierten Tage lagerten wir uns am See les Puans, (dem Stinker-See,) der so genannt wird, weil die an seinen Ufern wohnenden Indianer von Natur unsauber sind. Hier bekamen wir eine Menge Hirsche und Bären, Indianisches Korn, Melonen und andre Früchte. Die südlichen Indianer haben mehr Dörfer, und sind gesitteter als die nördlichen; das Klima ist wärmer, und die Natur fruchtbarer, weswegen sie die Erzeugnisse der Erde ohne viele Mühe ziehen können. Ihre Häuser sind mit Birkenrinden gedeckt, und inwendig mit Bogen, Pfeilen und Kriegeswaffen geschmückt. Ihre Betten bestehen aus Rinden und Binsenmatten.

Wir reiseten weiter bis an den Ouisconsin, einen schönen Fluß, der auf einer Strecke von sechzig Seemeilen so reißend ist, daß wir in unseren Kanots in anderthalb Tagen hinunter fuhren. Wir sahen daselbst eine ungeheu-

te Menge Enten, Gänse und andres Geflügel. Auf diesem Flusse mußten wir unsre Kanots auspacken, um unsre Waaren über den zwei Meilen langen Trageplatz zu bringen. Wir lagerten uns am Strande, um mit Tagesanbruch fortzugehen; einer von den Indianern aber ward von einer Klapperschlange gebissen, die Herr Abaïs den glänzenden Bewohner der Wildniß nennt, und die vierzehn Klappern hatte.

Herr Beatty erzählt, als er in einem kleinen Hause am Juniata-Flusse den Indianern und Anderen gepredigt habe, sey eine Klapperschlange ins Zimmer gekrochen, aber glücklich entdeckt und getödtet worden. Ehe man sich von diesem Schrecken wieder erholen könnte, nahm man eine andre Schlange wahr, die ebenfalls getödtet ward, ohne weiteren Schaden zu thun, als daß sie die Versammlung störte. Es befremdet ihn sehr, wie dieses Ungeziefer ins Haus kriechen könnte, ohne von jemand beleidigt zu werden, welches sie immer zum Beißen reizt. Die Indianer sagen, es befördere bei einer Frau in Kindesnöthen die Entbindung, wenn sie den Schwanz einer Klapperschlange in die Hand nehme und die Klappern schüttle. Es ist merkwürdig, daß die Indianer den Beutel, der das Gift dieses Ungeziefers enthält, herausnehmen, und, wenn sie in den Krieg ziehen, das Thier in ihrem Arzeneikasten lebendig mit sich führen.

Dieser unangenehme Zufall verzögerte unsre Reise, bis der unglückliche Leidende sich dadurch half, daß er sich die verwundete Stelle aus der Wade schnitt, Salz und Schießpulver auflegte, und das Bein mit den Blättern des rothen Weidenbaums verband. Nun konnte er bald weiter gehen, und ertrug den Schmerz mit der Standhaftigkeit, wodurch die Wilden sich so auffallend auszeichnen.

Am Abend des anderen Tages lagerten wir uns nahe bei dem Flusse. Es regnete stark, und die Indianer schlugen einige Hütten von Baumrinden auf. Einer von ihnen entdeckte in einiger Entfernung in den Wäldern ein kleines

Häuschen, worin er einen weißen Mann mit abgeschnittenen Armen auf dem Rücken liegen fand. Wir vermutheten, daß er sich an diesem Orte niedergelassen, und daß irgend ein böser Indianer ihn ermordet hätte, welches ganz kürzlich geschehen seyn mußte, da der Körper noch nicht in Fäulniß übergegangen war. Ehe wir fortgingen, begruben wir ihn.

Am folgenden Tage erreichten wir die Arme (*forks*) des Missisippi, wo wir zwei hundert Indianer von der Nation der Füchse (*Renards*) zu Pferde mit Speeren, Bogen und Pfeilen bewaffnet fanden. Unser Anblick schien sie, wie mir der Anführer unseres Haufens, Warbischar, sagte; nicht sehr zu erfreuen. Als wir eben landen wollten, stiegen sie vom Pferde, und nahmen uns genau in Augenschein. Die Sioux fragten, ob ich mich fürchtete; ich antwortete ihnen: ich hätte schon mehrmals eine größere Anzahl Wilde gesehen, und zwar wildere, als irgend eine Nation der südlichen Indianer. Warbischar ertheilte den Befehl, ans Land zu fahren. Sobald wir ausstiegen, nahmen die Füchse unsre Indianer bei der Hand, und luden sie in ihr Lager ein. In Zeit von einer Stunde bereiteten sie ein Fest, das aus fünf Indianischen Hunden, Bären, Bibern, Hirschen, Bergkatzen und Waschbären in Bärentalg gebraten und mit Heidelbeeren vermischt bestand. Nach der Mahlzeit sangen und tanzten die Indianer. Man hielt eine Rathsversammlung, worin der Anführer der Füchse unseren Warbischar folgendermaaßen anredete.

„Brüder, wir schätzen uns glücklich, euch zu sehen; „wir haben kein böses Herz gegen euch, und obschon wir „durch Sprache nicht einerlei Nation sind, sind doch unsre „Herzen eins. Wir sind alle Indianer, und freuen uns „zu hören, daß unser großer Vater Mitleid mit uns hat, „und uns Bedeckung und Werkzeuge zur Jagd schickt."

Warbischar gab hierauf folgende Antwort: „Es ist „wahr, meine Kinder, daß unser großer Vater mich hie„her geschickt hat, um die Pelze und Häute, die im Hun-

„felde unter Kapitain Longlads Verwahrung sind, in „Empfang zu nehmen, damit nicht die großen Messer „(er meinte die Amerikaner) sie plündern. Ich bin mit dem „weißen Manne gekommen, um euch Bedeckung und Mu„nition zur Jagd zu geben."

Nach geendigter Rede theilten wir sogleich die Geschenke aus, stießen unsre Kanots vom Ufer, und verließen die Fälle auf die freundschaftlichste Art.

Nach einer siebentägigen Reise erreichten wir la Prairie des Chiens, wo wir das Pelzwerk des Kaufmanns ballenweise in einem Häuschen unter Verwahrung des Kapitains Longlad und einiger Indianer fanden. Diese freueten sich sehr uns zu sehen. Nachdem wir ein wenig geruhet hatten, nahmen wir dreihundert Ballen der besten Felle heraus, und füllten die Kanots. Noch sechzig andre, für die wir keinen Raum mehr hatten, verbrannten wir, damit sie dem Feinde nicht in die Hände fielen; und nun traten wir unsre Rückreise nach Michillimakinak an.

Wir erfuhren, daß fünf Tage nach unsrer Abreise die Amerikaner gekommen wären, um uns anzugreifen; zu ihrem äußersten Verdrusse aber waren wir schon zu weit. Nach siebzehn Tagen erreichten wir den See des Puans, wo wir eine Parthei Indianer gelagert fanden. Den folgenden Tag schifften wir uns ein, und kamen nach einer Abwesenheit von achtzig Tagen zu Michillimakinak an. Bald nach meiner Zurückkunft machte ich dem befehlshabenden Officier meine Aufwartung, und erwartete eine Belohnung meiner Dienste; allein er verwies mich an die Indianischen Rauchhändler, von denen ich nie einen Ersatz bekommen habe.

Auf solche Weise war ich sogar der Nothwendigkeiten des Lebens beraubt; allein ich blieb nicht lange in dieser unangenehmen Lage, sondern fand bald Schutz und Unterstützung bei den Indianern. Weil indeß ihr Beistand mir nicht die Mittel verschaffen konnte, in bürgerlicher Gesellschaft zu erscheinen, so sah ich mich genöthigt, die Freund-

schaft der Kaufleute zu suchen, um nach Montreal zurückkehren zu können. Zu Anfange des Septembers verließ ich Michillimakinak, und langte am 27sten eben des Monats zu Montreal an.

Ich ergriff die erste Gelegenheit, meinen alten Herrn zu besuchen, und hoffte ihn bei guter Gesundheit zu finden; aber ach! er hatte die Schuld der Natur bezahlt, und ich fand seinen Neffen, der mit mir zugleich Schreiber gewesen war, an seiner Stelle. Er erlaubte mir, vierzehn Tage in seinem Hause zu wohnen; weil aber meine Lage bei ihm von der, die ich bei meinem alten Herrn gehabt hatte, sehr verschieden war, so bat ich ihn nach wenigen Tagen, mich mit einem Sortiment Waaren für den Indianischen Handel auszurüsten, die ich an Pelzen wieder zu bezahlen versprach. Er sagte, alle Waaren in seinem Magazine ständen mir zu Dienst; aber bei Untersuchung des Vorrathes fand ich, daß es keine für die Wilden taugliche Sachen mehr darunter gab, und daß ich von dem, was noch da war, keinen ordentlichen Gebrauch würde machen können.

Ich verließ also sein Haus mit Dankſagungen für seine Höflichkeit, und nahm mit Hülfe einer Geldsumme, die mir ein Freund vorstreckte, eine Wohnung in der Stadt, wo ich mich einige Zeit aufhielt. Von da ging ich nach Onehek, wo ein Herr, der zufällig hörte, daß ich außer Brodt wäre, und der meine Bekanntschaft mit den Indianischen Sprachen wußte, mich holen ließ und in Dienst nahm. Er stellte es mir frei, zu den Indianern am See Temiskaming zu reisen, oder einen anderen Aufenthalt zu wählen, den ich für den vortheilhaftesten zum Handel hielte.

Abreise von Quebek. Beschreibung der Loretto-Indianer. Einige Bemerkungen über die Behauptung, daß die Amerikanischen Indianer keinen Bart hätten. Wir halten das Paketboot Mercury fälschlich für einen Amerikanischen Kaper, setzen unsere Reise fort und erreichen unseren Winteraufenthalt. Beschreibung einiger Schlangenarten. Wir haben großes Glück, und vollenden bald unsren Tauschhandel. Rückreise nach Quebek.

Ich versah mich mit einem gehörigen Sortiment Kaufmannswaaren, und verließ Quebek, um nach Tadoufac am Ende des Saguenay-Flusses, unweit des St. Lorenz-Flusses, zu gehen. Ungefähr neun Meilen von Quebek liegt ein Dorf, welches die Loretto-Indianer bewohnen, die eigentlich zur Nation der Huronen gehören. Sie sind durch die Jesuiten zum Christenthum bekehrt worden, und bekennen sich zur katholischen Religion. Die Weiber haben außerordentlich gute Stimmen, und singen auf eine bezaubernde Art Hymnen in ihrer eignen Sprache. Sie bebauen das Land, und bringen die Produkte desselben zum Verkauf. In ihren Sitten sind sie die unschuldigsten, unschädlichsten aller Nordamerikanischen Wilden. Ihre Häuser sind anständig und nach Art der Kanadier gebauet. Sie machen eine Ausnahme von den meisten Indianern, weil sie selten starkes Getränk trinken. Fast durchgängig sind sie schlank, stark und wohl gebildet, haben kurzes schwarzes Haar, das sie auf dem Vorderkopf von Ohr zu Ohr abscheeren, und tragen weder Mützen noch Hüte. Einen Bart haben sie so gut wie alle anderen Wilden; nur ist er kaum sichtbar. Sie verabscheuen aber alle Auswüchse, und rupfen daher sorgfältig jedes Haar von der Oberlippe und vom Kinne mit Messingdrath aus, den sie zu diesem Zweck in Form einer Zange zusammendrehen.

Es ist bekannt, daß alle Rauchhändler diesen Handelsartikel bloß zu der Absicht ausführen. Der Baron de la Hontan scheint in großem Irrthum zu stehen, wenn er von den Wilden sagt, sie hätten keinen Bart. Auch Lord Kaimes stand in eben dem Irrthum, als er behauptete, daß ein Indianer außer am Kopfe, den Augenbraunen und Augenliedern an seinem ganzen Leibe kein Haar hätte, und daß man von einem Barte gar nichts an ihm sähe. Diese Bemerkung, sagt Herr James Adair, ist ganz ungegründet, wie jedermann bezeugen kann, der mit den Indianern in Verkehr gestanden hat. Major Robert Rogers, der gewiß die Indianer so gut wie irgend jemand kannte, sagt, daß sie sich den Bart ganz ausraufen, welches außer allem Zweifel beweist, daß sie nicht von Natur unbärtig sind. — Ich bin durch die Skizzen des Lord Kaimes über die Geschichte des Menschen auf diese Betrachtungen gekommen. Er behauptet nicht nur, daß die Indianer keinen Bart haben, sondern bauet auf diese Hypothese sogar den Beweis einer besonderen Schöpfung.

Tadousac liegt an der Seeseite, nordwärts des St. Lorenz-Flusses, und wird von wenigen so genannten Berg-Indianern bewohnt, die sich hauptsächlich von der Fischerei ernähren. Ein Rauchhändler, Schreiber des Herrn, in dessen Diensten ich stand, hält sich ebenfalls daselbst auf. Man findet hier einen Französischen Geistlichen und eine Kirche für die Indianer, die sämmtlich Katholiken sind. Ich blieb vierzehn Tage in diesem Dorfe, und während dieser Zeit kreuzten die Amerikanischen Kaper beständig umher. Eines Morgens, bei starkem Nebel, konnten wir nur eben in kleiner Entfernung ein Schiff wahrnehmen. Dieser Anblick beunruhigte den Priester und die Indianer. Mein Englischer Kollege, der hiesige Rauchhändler, [illegible] gemeinschaftlich mit mir die Indianer, ihren Posten zu behaupten; allein der Priester, ob er gleich von Engl[illegible]d besoldet wurde, setzte sich mit Heftigkeit dagegen. Dieses machte mich böse; ich drang darauf, einige von seiner Heerde mit

mir auf Kundschaft zu nehmen, um herauszubringen, was für ein Schiff es wäre, ob ich gleich starken Verdacht hatte, daß es ein Amerikanischer Kaper seyn müßte. Wir gingen nach dem Ufer zu, konnten aber die Zahl von Kanonen, die es führte, nicht unterscheiden, und begaben uns hierauf in unser Lager zurück. Auf meine Bitte begleiteten mich die sämmtlichen Indianer, um das Schiff anzugreifen. Wir stiegen, alle gleich gekleidet, in unsere Kanots; als wir näher kamen, fanden wir, daß es ein kleines Fahrzeug war, welches vor Anker lag und nur acht kleine Drehbassen führte. Ich begab mich sogleich an die eine Seite desselben, und wies die Indianer nach der anderen, um es, wo möglich, ganz zu umringen. Nachdem wir das Schiff erreicht hatten, ergriff ich ein Seil, und stieg an Bord; der Kapitain gerieth in Unruhe, und seine Furcht ward noch größer, als er sich mit Kanots voller Wilden, mit Flinten und Tomahawks bewaffnet, umgeben sah. Doch ging er auf mich zu, schlug mir auf die Schulter, und fragte, ob ich etwas verlangte? Ich war zu klug, um ihm jetzt zu antworten. Er fragte mich darauf, ob ich etwa Zwieback haben wollte? Ich antwortete: kawin, oder nein. Er schüttelte den Kopf, als wollte er sagen, ich wünschte zu wissen, was du verlangst. Die Indianer kamen nunmehr an Bord, und der Kapitain, der nur sieben Mann hatte, da hingegen unsre Anzahl sich auf funfzig wohl Bewaffnete belief, wußte nicht, was er machen sollte; doch ließ er, wahrscheinlich um mir gefällig zu seyn, seine Leute Zwieback und Rum herbeischaffen. Während der Abwesenheit der Matrosen entdeckte ich, daß es ein Englisches Schiff war, und fragte den Kapitain auf Englisch; wem es gehöre. Er ward angenehm überrascht, und sagte mir: er hieße Allcron, und führte den Mercury, das Quebeker Packet-Boot. Bei dieser Nachricht freuete ich mich, daß wir ihn nicht unartig behandelt hatten; auch die Indianer waren sehr froh, und gaben dem Kapitain die Hand.

Der Kapitain begleitete uns darauf in unsren Kanots ans Ufer, und wir stiegen bei unserem Lagerplatze ans Land. Hierauf gingen wir in das Haus des Priesters, und hielten Mittag. Den folgenden Tag wurden Herr Martin, der Priester, und ich an Bord eingeladen, wo wir ein vortreffliches Mahl nebst Wein und anderen starken Getränken in Ueberfluß fanden. Unglücklicherweise zechten wir zu wacker, und als wir Abends zurückkehrten, zankte der Priester mit mir, daß ich die Wilden aufgemuntert hätte. Dieser Vorwurf, mit seinem vorigen Betragen zusammengenommen, brachte mich über alle Maaßen auf; ich warf ihn in der Hitze über Bord, und er wurde nur durch den Beistand der Matrosen gerettet. Beim Anlanden kam es unter uns zu Schlägen; doch wurden wir bald aus einander gebracht. Als wir wieder nüchtern geworden waren, gaben wir uns die Hände, und blieben in der Folge immer gute Freunde.

Den anderen Tag wurden die Indianer von einem epidemischen Fieber befallen, das sie des Gebrauchs ihrer Glieder beraubte und ein Irrereden verursachte. Auch mir setzte die Krankheit sehr zu; doch ward ich durch die freundschaftliche Hülfe des Herrn Martin, der ein Apothekerkästchen hatte, in drei Wochen wieder hergestellt.

Der Winter rückte nun schnell heran, und unser verlängerter hiesiger Aufenthalt brachte mich in die Nothwendigkeit, meine Reise in Schneeschuhen fortzusetzen, indem ich alle meine Waaren auf Indianischen Schlitten durch die Wälder und über hohe Berge führte. Wir hatten ein und zwanzig Tage lang in tiefem Schnee ungefähr hundert Französische Meilen weit durch das Sagnenay-Land eine äußerst beschwerliche Reise, bis wir einen Ort, Namens Checutimy (Tschekutimy) erreichten. Der Fluß, an welchem er liegt, hat Ebbe und Fluth und gesalzenes Wasser bis auf die Hälfte des Weges hinauf. Hier befinden sich nur wenige Indianer, nebst einem Rauchhändler, bei dem ich überwinterte, auf die Jagd ging und eine Menge Thiere erlegte. Zu Anfange des Frühlings nahm ich

Abschied von ihm, und verfolgte, mit Kanots versehen, meine Reise nach dem St. Johannis-See, und von da nach dem Flusse Panebakusch, nach dem See Schabumutschoin, (*Shaboomooshaine*) der ungefähr sieben Indianische Tagereisen weit nordwärts von dem See Arbutibis liegt.

Nicht weit von den Wasserfällen des Flusses Panebakasch ging ich ans Land, und stieg einen hohen Berg hinan, um eine große Höhle zu untersuchen, die zweihundert Schritte tief [illegible] an der Mündung drei Schritte weit ist. Hier fand ich [illegible] Stück Erz, welches etwa drei Zoll ins Gevierte haben mochte. Die äußere Rinde war schwarz und sehr dünn, und auf dem Bruche sah es gelb aus. Ich nahm es mit nach Quebek, verlor es aber durch einen unglücklichen Zufall, und zu meinem großen Leidwesen, weil einige meiner Freunde, denen ich es zeigte, der Meinung waren, daß es von vielem Werthe sey.

Diese Reise ging beinahe achtzig Französische Meilen weiter ins Land, als je ein Rauchhändler vor mir gekommen war. Die einzige Niederlassung in dieser Gegend ist am St. Peters-See, wo vormals ein Französisches Haus war, und wo jetzt ein Englischer Rauchhändler wohnte, der ebenfalls im Dienste meiner Prinzipale stund.

Am 26sten Mai 1781 kam ich an den See Schabumutschoin (*Shaboomooshoine*), wo ich nur wenige Tage zu bleiben dachte; einige ankommende Indianer aber versicherten mich, daß es mir sehr zum Vortheil gereichen würde, wenn ich hier überwinterte. Auch versprachen sie, mich mit Pelzen, Fischen und Häuten zu versehen. Diese Aeußerung bewog mich hier zu bleiben; ich bauete mir ein zu meinen Geschäften bequemes Haus, und hielt mir zwei Indianer mit ihren Weibern und Kindern zur Jagd.

Am 29ten stellten wir unsre Netze aus, und fingen in Zeit von vier Stunden eine Menge großer Forellen, Hechte, Maskinonjy, und Weißfische. Auch hielt sich so viel wildes Geflügel in dieser Gegend auf, daß wir immer

zwei Gänge auf der Tafel hatten; und statt des Zugemüses kochten wir allerlei Wurzeln.

Am 17ten Junius kam ein Haufe Indianer, die sich sehr angenehm überrascht fanden, als sie einen Rauchhändler an einem Orte antrafen, wo noch nie zuvor einer sich niedergelassen hatte. Vorzüglich aber freuete es sie, mich ihre Landessprache reden zu hören.

Während meines Aufenthaltes sah ich eine große Menge Schlangen; besonders entdeckte ich eines Tages, als ich im Walde spatzieren ging, eine im Grase. Sobald ich sie wahrnahm, schnitt ich einen langen Stock, und ließ ihn sachte auf ihren Kopf fallen; sie bewegte sich augenblicklich fort, und ich konnte sie sehr deutlich klappern hören. Indeß ich den Glanz ihrer unaussprechlich schönen Farben betrachtete, wand sie sich wie ein Knaul zusammen, um auf mich loszuschießen. Dieses erinnerte mich an meine Gefahr; ich ergriff die Spitze des Stockes, und ließ ihr das schwere Ende auf den Kopf fallen. Der harte Schlag betäubte sie, und ich benutzte die Gelegenheit, ihr einen zweiten zu versetzen, der sie tödtete. Ich maß sie, und schätzte ihre Länge wenigstens auf sechstehalb Fuß, und die dicksten Theile auf vier Zoll im Umkreise, mit neun Gliedern in der Klapper, welches, nach der allgemeinen Bemerkung, ein Alter von neun Jahren anzeigt. Doch halte ich dieses nicht für ausgemacht erwiesen, weil es ungewiß ist, in welchem Alter die Klapper zum Vorschein kommt. Das Fleisch dieses Thieres ist köstlich von Geschmack, und ich habe es oft mit großem Wohlbehagen gegessen. Die Indianer vergiften die Klapperschlangen oftmals mit Tabakssaft.

Ich will bei dieser Gelegenheit, ob es gleich nicht ganz damit zusammenhängt, einige Bemerkungen über die Truthahn- und schwarze Wasserschlange machen. Die Truthahnschlange ist länger, als die Klapperschlange; sie hat auf dem Rücken Streifen, und am Ende des Schwanzes einen Speer in Form eines Ankers, nebst einer doppelten

Reihe Zähne in jeder Kinnlade. Ihren Namen hat sie von ihrer Stimme, die den Tönen eines Truthahns gleicht. Am Mississippi nährt sie sich von wildem Reis, der zwischen langem Grase wächst, trägt oft das Haupt gerade, und macht ein Geräusch wie ein Welsches Huhn, um dieses zu locken; so bald der Vogel erscheint, sticht sie ihn mit dem Schwanze, und macht ihn ohne Mühe zur Beute.

Der schwarzen Wasserschlange bedienen sich die Indianer, wenn sie zum Kriege gehen; sie brechen ihr die Zähne aus, binden Kopf und Schwanz zusammen, und befestigen sie sich rund um den Leib, wo sie bald sterben muß. Des Nachts wird sie immer abgenommen, und Morgens wieder umgelegt.

Auf meinem Wege von dem Bache Toniata am St. Lorenz-Flusse bis nach dem Landungsplatze Pimetiskotyan am See Ontario, sah ich eine von diesen Schlangen mit einem platten Fisch im Maule schwimmen; ich war so glücklich sie zu schießen und den armen Gefangenen aus dem Rachen des Todes zu retten.

Ich hatte auf meiner kleinen Festung beständig eine Flagge aufgepflanzt, welche die Indianer mit Flintenschüssen begrüßten. Der Haufe, der damals bei mir war, hielt eine Versammlung, und machte mir ein Geschenk mit zwei sehr großen Biberröcken und verschiedenen schönen Fellen, nebst einer Menge Proviant, wogegen ich ihnen Tabak, Rum, Spielsachen und Munition gab. Zwei Tage darauf verließen sie mich, und baten mich, bis zu ihrer Zurückkunft zu warten, welches ich unter der Bedingung versprach, daß sie mir Pelze und Häute mitbrächten, um die Kanots zu beladen, wofür ich ihnen Indianische Waaren geben wollte. Ich konnte mich auf ihre Pünktlichkeit verlassen, und blieb, vollkommen ruhig, mit zwei weißen Männern und zwei Indianern nebst ihren Weibern zurück. Wir brachten unsre Zeit mit Jagen und Fischen zu; und weil viele kleine Inseln in unsrer Nähe waren, gingen wir öfters dahin, um wilde Vögel zu schießen, welches

uns in Stand setzte, einen guten Tisch zu halten. Auf einer dieser Inseln entdeckten wir zwei Indianische Hütten, die aber, allem Anschein nach, seit langer Zeit niemand besucht hatte. Ungefähr eine halbe Meile davon sahen wir eine lange mit Zinnober bemalte Stange. Auf der Spitze steckten drei Menschenschedel, und rund herum hingen die Gebeine. Die Indianer vermutheten, daß sie schon vor vielen Jahren errichtet worden sey. Ungefähr eine Stunde vor Sonnenuntergang kehrten wir nach unserem Wigwam (Hütte) zurück. Am folgenden Morgen, in Abwesenheit der Indianer, halfen mir die Kanadier den Rum versetzen und die Waaren sortiren, um auf die Ankunft der Wilden bereit zu seyn und die Zeit auszufüllen, die uns sehr lang ward.

Am 24sten Junius kam eine Bande Indianer vom See Arbitibis, die einen starken Vorrath vortreflicher Pelze und Häute, nebst trocknem Fleische mitbrachten, welches ich von ihnen eintauschte. Nach geschlossenem Handel gab ich ihnen, wie es bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich ist, etwas Rum, der ihnen nach ihrer langen Reise äußerst willkommen war. Sie tranken reichlich, da ich ihnen mehr als gewöhnlich gab; allein ihre Ladung verdiente dies auch, und ich fand immer meinen Vortheil dabei, wenn ich bei meinem Tauschhandel großmüthig verfuhr.

Nach ihrer Abreise nahm ich einen Indianer zum Wegweiser, und besuchte einen Bruder Kaufmann, der ungefähr hundert und funfzig Englische Meilen weit von mir wohnte. Ich blieb vierzehn Tage bei ihm, und war in Begriff zurückzukehren, als zwei Indianer mir auf Verlangen meiner Kanadier die Nachricht brachten, daß ein Haufe Wilder auf mich wartete. In ungefähr fünf Tagen waren wir wieder zurück, und ich tauschte alle ihre Pelze ein.

Am 16ten Julius kamen gegen funfzig Wilde mit ihrer Frühlingsjagd, die ich ebenfalls eintauschte, obgleich das Pelzwerk weit schlechter war, als das, welches im Winter gesammelt wird. Allein ich hatte mir einmal vorgesetzt, eine so reiche Erndte als möglich zu machen,

und ergriff mit Eifer jede Gelegenheit, meinen Vorrath zu vergrößern.

Gegen Ende des Monats kam der Haufe wieder, der mir zurückzukehren versprochen hatte, und brachte eine große Menge Pelze mit, die nebst dem, was ich in ihrer Abwesenheit gesammelt, so viel betrug, wie meine Kanots halten konnten. Auch brachten sie mir die Nachricht mit, daß die Hudsonsbay-Gesellschaft von den Franzosen ihres Pelzvorrathes beraubt worden sey.

Früh im August packte ich meine Ballen, und schiffte mich nach Quebek ein, wo ich zu großer Freude meiner Herren, welche meine lange Abwesenheit sehr beunruhigt hatte, in Zeit von sechs Wochen anlangte. Sie waren mit meiner Ladung vollkommen zufrieden, und überzeugten sich von meinem Fleiß und meiner Redlichkeit in ihrem Dienst. Zum Lohn für meine vielen ausgestandenen Beschwerlichkeiten gaben sie mir noch über meinen Gehalt ein ansehnliches Geschenk. Ich verließ ihren Dienst und das Indianische Leben mit dem Vorsatz, eine weniger gefährliche Bestimmung zu suchen, wobei ich mit minderer Anstrengung des Geistes und Körpers die gesellschaftlichen Freuden genießen könnte.

Zu Quebek hielt ich mich eine Zeitlang auf, und dachte den Winter daselbst zuzubringen; weil aber mein Geld beinahe zu Ende ging, und ich zu einer anderen Indianischen Reise keinen Beruf fühlte, begab ich mich nach Montreal zurück, wo ich Freunde fand, die mir bis zum Frühjahre aushalfen.

Besuch auf dem Fort George. Merkwürdiges Beispiel von Muth bei einem Mohawk-Indianer. Rückreise nach England. Ein neuer Dienst, und Rückreise nach Kanada mit Kaufmannswaaren für den Indianischen Handel.

Im Mai machte ich eine kleine Reise nach Fort George, an einem See eben des Namens, den die Franzosen Saint Sacrement nennen. Ich blieb hier bei einigen Mohawks, die sich daselbst gelagert hatten. Zu Anfange des Französischen und Indianischen Krieges im Jahr 1757 zeigte einer von diesen Wilden, als man einem Soldaten eines Rausches wegen fünfhundert Streiche zuerkannt hatte, ein merkwürdiges Beispiel von Entschlossenheit und kalter Ueberlegung.

Ein Indianer, der wegen seiner vorzüglichen Gelenkigkeit und wegen seiner bewundrungswürdigen Schlauheit im Kriege, wo er mehr Feinde getödtet hatte, als irgend einer aus den mit Großbritannien verbündeten Stämmen, Silberferse (*Silverheels*) genannt wurde, kam zufällig in die Festung, als eben der Soldat seine Strafe erhalten sollte, und bezeugte sein Mißfallen, daß man einen Mann so schimpflich herabwürdigte. Er ging zu dem befehlshabenden Officier, und fragte ihn, was für ein Verbrechen der Soldat begangen hätte; der Officier, der nicht Lust hatte, sich quästioniren zu lassen, befahl einem von seinen Leuten, Silberfersen fortzuschicken und ihm zu sagen, daß man bei solchen Gelegenheiten die Gesellschaft der Indianer entbehren könnte. „Wa! Wa!" (oder O! O!) erwiederte der Wilde; „aber warum ist der Soldat gebunden?" Weil er einen Rausch gehabt hat, antwortete jener. „Ist es nur das? „sagte Silberferse," so schafft nur noch eine Reihe Hellebarden herbei, und bindet euren Chef; denn der besäuft sich zweimal des Tages." Mit diesen Worten verließ er sogleich die Festung, indem er dem

Soldaten

Soldaten sagte, er würde bald zurückkehren, um die auferlegte Strafe zu verhindern. Bald nachdem der Delinquent gebunden war, und die Trommelschläger auf das Signal warteten, kam Silberferse zurück, ging mit einem Tomahawk und Skalpirmesser auf den Officier zu, und sagte ihm: „Vater, seyd ihr ein Krieger, oder haltet ihr euch nur dafür? Wenn ihr brav seyd, so werdet ihr nicht leiden, daß eure Leute diesen Soldaten schlagen, so lange ich in der Festung bin. Laßt euch rathen! vergießt nicht das gute Englische Blut, dessen ihr morgen vielleicht gegen den Feind bedürft." — Der Officier drehete sich um, und antwortete mit einem unwilligen Blick: der Soldat habe seine Pflicht übertreten, und müsse gestäupt werden. Gut, antwortete Silberferse, so stäupt ihn; wir werden bald sehen, ob ihr ein tapfrer Krieger seyd, wie ein Indianer.

Ein paar Tage nachher ritt der Officier in einiger Entfernung von der Festung, und Silberferse lag platt auf dem Bauche, wie es seine Gewohnheit war, wenn er einem Feinde auflauerte. Der Officier ritt vorbei, ohne ihn wahrzunehmen, als er schnell aufsprang, ihm in den Zügel faßte und ihm sagte, er sollte absteigen und mit ihm fechten. Der Officier, der es nicht für rathsam hielt, sein Leben gegen einen Wilden zu wagen, weigerte sich, abzusteigen und wollte dem Pferde die Spornen geben. Silberferse merkte seine Absicht, und gab dem Pferde einen Schlag mit dem Tomahawk, daß es plötzlich zu Boden fiel. Der Officier stürzte nieder, ohne Schaden zu leiden. Nun, sagte Silberferse, sind wir gleich, und da du ein Paar Pistolen und einen Degen hast, so kannst du nichts dawider haben, dich mit mir zu schlagen. Der Officier weigerte sich noch immer; Silberferse sagte ihm: er hätte sich ja für einen Krieger gehalten, als er einen von seinen weißen Sklaven wegen einer Verletzung des Kriegesgesetzes hätte stäupen lassen; jetzt aber schiene er seine Rolle ganz vergessen zu haben, sonst würde er keinen Anstand nehmen, mit ihm zu fechten — und mit einem ernsten Blick setzte

er hinzu: er hätte große Lust, ihn in eine andre Himmelsgegend zu schicken; weil aber diese Art zu verfahren seinem Zweck nicht entsprechen und ihn unter den Kriegern, seinen Brüdern, nicht genug herabsetzen würde, so möchte er nur nach Hause gehen, so bald es ihm gefiele: morgen indeß würde er mit dem Skalp des Pferdes auf die Festung kommen und die Sache erzählen. Der Officier freuete sich, so guten Kaufs davon zu kommen, ob er gleich drei Meilen weit zu Fuß gehen mußte.

Den anderen Morgen erschien Silberferse, und fragte nach dem Officier, ward aber nicht vorgelassen. Einige von den anderen Officieren kamen heraus, und erkundigten sich, was er verlangte. Er erzählte den Vorgang zwischen dem Officier und ihm, und zeigte ihnen das Siegeszeichen. Zugleich setzte er hinzu: er würde morgen in den Krieg gehen, ein altes Weib gefangen zu nehmen suchen, und es auf die Festung schicken, um das Kommando zu führen; denn der große Befehlshaber könnte nur bei Tische mit Hunden und Katzen fechten, damit sie nicht mehr fräßen als er. Er foderte darauf Rum (den er auch erhielt) und verließ die Festung, um sein Versprechen zu erfüllen; aber bald nachher ward er in einem Treffen getödtet, wo er männlich an der Spitze eines Haufens Mohawks in der Nähe des Blutteiches (*bloody Pond*) focht, der an Lord Laudons Straße auf dem Wege nach Albany liegt.

Kurz vorher, ehe der Frost einfiel, ging ich nach Montreal zurück, und besuchte meine alten Cahnuaga-Freunde, bei denen ich mich auf Indianische Weise amüsirte, weil ich immer lieber in ihrer Gesellschaft, als unter den Kanadiern war. Doch nahm ich zuweilen Theil an feineren Vergnügungen, und weil ich ziemlich gut tanzte, ward meine Gesellschaft allgemein gesucht.

Die Kanadier, vom Herrn bis zum Gemeinen, sind besonders zum Tanzen geneigt; und obschon die niedrige Klasse es nicht vorzüglich weit darin gebracht hat, so haben sie doch eine gewisse Leichtigkeit und Ungezwungenheit,

hie zwar auch etwas bäuerisch, aber doch auf keine Weise unangenehm ist. Das Getränk besteht bei diesen Gelegenheiten aus saurem Spanischen rothen Wein (*black strap*); und so gering auch diese Bewirthung in feineren Gesellschaften scheinen würde, glaubt man doch hier zu Lande, seinen Freunden hinlängliche Ehre damit zu erweisen.

Als der Winter verstrichen war, beschloß ich, nach Quebek zu gehen und mich um eine Ueberfahrt nach England zu bemühen, weil ich keine Aussicht zu einer bleibenden Niederlassung in Kanada hatte. Ich miethete mich in einen Gasthof ein, und lebte nicht sowohl aus freier Wahl, als vielmehr aus Noth, so eingeschränkt wie möglich; denn jedermann weiß, daß die Indianischen Rauchhändler, wie die Seeleute, selten klug genug sind, sich viel Geld zu machen. Zum Glück für mich, traf ich zu Quebek einen alten Schulkameraden, einen Schiffskapitain, den ich seit sechzehn Jahren nicht gesehen hatte. Ich eröffnete ihm meine bedrängte Lage, und er riß mich großmüthig heraus. Auch versprach er mir noch außer dieser Güte, freie Ueberfahrt nach England an Bord seines Schiffes, die ich mit Dank und Freude annahm. Sobald er die Zeit seiner Abreise bestimmt hatte, ging ich mit Postpferden nach Montreal, um meine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Darauf kehrte ich nach Quebek zurück, von wo wir den 11ten Oktober 1783 absegelten und nach Neufoundland steuerten. Als wir den Hafen erblickten, baten verschiedene von uns um Erlaubniß, das große Boot zu nehmen und ans Ufer zu rudern. Dies ward uns zugestanden; weil aber gänzliche Windstille war, kamen wir wenig vom Fleck. Wir hatten uns noch keine Seemeile weit von dem Schiffe entfernt, als ein Südwestwind sich aufmachte, und uns sehr zurückhielt. Gegen Abend legte sich der Wind, und nun erreichten wir mit scharfem Rudern um Mitternacht müde und hungrig das Ufer. Früh Morgens lief das Schiff in den Hafen, und hatte in der Nacht durch das Arbeiten gegen den Wind einige Beschädigung erlitten, weswegen der Kapitain die

Ladung verkaufte. Am 9ten November verließen wir Neufoundland an Bord eines anderen Schiffes. Unsere Ueberfahrt war glücklich; es stieß uns gar nichts Merkwürdiges auf, und am 30sten desselben Monats langten wir in London an. — Nach einer Abwesenheit von funfzehn Jahren schien mir meine Geburtsstadt eine neue Welt; ich fand kaum einen meiner Freunde wieder, weil in dieser langen Zeit fast alle gestorben waren.

Im Februar 1784 schloß ich einen Vergleich mit einem Verwandten, nach Kanada zurück zu gehen, und verließ London am 13ten des folgenden Aprils mit einer Ladung. Am 20sten gingen wir unter Segel, und liefen in Portsmouth ein, um Weine an Bord zu nehmen. Nach einer beschwerlichen, langweiligen Reise von elf Wochen langten wir wohlbehalten in Quebek an, von wo aus meine Waaren auf Kähnen nach Montreal transportirt wurden. Leider war es schon zu spät, als daß ich es noch hätte versuchen können, nach Michillimakinak zu gehen und im Lande zu überwintern; denn ich durfte nicht darauf rechnen, mir ordentliche Kanots zu verschaffen. Auch waren meine Güter nicht gehörig sortirt und die Zeit zu kurz, um sie zu dieser Reise in Ordnung zu bringen. Unter diesen Umständen zog ich einen Freund zu Rathe; er hielt es für das beste, meine Waaren öffentlich loszuschlagen, welches ich mit so großem Verluste that, daß ich meinem Londoner Freunde nur eine kleine Summe als einen Theil der Bezahlung zurückschicken konnte. Nichts gelang mir auf dieser Reise nach Wunsch. Durch meine Leichtgläubigkeit, und das Verlangen, den erlittenen Verlust wo möglich zu ersetzen, verwickelte ich mich nur in größere Schwierigkeiten; alle meine Entwürfe schlugen fehl, und nach einigen Monaten war ich ganz entblößt.

Im Februar 1785 verließ ich Montreal, und ging zu Fuß von la Prairie nach St. Johns, wo ich zufällig einen Freund antraf, der mich mit Geld versah, daß ich nach Neu-York kommen konnte. Ich reiste nach

Stony Point, und blieb daselbst zwei Tage mit einigen Königlichen Officieren, die mich nach Crown Point begleiteten. Hier hielten wir uns ebenfalls drei Tage auf; dann trennten wir uns, und ich nahm einen Schlitten, der mich wohlbehalten nach Neu-York brachte, wo ich eine Wohnung miethete und so eingeschränkt wie möglich lebte.

Ich lernte bei meinem Aufenthalte daselbst einen Leretto-Wilden kennen, welcher John der Indianer hies. Er hatte den ganzen Krieg über in Amerikanischen Diensten gestanden, und erwartete jetzt, da der Kongreß eben versammelt war, den Lohn seiner Treue. Wie er mir sagte, hatte er neun Jahre für sie im Kriege gefochten und viele Feinde getödtet, aber nichts als eine Flinte, zwei Decken, drei Stück Indianische Kniebänder und hundert Thaler Papiergeld, wovon er keinen Gebrauch machen konnte, erhalten. Er bat mich, weil ich doch seine Sprache verstände, dem Gouverneur sein Anliegen vorzutragen. Ich bestellte ihn zu mir, und schrieb alle Umstände, die er mir erzählt hatte, auf, um gefaßt zu seyn, wenn ich unerwartet gerufen würde. Ein paar Tage nachher erläuterte er mir deutlicher, was seine Ansprüche wären, und wie der Kongreß ihm mitgespielt hätte. Auf meine Frage, warum er in den Amerikanischen Dienst getreten wäre, erwiderte er mir: zu Anfange des Krieges hätten die Großen Messer (worunter er die Amerikaner verstand) ihm gerathen, sein Herz von den Engländern abzukehren, ihm alles, was er brauchte, zu geben versprochen, und als noch einen Bewegungsgrund mehr hinzugesetzt: sie wollten ihm einen Skalp höher, als gewöhnlich bezahlen, und nach Endigung des Krieges ihm so viel Land und Gut geben, daß er und seine Familie bequem darauf leben könnten. Jetzt aber wäre er überzeugt, daß sie eigennützig gehandelt hätten; denn alle seine Bitten um Erfüllung ihres Versprechens wären vergeblich gewesen, und er sey nun fest entschlossen, sich auf eine oder die andere Art Satisfaktion zu verschaffen. Ich sagte ihm, daß ich die Verzögerung seiner Hoffnungen nicht be-

klagen könnte. Er wäre ein schlechter Indianer, da er seinem guten Vater an der anderen Seite des Meeres, der von allen, die ihn kennen, und vorzüglich von der Loretto-Nation geliebt würde, abtrünnig geworden wäre. Es befremdete mich, daß er sein Herz durch veränderliche Winde hätte bewegen lassen, da doch die Unterthanen dieses großen und guten Vaters in der Nähe seines Dorfes lägen und seiner Nation alle Beweise der Liebe und Freundschaft gäben; und es thäte mir leid, hinzusetzen zu müssen, daß ich glaubte, er wäre der einzige Loretto-Indianer, der zwei Herzen hätte, weswegen ich auch nicht geneigt wäre, mich bei dem Kongresse für ihn zu verwenden.

Diese Bemerkungen über sein Betragen schienen ihm zu Herzen zu gehen, und er antwortete: ungeachtet er vom seinem großen Vater abgewichen wäre, hoffte er doch an mir einen Freund zu finden, der ihm beistände, wenn seine Sache im Kongresse vorgenommen würde; denn er wüßte niemand in Neu-York, der ihm so nachdrücklich dienen könnte. Ich sagte ihm, trotz meinem gerechten Unwillen, dauerte mich seine Lage, und ich wollte ihm seine Bitte nicht abschlagen. Ungefähr vier Tage darauf kam er zu mir, um mir zu sagen, daß der Kongreß jetzt versammelt wäre, und daß er glaubte, man würde seine Forderung bezahlen, wenn ich mit ihm gehen und bei dem Gouverneur für ihn das Wort führen wollte. Zwar wäre ich gerne überhoben gewesen, weil ich während des Krieges eine thätige Rolle gegen die Amerikaner gespielt hatte; da er aber so sehr in mich drang, konnte ich nicht widerstehen, und begleitete ihn sogleich in die Versammlung, in welcher der Gouverneur Franklin präsidirte. Er fragte mich, ob ich den Indianer John kennte; ich antwortete, daß ich ihn nur zu Neu-York gesehen hätte, und auf seine ausdrückliche Bitte käme, um das Wort für ihn zu führen. Er bat mich, den Indianer zu versichern: seine Forderung sollte in wenigen Tagen befriedigt werden, und er möchte nur ganz ruhig seyn. Diese Nachricht schien ihn auch völlig zu befriedigen.

Kurz darauf ward er geholt und erhielt eine Anweisung auf hundert Thaler an einen Kaufmann, der sie aber, als er sie überreichte, nicht annahm. John gerieth darüber in Zorn, und bat mich, dem Kaufmann zu sagen, daß der Kongreß und alle seine Diener Spitzbuben wären. Der Kaufmann entschuldigte sich mit der Armuth des Schatzes, weswegen nicht alle Forderungen sogleich befriedigt werden könnten. Den folgenden Tag ging John wieder zum Gouverneur, sagte ihm, daß der Wechsel zurückgewiesen sey, und erhielt eine Anweisung auf einen anderen Kaufmann, die gehörig honorirt wurde. John war voller Freude, und in weniger als zehn Tagen hatte er, als ein ächter Indianer, alles Geld aufgezehrt, und zwar meistens vertrunken.

Meine Verwendung für den Indianer machte mich sehr bekannt, und verschaffte mir Zutritt in einem angesehenen Kaufmannshause, wo ich für den Indianischen Handel Kredit erhielt. Nachdem ich meine Ladung in Ordnung gebracht hatte, ging ich in einem Schiffe nach Albany, wo ich den 18ten Junius anlangte. Hier packte ich meine Waaren aus, und ließ sie in einem Wagen nach Schenektady bringen, wo ich zwei Boote kaufte. Am 1sten Julius ging ich den Mohawk-Fluß hinauf nach den German Flats (Teutschen Niederungen,) und blieb daselbst drei Tage. In dieser Zeit kam ein Haufe Oneida-Indianer, und bat mich, in ihrem Dorfe, etwa zehn Tagereisen weit von Fort Stanwix, zu überwintern. Ich gewährte ihnen ihre Bitte, und machte mich, weil die Reise durch die Wälder ging, mit acht und zwanzig Pferden zum Transport meiner Bagage auf den Weg. Meine Boote verkaufte ich, um die Pferdemiethe zu bezahlen. Ich langte mit allen meinen Gütern wohlbehalten in dem Dorfe an; da ich aber nach einem drei Wochen langen Aufenthalte unter den Einwohnern fand, daß ich keinen großen Vortheil bei ihnen haben würde, so tauschte ich ihre wenigen Pelze ein, kaufte meine Boote wieder, verließ meine Indianischen Freunde, und ging unverzüglich

nach dem Jenesee-See, woselbst ich den 14ten December ankam. Nachdem ich gelandet und meine Waaren in Sicherheit gebracht hatte, ließ ich von meinen Leuten ein Haus bauen. Die Oberhäupter versammelten sich, sobald sie meine Ankunft erfuhren, und kamen in Begleitung ihrer jungen Leute zu mir. Sie erwarteten Geschenke, und ich durfte sie ihnen nicht verweigern. Hierauf bat ich sie um Erlaubniß, in ihrem Lande zu bleiben. Einige waren es zufrieden, Andere nicht; endlich, nachdem sie sich mit einander berathschlagt hatten, sagten sie mir: ich möchte nur mit dem Baue fortfahren. Meine Leute gingen sogleich eilends daran, in Hoffnung, es vor der Zurückkunft der Indianer zu vollenden. Aber ach! wie nichtig sind alle menschlichen Dinge! Während sie bei der Arbeit waren, kamen einige Indianer eilends herbei, und verlangten meinen Beistz bei dem Versammlungsfeuer, das nicht weit von meiner künftigen Wohnung war. Ich folgte, und ließ mich bei einem Vornehmen nieder, als plötzlich ein Anderer aufstand, und mich folgendermaßen anredete:

„Du bist der Zucker, denn so wirst du in deiner Sprache „genannt; allein du mußt nicht zu viel Süßes auf deinen „Lippen haben. Alle Oneida-Indianer sagen: sie „hätten gehört, daß du nur unter dem Vorwande gekommen seyst, unser Land an dich zu bringen; das darf aber „nicht geschehen: meine jungen Krieger wollen keinen Engländer unter sich wohnen lassen. Du würdest es machen, „wie der große Anführer General Johnson, der um einen Fleck Erde, oder um ein großes Bett bat, worauf er „liegen könnte; und als Hendrick, der Anführer der „Mohawks, ihm seine Bitte zugestanden hatte, nahm er „eine große Strecke von unseren Jagden in Beszt. Aller „Wahrscheinlichkeit nach möchtest du uns durch deine „Träume auch gern um unsere natürlichen Rechte bringen. „Wir liebten Sir William, und bewilligten deswegen „alle seine Bitten; du aber bist ein Fremder, und darfst „dir keine solche Freiheiten nehmen. Ich rathe dir also,

„morgen mit Tagesanbruch fort zu reisen; sonst werden un„sere jungen Krieger dich plündern, und es wird nicht in un„serer Macht seyn, dir wieder zu dem Deinigen zu helfen.“

Weil ich einmal einer Rathsversammlung erwähnt habe, so will ich die Form eines zu diesem Zweck bei Fort Pitt errichteten Hauses beschreiben. Das Gebäude ist lang, mit zwei Feuerplätzen in gehöriger Entfernung von einander, ohne Kamin und Abtheilungen. Zum Eingange in das Haus dienen zwei Thüren, an jedem Ende eine; über der Thüre war die Figur einer Schildkröte gezeichnet, welche das Zeichen eines besonderen Stammes ist. Auf jedem Thürpfosten war das Gesicht eines alten Mannes ausgeschnitten, als Sinnbild des Ernstes und der Weisheit, die jedes Mitglied des Rathes besitzen sollte. An jeder Seite inwendig läuft die ganze Länge hinunter ein flaches, fünf Fuß breites Gestell oder Bett, das ungefähr anderthalb Fuß hoch über den Boden geht, aus breiten Brettern gemacht ist und zum Schlafen, so wie zum Sitzen, dient. Es ist mit einer artigen Matte von Binsen bedeckt, und am oberen Ende des Gebäudes sitzt der König oder das große Oberhaupt.

Doch um wieder einzulenken. Wir packten unsere Waaren, und machten uns auf den Weg nach der Festung Oswego. Ich wollte vorbei schiffen; eine Schildwache aber hielt mich an, und sagte mir, daß kein Boot mit Waaren ohne Erlaubniß des befehlhabenden Officiers passiren dürfte. Hierauf antwortete ich: ich wäre kein Amerikaner, und wollte selbst zu dem Officier gehen, um zu hören, ob er wirklich diesen Befehl ausgestellt habe. Ich ging in meiner Indianischen Kleidung hin, und ließ meine Leute ungefähr anderthalb Englische Meilen weit von der Besatzung bei dem Landungsplatze zurück. Ich machte ihm meine Aufwartung, und sagte ihm meine Lage; er versicherte mich, es würde ihn sehr freuen, wenn er mir gefällig seyn könnte, allein es wäre unmöglich, ohne gehörige Beglaubigungen die Festung zu passiren, und weil es mir

daran fehlte, so ersuchte er mich, nach den vereinigten Staaten zurückzukehren, damit meine Waaren nicht weggenommen würden. Dieses freundschaftlichen Rathes ungeachtet, beschloß ich, es darauf ankommen zu lassen; und zu meiner äußersten Kränkung wurden alle Waaren von den Zollbedienten in Beschlag genommen, in des Königs Magazin niedergelegt und nachher konfiscirt.

In dieser traurigen Lage und bei äußerst schlechten Gesundheitsumständen ging ich in einem Königlichen Boote nach Cataraqui, wo ich am 8ten November anlangte, und meine Wohnung in Herrn Howels Gasthofe nahm. Meine Krankheit verschlimmerte sich so sehr, daß ich mich auf meiner Decke halten mußte, wobei ich nur ein treues Indianisches Mädchen (*Squaw*) zur Aufwartung hatte. In diesem elenden Zustande brachte ich einige Zeit zu, und sah mit jeder Stunde dem Tode entgegen, ob ich gleich alles mögliche zu meiner Genesung zu versuchen beschloß. Gerade in diesem interessanten Zeitpunkt kam mein Korrespondent aus England an; und ungeachtet des Verlustes, den meine Unbesonnenheit ihm zugezogen hatte, spielte er die Rolle des ächten Samariters, und goß Oel und Wein in meine Wunden. Als er fand, daß meine Krankheit den Beistand eines Arztes bedurfte, ließ er einen Wundarzt holen, und bald war ich wieder so weit genesen, daß ich meine Reise nach la Chine fortsetzen konnte, wo ich einige Monate blieb, um die Waaren, die er von England mitgebracht hatte, zu einer Nordwestlichen Reise unter die Indianer in Bereitschaft zu bringen, weil ich das nächste Frühjahr nach Michillimakinak zu gehen dachte. Allein das Mißgeschick das uns stets verfolgte, vereitelte alle unsre Entwürfe, und setzte uns in die Nothwendigkeit, am 26sten May 1786 la Chine zu verlassen, von wo wir in einem großen Boote von Schenektady nach Oswegatsche gingen. Hier hielten wir einige Stunden an, und landeten an einem Orte, Toniata Creek genannt, wo ich als Königlicher Ansiedler um fünfhundert Morgen Land zu bitten mir vor-

nahm. Die Regierung gestand es mir zu, und ich fällte sogleich Holz, um ein Haus zur Aufnahme der Indianer zu bauen, weil ich mir von dem Tauschhandel mit ihnen große Vortheile versprach. Nach wenigen Tagen kamen die Indianer, um mit uns zu handeln. Dieses gab uns Muth, und schmeichelte uns zugleich mit der angenehmen Hoffnung, daß unsre Geschäfte gelingen würden. Da aber einige Angelegenheiten die Gegenwart meines Freundes zu Montreal erforderten, so litt der Handel einen kleinen Aufschub; und bei seiner Zurückkunft sagte er mir, wir müßten unsre Quartiere verlassen, weil er wegen einer Schuld von den Engländern eingezogen zu werden fürchtete.

In dieser grausamen Lage bestand unsre einzige Sicherheit in der Flucht; wir schifften alle unsre Waaren in einem großen Boot ein, und reisten nach Pymitiscotyan, einem Landungsplatze am See Ontario, wo wir in ein Flüßchen einliefen und in dem Hause eines Rauchhändlers Aufnahme fanden. Den folgenden Morgen machten wir uns ein Haus zum Handel zurecht, und einige Tage lang ging alles gut; allein unsre Glückseligkeit war von kurzer Dauer: ein Beamter verfolgte uns, und bemächtigte sich aller Effekten, die er finden konnte, sogar des Zeltes, das uns vor dem Wetter schützte, und führte sie nach Montreal, wo sie, um weniger als ein Viertheil ihres wahren Werthes und dessen, was sie gekostet hatten, verkauft wurden. In solcher Lage, ohne irgend ein Eigenthum, womit wir handeln konnten, kamen wir nach Kenty-Bay, wo wir zehn Monate unter den Königlichen Ansiedlern blieben, deren Gastfreiheit die Härte unseres Geschicks etwas milderte und meinen Kummer erleichterte. Zu Anfange des Frühjahrs 1786 gingen wir nach Carlton-Eiland, und von da nach Fort Oswego, in der Absicht, durch diesen Posten nach den vereinigten Staaten zu gehen. Weil wir aber keinen Paß hatten, ward es uns nicht gestattet, unsre Reise fortzusetzen. In dieser unangenehmen Lage rieth ich meinem Freunde, einen anderen Plan zu entwerfen,

und verschaffte uns ein Fahrzeug nach Salmon-Creek (Lachsbach) ungefähr zwanzig Englische Meilen weit von der Festung. Hier blieben wir einen Tag, und machten uns, von einer Indianerin begleitet, mit fünf Pfund Schweinefleisch und zwei Laib Brodt zu Fuß auf den Weg, in der Erwartung, in vier Tagen Fort Stanwix zu erreichen. Allein der alte Fußpfad war ganz unkenntlich geworden, und wir mußten, voll Unmuth über den mißlungenen Versuch, Abends wieder nach dem Hüttchen zurückkehren. Wir hatten nicht Lust, noch einen Versuch zu wagen, und beschlossen, wieder nach Fort Oswego zurückzugehen. Zu dem Wege nach dieser Festung brauchten wir sechs Tage, ob er gleich nur zwanzig Meilen betrug.

Mein Freund stand auf dieser Reise großes Ungemach aus, weil er nicht in den Wäldern zu schlafen gewohnt war; auch belästigte es ihn sehr, ein dreißig Pfund schweres Felleisen zu tragen. Unser kümmerlicher Vorrath von Lebensmitteln verwahrte unsre Noth; denn es läßt sich wohl denken, daß fünf Pfund Schweinefleisch und zwei Brodte für drei Menschen nicht lange dauern konnten.

Vor Endigung unsrer Reise brachten wir zwölf Stunden ohne alle Nahrung zu; ausgenommen die wilden Zwiebeln, die wir unterweges fanden. Glücklicher Weise aber entdeckten wir zuletzt im Sande gegen hundert und vierzig Vogeleier, die wir kochten und gierig verschlangen, obgleich in den meisten schon junge Vögel mit zarten Daunen befindlich waren. Als wir in der Festung ankamen, zog der befehlshabende Officier uns mit unserm Versuche auf. Er nahm meinen Freund bei Seite, und rieth ihm, entweder nach Montreal zurückzukehren, oder nach Niagara zu gehen, weil er den Beschwerlichkeiten des Indianischen Lebens nicht gewachsen wäre. Mein Freund befolgte den Rath des Officiers, und ließ mich auf der Festung. Inzwischen ging ich nach Wood-Creek herunter, und nahm daselbst ein Fahrzeug nach Albany. Ich befand mich in sehr bedrängten Umständen, und wandte mich an den Lord

Dorchester; dieser gab großmüthig seinem Aide de Camp den Auftrag, mich zu dem General-Lieutenant Hope zu begleiten, dem er mich angelegentlich zu einem Indianischen Dienst empfahl. Einigermaßen getröstet und mit ein paar Thalern und anderen Nothwendigkeiten versehen, ward ich nach Cataraqui geschickt.

Ich verließ Quebek, und langte den 14ten Julius zu Montreal an. Den folgenden Tag ging ich zu Fuß weiter; weil ich aber zwei Indianer von meiner Bekanntschaft in einem Kanot sah, und etwas Geld in der Tasche hatte, um Rum zu kaufen, miethete ich sie, mich nach Cataraqui zu bringen. Wir erlegten unterweges eine Menge Wild.

Am 19ten August lieferte ich meine Zeugnisse an den bevollmächtigten Officier ab; allein er konnte mir keinen Dienst erweisen. Doch empfahl er mich in einem Briefe seinem Freunde zu Carlton-Eiland, wo Sir John Johnson auf ein Schiff nach Niagara wartete, um einen Rath mit den Indianern zu halten. Glücklicherweise verschaffte ich mir eine Zusammenkunft mit ihm, und entdeckte ihm darin meine Lage; nun sagte er mir, ich möchte mich bereit halten, ihn auf seiner Rückreise als Dolmetscher zu begleiten. Am 18ten September traf uns Sir John Johnson an der Spitze der Kenty-Bay. Sobald die Indianer seine Ankunft vernahmen, begrüßten sie ihn mit einer Flinten-Salve; und nachdem sie etwas Rum erhalten hatten, tanzten sie die ganze Nacht durch, und sangen ihre Kriegeslieder, von denen mir eins besonders auffiel: „Endlich ist unser guter Vater angekommen. „Er hat die kleinen Zweige durchbrochen und seinen Weg gereinigt, um uns zu begegnen. Er hat uns Geschenke in Ueberfluß gegeben, und verlangt nur dieses große Bett." (Sie verstanden darunter einen großen Strich Landes, der auf einer Karte bezeichnet war.)

Um zwölf Uhr des anderen Tages wurde ein Rath gehalten, worin Sir John ihnen seine Karte vorlegte und einen Strich Landes vom Toronto bis zum See Huron

verlangte. Die Indianer beschlossen, sein Verlangen zu gewähren, und die Oberhäupter unterzeichneten die Schenkungs-Akte, die ihnen vorgelegt ward, mit dem Sinnbilde oder der Figur ihres Totams. Sir John Johnson verließ sie darauf, und schiffte sich nach Cataraqui, der Hauptstadt der Loyalisten-Niederlassungen, ein.

Vor seiner Abreise eröffnete ich ihm meine traurige Lage näher, und erhielt von ihm eine kleine Beihülfe, die mich in Stand setzte, nach der dritten Ortschaft in der Kenty-Bay zu gehen, wo ich bis zum Frühjahr 1787 bei meinen Freunden den Loyalisten, blieb. Ich hatte in dieser Zeit oft Gelegenheit, über den blühenden Zustand der neuen Niederlassungen Bemerkungen zu machen.

Die Niederlassungen der Loyalisten in Kanada sind gewiß eine wichtige Acquisition für Großbritannien, und im Fall eines Krieges mit den vereinigten Staaten werden sie nicht nur einige Tausend alte Krieger aufstellen können, sondern versprechen auch eine neue Generation kühner Menschen, die durch ihre Grundsätze im letzten Kriege zu aller Anstrengung angespornt wurden, selbst auf Kosten ihres Eigenthums, ihrer Familien und Freunde die Sache, welche sie so warm ergriffen, zu unterstützen. Doch fand ich während meines Aufenthaltes eine Ursache zur Klage, die zwar das Wohl und Glück der gegenwärtigen Einwohner nicht unmittelbar betrift, oder die Bevölkerung nach Verhältniß der unvertheilten Länder hindert, aber doch von einer anderen Seite Gefahr drohet. Zur Befriedigung des Publikums werde ich sie näher zu erläutern suchen.

Das ganze Land von Point au Baudet, dem Anfange der Königlichen Niederlassungen am St. Lorenz-Flusse, bis zu der Spitze der Kenty-Bay, welches jetzt wenigstens zehn tausend Menschen in sich faßt, soll dem alten Feudal-Systeme der Französischen Lehnsherrschaften unterworfen seyn. Die Lehnsherren machen Anspruch auf einen Erbzins, oder behaupten irgend ein Lehnsrecht; dies macht, wenn es auch noch so unbedeutend ist, und wenn

auch vielleicht nie darauf gedrungen wird, doch jeden Besitzer von dem Lehnsherrn abhängig, und in der Folge der Zeit, wenn der Werth des Landes steigt, kann die Hebung dieser Zinsen oder die Ausübung dieser Rechte öftere Streitigkeiten veranlassen. Jetzt, da sich so viele Hundert Amerikaner hier niedergelassen haben, und wahrscheinlich noch mehrere aus den vereinigten Staaten hieher wandern werden, weil sie mit der Verfassung jenes Landes unzufrieden sind, oder als Unterthanen von Großbritannien größere Vortheile einzuerndten hoffen, sollten wir billig darauf denken, alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen; und die Administration sollte entweder durch Kauf, oder durch andere Mittel, alle den Königlichen Unterthanen, oder Anderen die den Eid der Treue ablegen, ertheilte Ländereien in Kanada eben so frei zu machen suchen, wie die in Neu-Schottland. Leute, die aus den besten Absichten die Sache ihres Vaterlandes ergreifen, sollten alle mögliche Nachsicht genießen, in eben dem Maaße, wie sie durch die Verheerung des Krieges ihrer gewohnten Gemächlichkeiten beraubt worden sind, ohne partheiische Einschränkungen belohnt und auf den Ueberrest ihrer Tage so glücklich gemacht werden, wie die Regierung, unter welcher sie leben, sie nur machen kann.

Aus der Bevölkerung dieser neuen Niederlassungen, und ihrer Parallel-Lage mit Fort Oswegatsche, Carleton-Eiland, Oswego und Niagara erhellet einleuchtender als je, was ich schon zu Anfange dieses Werkes weitläuftiger erläuterte: wie nothwendig es ist, diese Gränzfestungen in Besitz zu behalten. Die dritte Ortschaft allein, die neun Englische Quadratmeilen besitzt, enthielt im Jahr 1787 gegen siebzehn hundert Einwohner, und es läßt sich folglich schwer bestimmen, welche Anzahl brauchbarer Unterthanen dieses Land in der Folge hervorbringen möchte. Gewiß kann es eine Menge Menschen ernähren; denn es ist im Ganzen fruchtbar, und der Morgen (*acre*) trägt, mäßig angeschlagen, gegen dreißig Scheffel Weizen, so schlecht

es auch ausgerodet wird. Man läßt nämlich alle Stämme von etwa drei Fuß Höhe, und fünf bis zehn Bäume in jedem Acker stehen. Diese Art zu roden ist in der That durchaus nothwendig, weil neu bebauete Länder in heißen Himmelsstrichen Schutz erfordern, um die brennende Sonnenhitze abzuhalten, die in ihrer vollen Stärke den Saamen versengen würde. In einer steinichten Gegend hat man es ebenfalls rathsam gefunden, die Steine im Lande zu lassen, weil sie eine das Wachsthum befördernde Feuchtigkeit an sich halten.

Im Monat Mai verließ ich die neuen Niederlassungen, und ging nach Montreal, und von da nach Quebek. Ich wollte hier dem Lord Dorchester aufwarten, ward aber nicht vor ihn gelassen. Nachher erfuhr ich, daß er unpäßlich wäre. Darauf wollte ich zu dem Generallieutenant Hope gehen; allein er hatte sich nach England eingeschifft. So viele Widerwärtigkeiten trafen mich sehr empfindlich; weil aber das, was mich niederdrücken könnte, mich meistens nur stärker anspornt, so ward ich in meinem Bemühen, mein Leben zu erhalten, nur noch eifriger. Während ich mich mit Entwürfen für meinen künftigen Unterhalt beschäftigte, erhielt ich eine Beihülfe von einem Freunde. Diese zu rechter Zeit kommende Hülfe gab mir neuen Muth, und ich empfand eine Freude, von der sich nur diejenigen einen Begriff machen können, die ähnliches Elend und Ungemach erfahren haben.

Mit fröhlichem Herzen, von allen finsteren Gedanken befreiet, beschloß ich, Kanada zu verlassen, so lange ich noch Geld in der Tasche hatte. Ich fand noch einen Freund, der mir einen Paß unterzeichnete, und ging am 25sten Oktober an Bord eines Schiffes, das im St. Lorenz-Flusse vor Anker lag. Zu Anfange des folgenden Decembers langte ich, voll Freude, meinen vaterländischen Boden wieder zu betreten, in London an.

Anhang.

Anhang.

1. Kurze Nachricht von den Baschi-Inseln *).

Aus *Meares Voyages*, p. 52.

Wir besuchten die Baschi-Inseln im Jahre 1786, und erhielten daselbst Erfrischungen. Vielleicht ist es noch nicht allgemein bekannt, daß die Spanier sie in Besitz genommen haben; dies ist aber wirklich der Fall. Der Gouverneur residirt auf der Insel Grafton, nebst einer Besatzung von ungefähr hundert Soldaten, etlichen Officieren und einigen wenigen Priestern. Vor seiner Wohnung sind fünf oder sechs Kanonen aufgepflanzt, allein keine Festungswerke oder Verschanzungen aufgeworfen. Unser Aufenthalt daselbst war von sehr kurzer Dauer; wir konnten folglich keine andere als sehr allgemeine Nachrichten von diesen Inseln einziehen, die aber, weil es sich selten trift, daß Schiffe hier anlegen, nicht nur die Neugierde befriedigen, sondern auch den Seefahrern, die in den Ostindischen Meeren schiffen, dienlich seyn können.

Der Baschi-Inseln sind fünf an der Zahl, und sie liegen zwischen Formosa und Luzon. Außerdem gehören noch vier felsige Eilande dazu, die jedoch grün bewachsen sind. Dampier nannte die fünf größten: 1. Grafton-Insel, die beträchtlichste; 2. Mon-

*) Diese Notiz von den Baschi-Inseln, die wir im ersten Bande dieser Sammlung S. 89 weggelassen haben, weil es nicht wohl anging, sie mit dem Text in eine schickliche Verbindung zu bringen, findet hier mit Recht ihren Platz, da sie einige noch nicht bekannte Angaben enthält. F.

mouth-Insel, die ihr am nächsten kommt; 3. Goats-Eiland oder die Ziegen-Insel; 4. Orange-Insel, und 5. Baschi-Eiland, die ungleich kleiner als die beiden ersten sind. Ihre Einwohner sind eine Raße starker, athletisch gebildeter Menschen, die bisher im Genuß eines Landes, das ihnen alle Erfordernisse und Bequemlichkeiten des Lebens darreichte, glücklich waren, jetzt aber unter dem Spanischen Joche schwerlich einen Zuwachs ihrer Glückseligkeit erhalten werden.

Orange-Eiland liegt von Norden nach Süden, und ist beinahe an allen Seiten unzugänglich. Die jäh abgestürzten Küsten erheben sich gegen funfzig Fuß über die Meeresfläche, und oben über ihnen bildet die ganze Insel eine vollkommene Ebene. Wenn man aus dem Chinesischen Meere herannahet, so erblickt man den hohen Pik der Grafton-Insel sehr deutlich über dieser Fläche. Nordwärts davon liegen die vier felsigen Eilande, welche Ansons Felsen heißen; zwei davon liegen innerhalb dreier Englischen Meilen von der Nordspitze der Insel. Wir konnten in dieser Durchfahrt nirgends Gefahr entdecken; ja, ein großes Schiff könnte dicht am Ufer des Orange-Eilandes hinstreifen. Die beiden anderen Felsen liegen vier bis fünf Meilen von den ersteren entfernt, und bilden die Durchfahrt, durch welche Lord Anson den Centurion führte.

Grafton-Eiland liegt ostwärts vom Orange-Eiland, und erstreckt sich ebenfalls von Norden nach Süden. Sein Umfang beträgt gegen dreizehn Seemeilen. An der Westseite findet man guten Ankergrund, und etwa zwei Englische Meilen südwärts von dem Flecken, wo der Spanische Gouverneur sich aufhält, liegt eine kleine sandige Bucht, wo wir eine halbe (Englische) Meile vom Strande in neun Faden Tiefe vor Anker lagen. Die Tiefe nimmt allmählich nach außen hin bis auf vierzig Faden zu; doch erstreckt sich die Bank des Ankergrundes nicht weiter, als zwei Englische Meilen vom Lande. Wo das Schiff vor

Anker lag, hatten wir 20° 36′ N. Breite, und nach einer Sonnen- und Mondsbeobachtung 122° Oestlicher Länge von Greenwich. Die Insel gewährt einen anmuthigen, mit aller Ueppigkeit des Pflanzenwuchses prangenden Anblick; auch waren die Erfrischungen, die wir daselbst erhielten, dem reizenden Ort ihrer Entstehung angemessen. Die Eingebornen brachten uns die vortreflichsten Yamswurzeln von der Welt, nebst Zuckerrohr, Tarrowurzeln, Pisangfrüchten und anderer Pflanzenspeise. Wir wurden auch reichlich mit Schweinen und Ziegen versorgt; hingegen war das Federvieh sehr selten. Eisen ist hier die Lieblingswaare der Einwohner, wiewohl sie auch zuweilen auf Glaskorallen einen gleichen, wo nicht gar noch höheren, Werth zu setzen schienen. Seit der Besitznehmung dieser Insel durch die Spanier ist auch Geldmünze neben dem Eisen unter ihnen gangbar geworden; da hingegen zu Dampiers Zeiten Glaskorallen das einzige Tauschmittel waren. Wir hinterließen dem Gouverneur einige Bengalische Schafe, die am Lande in fetten Kleewiesen und überhaupt auf überschwenglich fruchtbarem Boden graseten, mithin künftigen Seefahrern, die hier anlegen, mit der Zeit eine andere Gattung von Erfrischungen geben werden. Trinkwasser ist auf dieser Insel in großem Ueberfluß, vom reinsten Geschmack und dicht am Strande zu haben, indem daselbst ein kleines Becken gebildet ist, welches von den Bergen durch einen Bach seinen Zufluß erhält.

Es war im Jahre 1783, als die Spanier mit bewaffneter Hand hieher kamen, um von diesen Inseln Besitz zu nehmen. Ihre Absichten lassen sich leicht errathen; sie suchten Gold, weil man von jeher in der Meinung gestanden hat, daß dieses Metall hier anzutreffen sey. Wir sahen in der That bei den Eingebornen Goldstaub in beträchlicher Quantität, und auch kleine Stücke Gold, die vermuthlich durch die häufigen Gießbäche vom Gebirge herabgeschwemmt worden waren. Wir kauften etwas davon, und bemerkten auch, daß die Eingebornen dicken Drath daraus

verfertigen, um ihn als Ohrenschmuck zu tragen oder den Kindern um den Hals zu hängen.

Der Charakter dieses Volkes ist sanft und unschädlich; ihr größtes Vergnügen ist der Genuß eines Getränkes, welches sie Baschi nennen und aus Reis und Zuckerrohr destilliren. Des Abends versammeln sich Männer, Weiber und Kinder haufenweis am Ufer, mit Fackeln in den Händen, und trinken Baschi, bis sie einen Rausch haben; alsdann wird getanzt, und alles geht mit der größten Zufriedenheit und Freude zu. Die Grausamkeit, die Tyrannei und der Aberglaube der Spanier werden die unschuldigen Feste dieser armen Jasulaner schon oft genug auf die kränkendste Art unterbrochen haben.

Was die Schifffahrt betrift, so haben wir schon bemerkt, daß man sich den steilen Ufern der Baschi-Inseln ohne Furcht nähern kann. Die Strömungen aber und die Fluthen sind hier sehr reißend, zumal längs den südlichsten Inseln, die sämmtlich niedrig sind. Wenn also Schiffe zwischen ihnen und Formosa hinsegeln, müssen sie sich in gehöriger Entfernung halten. Die Witterung während des südwestlichen Monsuns ist außerordentlich stürmisch, und wenn es heftig zu wehen anfängt, kann man sich jederzeit auf das Aergste gefaßt machen.

---

2. Ueber die Schifffahrt aus dem Chinesischen in das nördliche stille Meer.

Ebendaselbst, p. 47.

Die Wichtigkeit nautischer Bemerkungen hat uns bewogen, hier das mitzutheilen, was wir aus eigener Erfahrung wissen, und es der Beurtheilung der Kenner anheim zu stellen; denn obgleich beide Schiffe, die Felice und die Iphigenia, so glücklich waren, auf ihrem Wege aus dem Chinesischen Meere längs den Philippinen

in den stillen Ocean keine sichtbare Gefahr anzutreffen, so können doch andere weniger glücklich seyn, da man diese Fahrt gemeiniglich als sehr gefährlich beschreibt. Was wir indessen fanden, können auch andere, dünkt uns, vermittelst gehöriger Vorsicht wieder finden, und sicher an Maginbanao und durch den Kanal von Bassilan ihren Weg in das Chinesische Meer nehmen.

Es ist wahr, die östlichen Meeresgegenden sind mit Gefahren gleichsam besäet, welche natürlicherweise ihre Beschiffung erschweren; und es verringert die Schwierigkeiten eben nicht, daß man die Gefahren größtentheils noch nicht kennt. Auf dem gewöhnlichen Wege durch die Chinesische See hat man zwar bei dem Südwest-Monsun nicht viel zu besorgen, wenn man nur immer die verschiedenen Inseln ansichtig wird, um den Lauf von einer zur anderen berichtigen zu können, da man doch nicht immer Mondsbeobachtungen anstellen kann, mithin seine Behutsamkeit und Wachsamkeit verdoppeln muß.

Gegen den Nordost-Monsun sich hinan zu arbeiten, wäre im Chinesischen Meere nicht zu rathen; eben so unvorsichtig würde es seyn, gegen den Südwest-Monsun hinunterwärts fahren zu wollen. Die Strömungen sind so zahlreich und mannichfaltig, daß ein Schiff unvermerkt hingerissen wird, und man sich unverhofft von Gefahren umringt sieht, wo es selbst mit Hülfe eines mit Kupfer beschlagenen Bodens dem geschicktesten und thätigsten Seemann unmöglich wird, sich zu retten. Es giebt allerdings auch Beispiele von Schiffen, die gegen die herrschenden Winde ihre Reise glücklich vollbracht haben; allein man sollte sie vielmehr Beispiele von ungewöhnlichem Glück, als Aufmunterungen zur Nachfolge nennen. Man war vielen Gefahren, wovon schon jede einzelne den Untergang hätte bringen können, glücklich entkommen; aber das abgerechnet, daß man alles dabei aufs Spiel setzte, ist es immer höchst wahrscheinlich, daß, sobald die Monsuns, sey es in der einen oder der anderen Richtung, stark we-

hen, diese Fahrt gegen dieselben schlechterdings nicht bewirkt werden kann.

Bei den mancherlei Gefahren, denen man auch innerhalb des Gebietes der periodischen Winde ausgesetzt ist, gehört es zu den wesentlichsten Vorkehrungen, daß man ein Paar Chronometer (Zeitmesser oder Längen-Uhren) für jedes Schiff mitnimmt, um dessen Ort zur See jederzeit bestimmen zu können. Zwei sind deswegen nöthig, weil eins stehen bleiben kann, welches oft geschieht, da denn in einem solchen Falle, durch Vergleichung mit dem anderen die verlorne Zeit sich leicht bestimmen läßt, zumal wenn man sie von vier Stunden zu vier Stunden regelmäßig und unausgesetzt beobachtet, und zugleich an jedem Orte, wo das Schiff sich aufhält, ihren Gang untersucht.

Viele Unfälle haben neuerlich sogar während der regelmäßigen Monsuns, die Schiffe betroffen, die nicht mit dergleichen äußerst nützlichen Instrumenten versehen waren. Das Schiff Hornby, von Kanton nach Bombay bestimmt, stieß in einem heftigen Sturm im December 1788 auf die Insel Pula Sapato im Chinesischen Meere, und war nahe daran, im nächsten Augenblick zertrümmert zu werden. Nichts rettete es, als das gewaltsame Zurückprellen der Woge von einem Felsen, und die glückliche Hurtigkeit, womit in diesem Augenblicke die Segel so gerichtet wurden, daß man ihn umschiffen konnte. — In demselben Jahre ging ein Holländisches Schiff auf der Untiefe Prata verloren, und die Mannschaft rettete sich im großen Boote nach Kanton. — Im Jahr 1789, im Monat Junius, verunglückte das Schiff Lizard, (Eidechse) von Bombay nach Kanton bestimmt, auf der Untiefe Lincoln. Nur der Kapitain und sieben Mann retteten sich im kleinen Boot, und erreichten Kanton, nachdem sie unsägliches Elend erlitten hatten. — Das Schiff Argyleshire, zum Cabotage in Indien bestimmt, (*countryship*) ist auf der Fahrt von Bengalen

nach China irgendwo im Chinesischen Meere zu Grunde gegangen. — Das Schiff Cornwallis, von achthundert Tonnen Last, unter der Führung des Kapitains William Counsill, segelte das Chinesische Meer hinabwärts auf der Fahrt nach Bengalen im Mai 1789, da der Südwest-Monsun wahrscheinlich schon eingetreten war. Auf dieser Schiffahrt kam es an so viele Inseln, Klippen und Untiefen, daß seine Rettung wunderähnlich scheint und nur der außerordentlich guten Ausrüstung und der großen Geschicklichkeit der Officiere zugeschrieben werden muß. Folgender Auszug aus einem am Bord dieses Schiffes geschriebenen Briefe kann künftigen Seefahrern in dieser Gegend von Nutzen seyn.

Malakka, den 4. Juli, 1789.

„Wir sind hier den 27. Junius nach einer fünf und vierzigtägigen Reise von China angekommen, die uns für ein so schnell segelndes Schiff, wie der Cornwallis, sehr langweilig dünkt. Unterweges führte uns die Strömung unaufhaltsam nach Osten, so daß wir weder die Macclesfield-Untiefe, noch Pulo Sapato ansichtig werden konnten. Das erste Land, welches wir erblickten, war am 28. Mai, Südwest halb Süd, vier Seemeilen entfernt, mit einem gefährlichen Riefe von Felsen und Brandungen. Wir hielten es für die Andrades, in deren Breite wir uns ungefähr befanden. Um halb zwei Uhr Nachmittags sahen wir vom Verdeck aus eine Untiefe, Südwest halb West zwei Englische Meilen von uns, und um vier Uhr, indem wir Südost segelten, sahen wir uns genöthigt umzulegen, um eine andere Untiefe Südost gen Osten zwei Meilen von uns zu vermeiden. An der Südostspitze dieser Untiefe liegt ein niedriges, flaches Inselchen, auf welchem wir etwas gewahr wurden, das wie ein Wrack oder zertrümmertes Schiff aussah. Das Wetter ward inzwischen sehr stürmisch; wir fanden es rathsam, die Nacht hindurch unter wenigen Segeln nordwärts zu fahren, aus Furcht, daß diese Reihe von Untie-

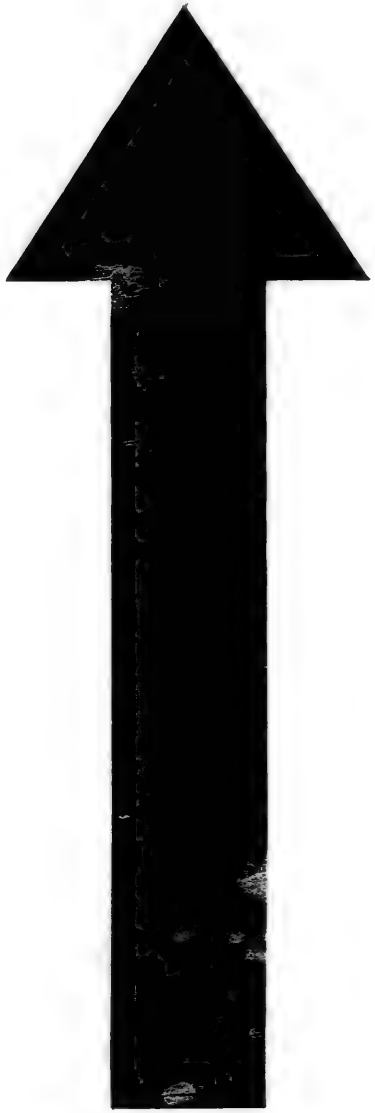
sen sich noch weiter gegen Süden erstrecken möchte. Bei Tagesanbruch am folgenden Morgen legten wir um, und näherten uns ihnen, so daß wir sie um zehn Uhr Vormittags erreichten. Hier mußten wir unseren Lauf Ostwärts und Ostnordostwärts nehmen, bis gegen drei Uhr Nachmittags, indem sich uns immer neue Untiefen darboten, von denen elf in einem tiefen Bogen oder Kreisabschnitte liegen und sich noch mit weitläuftigen Zweigen nach Westen erstrecken. Ihre Richtung im Ganzen scheint Ostnordost und Westsüdwest zu seyn und einen Raum von fünf und zwanzig Seemeilen einzunehmen. Was die Gefahr vergrößert — sie sind mit der Oberfläche des Meeres gleich, so daß man sie nicht gewahr wird, wenn es ruhig und eben ist. Nur auf der ersten ragt ein Felsen heraus".

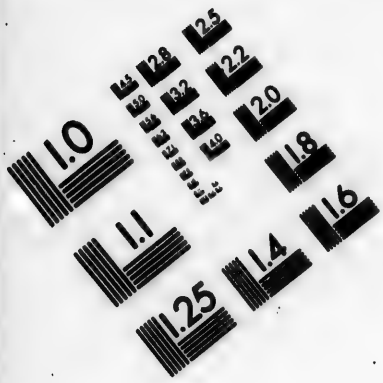
„Nachdem wir diesem Rief entkommen waren, richteten wir unseren Lauf südwärts, und befanden uns am folgenden Tage in einer offenen See. Den 30sten, Mittags, erblickten wir Brandungen nach Nordwest gen Norden acht oder neun Englische Meilen von uns. Dieses Rief schien dieselbe Richtung, wie das vorige, zu haben, und hat längs dem Rande gefährliche Klippen. Es erstreckt sich ungefähr drei Seemeilen weit, und als wir es zuerst gewahr wurden, befanden wir uns, zufolge einer guten Beobachtung, in 8° 47′ N. Br. und, nach mehreren Sonnen- und Mondsdistanzen, in 114° 14′ 45″ östlicher Länge, aber zugleich zwei und siebzig Meilen östlicher, als unsere Rechnung es angab. Sobald wir diese Untiefen umschifft hatten, richteten wir unseren Lauf nach Südwesten, und am 4ten Junius um 5 Uhr Morgens sahen wir vom Verdeck ganz deutlich eine kleine sandige Insel mit einem darauf befindlichen Felsen. Allein ehe wir noch den Lauf des Schiffes ändern konnten, befanden wir uns nur drei Englische Viertelmeilen weit von einem gefährlichen Felsenriefe, das eben über dem Wasser hervorragte. Die ganze Nacht hatten wir einen frischen Wind gehabt, womit wir fünf bis sechs Meilen in der Stunde gelaufen waren;

allein zum Glück war er gegen vier Uhr verschwunden. Eine halbe Stunde länger hätte er wehen, oder eine halbe Stunde länger hätte es finster bleiben dürfen, so waren wir ohne Rettung verlohren. Das Rief erstreckt sich fünf Englische Meilen von Nordnordwesten nach Südsüdosten, in 7° 52′ N. Br. und ungefähr 112° 32′ östlicher Länge. Wegen unserer glücklichen Rettung nannten wir die Insel Providence, (Vorsehungs-) Eiland, und das Rief Sebastians-Rief. Die vielen Gefahren, in denen wir schwebten, machten unsre Reise sehr ermüdend und beschwerlich. Endlich bekamen wir noch die Natun- und Anambas-Inseln zu sehen, von denen man sowohl die Länge als auch die Breite sehr unrichtig angegeben hat".

Aus diesem allem scheint zu erhellen, daß es, wenn die von Europa nach China bestimmten Schiffe die Straße Sunda nicht vor dem September erreichen, das Rathsamste bleibt, die östliche Passage einzuschlagen, um die eben beschriebenen Schwierigkeiten zu umgehen. Es ist wahr, die Schiffe der Ostindischen Kompagnie, Walpole, Belvedere und Walsingham kamen im November 1787 in China an; allein die dringendste Noth rechtfertigt es auf keinen Fall, daß man sich diesem Risiko aussetzte.

Das Schiff Walsingham segelte an der Küste von Borneo heraufwärts, und hatte sogar günstigen Wind aus Südwesten an den Philippineninseln; dessen ungeachtet entging es solchen Gefahren, denen kein vorsichtiger Seeman sich bloß stellen möchte. — Der Walpole erreichte die Küste von Luzon, und hatte eine glückliche Fahrt, obwohl Kapitain Churchill sie nicht minder gefährlich fand; und Kapitain Speer, der den Belvedere kommandirte, wagte es, gerade durch das Chinesische Meer zu segeln, ungeachtet man dafür hielt, daß der (entgegengesetzte) Monsun bereits eingetreten und herrschend geworden wäre. Dies sind also nur Beispiele von gutem Glück.





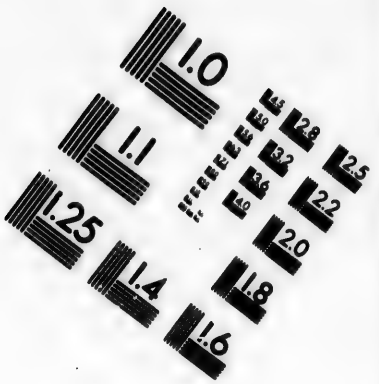
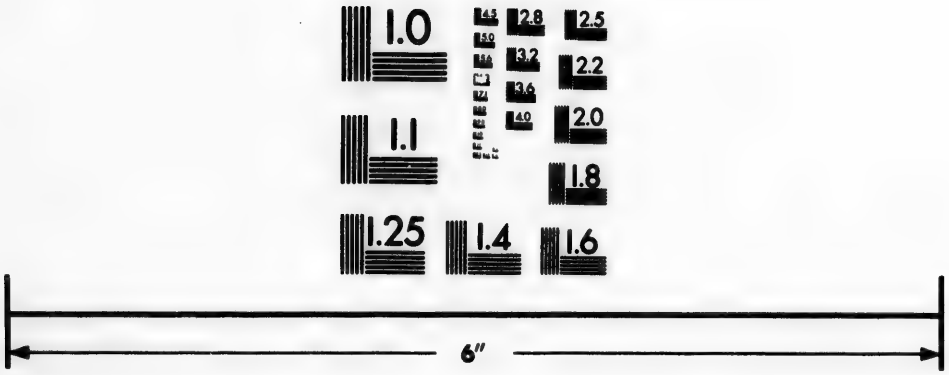


IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)



Photographic Sciences Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

2.8
2.5
3.2
3.6
2.2
2.0
1.8
1.0

Wenn man das Haupt von Java (Java-Head) nicht vor dem 10ten Oktober erreicht, thut man immer besser, sich zur Fahrt nach Osten zu entschließen. In diesem Falle geht man nach Anleitung von Herrn Dalrymple's sehr genauen Karten durch die Straße Salit oder Melas, und von da weiter durch die Straße von Makassar, nachdem man wegen der Inseln und Untiefen zwischen beiden die gehörige Behutsamkeit nicht aus der Acht gelassen hat.

Die Straße Makassar ist nicht ganz ohne Gefahr; indeß sind der gefährlichen Stellen wenige, und diese sind genau bestimmt. Die Schiffe Experiment und Kapitain Cook, die im Jahre 1780 von Bombay nach der Nordwestküste von Amerika auf den Rauchhandel gingen, passirten diese Straße, und machten daselbst verschiedene brauchbare Bemerkungen. Das erstere strandete zwar, ward aber, ohne Schaden zu nehmen, wieder flott gemacht. Während des Nordwestlichen Monsuns strömt es gewöhnlich nach Süden durch die Straße, indem die Gewässer des stillen Oceans und des Archipelagus von Soolo (Sulu), hier eingeengt, einen Strom nach Süden verursachen. In der Meerenge selbst sind die Winde veränderlich; sobald man aber hindurch gekommen ist, findet man Ost- und Ostsüdostwind, womit man leicht die Küste von Magindanao erreichen kann, welches auch besser ist, als wenn man die Insel Soolo aufsucht, wo im November und December der Wind zuweilen westlich ist. Unter solchen Umständen möchte es wohl nicht vortheilhaft seyn, sich der Insel Soolo zu nähern, weil Strömungen und Winde es verhindern könnten, daß man von dort aus Magindanao erreichte. Außerdem sind die gefährlichen Untiefen und Korallenriefe zwischen Soolo und Basilan in großer Anzahl hingestreuet, da hingegen zwischen der nördlichen Mündung der Straße von Makassar und der Südostspitze von Magindanao keine große Gefahr ist. Wir schifften durch diese Oeffnung

zwischen den Inseln Dschilolo (Gilolo) und Morotay, und kamen südwärts [illegible] dieser [illegible] in das stille Meer.

Hier hat man die Strömung und Schwankung bei östlichem Winde; dessen ungeachtet kann man die Insel Basillan leicht erreichen; mithin auch Samboangan, wo alle Arten von Erfrischungen zu haben sind. Wir steuerten dann auf Sanghir und die kleinen zwischen denselben und der Südspitze von Magindanao liegenden Inseln, die von ziemlicher Höhe und dicht bewaldet sind. Die gefährlichen Stellen um sie her fallen gleich ins Auge, und können folglich leicht vermieden werden. Sanghir ist stark bevölkert und liefert allerlei Erfrischungen; auch sagt man, daß es reich an Gewürz sey, und damit nach Magindanao Handel treiben soll. Wir fanden hier herrschende Ostwinde ohne merkliche Abwechselung. — Zwischen den Inseln Sanghir und [illegible] liegen mehrere kleine Inselchen, die noch nicht in die Karten aufgenommen sind; allein wir bemerkten in ihrer Nähe keine Gefahr.

Es ist ohne Zweifel weit sicherer, den Weg über Samboangan zu wählen, als südwärts von Magindanao zu gehen, welches letztere mit großen Schwierigkeiten verknüpft ist. Wir hatten großen Zeitaufwand nöthig, die Mühe und den Verdruß ungerechnet, um nur bis 127° O. L. zu kommen. Allein der Weg ist außerdem mit Gefahren gleichsam besäet; überall liegen kleine sandige Inselchen und Riefe von Korallfelsen, an denen man in einer finstern Nacht unfehlbar zu Grunde gehen müßte, zumal da das Senkblei nirgends vor der Annäherung der Gefahr warnt, indem die See dicht daneben unergründlich ist. Hat man aber auch das Glück, diesen Klippen zu entkommen, so darf man doch nicht eher umlegen, als bis man Neu-Guinea vorbei gekommen ist, da denn die Fahrt nach Norden mitten durch die gefährlichen Gruppen der Neuen Karolinen-Inseln geht,

deren Lage noch ungewiß geblieben ist, als die [illegible] sie nebst den angeschlagenen Untiefen etwas bestimmter, insbesondere die Untiefe Abregoes *), an deren Daseyn man [illegible] gezweifelt hatte; die aber in der That auf dem Wege liegt, den die vom stillen Meere nach China zwischen Formosa und Luzon durchsegelnden Schiffe nehmen müssen.

Wählt man dagegen die Fahrt an der Westseite von Magindanao, so hat man keine Gefahr zu befürchten, um in den Kanal von Basilan zu kommen; wenigstens wurden uns keine ansichtig. In dem Kanale selbst [illegible] Basilan ist [illegible] die Tiefe sehr ungleich; allein [illegible] hat man auch nichts zu besorgen. Diese Fahrt empfiehlt sich auch durch ihre Kürze; sie ist [illegible] Betracht so gut wie jene durch das stille Meer **), und hat noch den wichtigen Vortheil, daß man den Mannschaften Erfrischungen verschaffen kann. Bey Samboangan [illegible] Ankerplatz so nahe wie möglich [illegible] zu halten, welches steil ist, und dem man sich ohne Gefahr nähern kann. Der Wind kommt hier gewöhnlich vom Lande her. Den Ankergrund habe ich bereits in der Beschreibung von Samboangan erwähnt.

*) Dies soll eigentlich heißen *Abre-ojos*, oder, wie es Portugiesisch lautet *Abrolhos*: eine gewöhnliche Benennung der Untiefen bey den Spaniern, indem die Warnung vor Gefahr schon darin liegt; denn übersetzt heißt *Abre-ojos* — Thu die Augen auf! F.

**) Hier muß man nur nicht vergessen, daß von einer Fahrt der Spanischen Schiffe nach China die Rede ist, zu einer Zeit, wenn der Nordost-Monsun ihnen nicht erlaubt, durch das Chinesische Meer zu segeln. Alsdann schlägt Herr Meares vor, durch die Meerengen Allos und Macassar zu gehen; hier aber kann man entweder mit einem weiteren Umwege durch einen Theil des stillen Meeres, und dann zwischen Luzon und Formosa nach Kanton gehen, oder, was ihm rathsamer scheint, gleich längs der Südseite von Magindanao, und hernach Nordwestwärts an den übrigen Philippinen hinauf steuern. F.

Hat man Magindanao verlassen, so muß der Lauf geradezu nach der Südspitze von der Insel Panay gerichtet werden, und wenn der Wind nicht sehr günstig ist, wird man längst der Insel Negros hinschiffen müssen. An die steile Küste von Panay darf man ohne Furcht ganz nahe herankommen, bis man die Westspitze der Insel Mindoro erreicht. Dann richtet man den Lauf nach der Küste von Luzon, wenn die nordwärts gehenden Strömungen während des Nordost-Monsuns sehr behülflich sind. Bis in die Gegend des Cap Bolinao, und oft sogar bis an das Cap Corrientes, beträgt ihre Wirkung zwanzig, auch wohl fünf und zwanzig Englische Meilen in vier und zwanzig Stunden.

Die größte Behutsamkeit aber erfordert der Zeitpunkt des Monsun-Wechsels, den man vor allem in den Chinesischen Meeren scheuen muß. Schiffe, die im Oktober nach Samboangan kommen, müssen dort bleiben, bis der Nordost-Monsun entschieden herrsche. Nach dem Oktober ist die Ueberkunft von Manila nach China allemal gewiß; sogar die schlechtesten Spanischen Schiffe, die unter allen in der Welt am erbärmlichsten ausgerüstet sind, kommen mit Hülfe der Strömung bis an die Nordspitze von Luzon, und von dort aus haben sie eine sichere und gerade Fahrt nach der Chinesischen Küste. Es erhellet folglich aus allem Angeführten, daß diese Fahrt die sicherste und schnellste ist; auf jeden Fall ist sie der an der Westküste von Borneo vorzuziehen.

Nimmt man aber lieber den Weg ins stille Meer, und segelt erst ostwärts, um hernach umzulegen und nordwärts um Luzon schiffen zu können, so hat man Ursach in jener östlichen Richtung zu beharren, bis man über das ganze Neu-Guinea hinaus ist und den 150ten Grad der Länge erreicht hat. Dadurch gewinnt man, daß man nun beim Umlegen nach Norden wahrscheinlich auch die gefährliche Gruppe der Karolinen, mit Inbegriff der Pelew-Inseln und anderer niedrigen mit ungehen-

den Riesen umgebenen Eilande, links nach Westen liegen läßt. In finsteren stürmischen Nächten ist diese Fahrt gefährlich, weil sich die Riefe oft weit vom Lande ab in die See erstrecken und neben ihnen die Tiefe unergründlich ist *).

Zwischen Magindanao und Neu-Guinea liegen so viele Gruppen von ähnlichen niedrigen Inseln, daß sie die äußerste Wachsamkeit des Seemannes erheischen, und sie gleichwohl leicht zu Schanden machen können. Ist man endlich nordwärts von allen diesen gefährlichen Inselpunkten gekommen, so kann man entweder die Baschi-Inseln, welche Dampier, oder die Inseln Botol-Tobago-Lima, welche Lord Anson gesehen hat, aufsuchen. Das letztere ist vorzuziehen, wenn man die sehr gefährliche Untiefe Abregoes sorgfältig vermeidet.

*) Von der Lage der neuen Karolinen scheint Herr Meares nicht genau unterrichtet zu seyn: ein Fehler, der abermals der Sorglosigkeit und Unwissenheit des Kapitains Roberts (Verfassers der Generalkarte zu Cooks letzter Reise) zu Schulden kommt. In den *Lettres édifiantes* findet man zwei Karten von diesen Inseln. Die eine, die nach bloßem mündlichen und mißverstandenen Berichte einiger gestrandeten Eingebornen von diesen Inseln entworfen ist, legt sie dicht an die Ostküste von Magindanao, und führt damit die See auf beinahe zehn Grade der Länge ostwärts von dieser Insel. Die zweite, nach näheren Erkundigungen, verglichen mit den Untersuchungen einiger Spanischen Seefahrer, läßt einen Raum von zehn Graden offener See zwischen Magindanao und diesen östlichen Inselgruppen. Diese letzte Angabe ist ohne allen Zweifel die einzig wahre, indem unzählige Seefahrer, und namentlich Dampier und Carteret, über diese Inseln hingesegelt seyn müßten, wenn sie näher als zehn Grade von Magindanao lägen. Dessen ungeachtet ist Herr Roberts der älteren, von Danville, Dapres de Mannevillette, Dalrymple und allen guten Geographen längst verworfenen Angabe gefolgt, und Herr Meares hat nun in seiner (von uns ihrer Entbehrlichkeit wegen nicht nachgestochenen) Generalkarte gar beide Karten vereinigt, und folglich diese Inseln zweimal an zwei verschiedenen Orten hinein gesetzt. Es wäre ein Punkt, der noch zum Besten der Schifffahrt aufgeklärt zu werden verdiente, die genaue Lage, Zahl und Gestalt dieser Neuen Karolinen-Inseln zu bestimmen.

F.

Sobald man Botol-Tobago-Xima im Gesichte hat, kann man in der finstersten Nacht getrost vierzehn Seemeilen nach Südwesten fortsteuern; so hat man die Klippen von Villa-Rete in mäßiger Entfernung liegen lassen, und kann in das Chinesische Meer kommen, indem man sich nach Nordwesten wendet. Oestlich von Botol-Tobago-Xima liegt ein kleines felsiges Inselchen in der Entfernung von einigen Meilen; dieses darf man ja nicht mit jener Insel verwechseln.

Die Klippen an Villa-Rete sind äußerst gefährlich; sie bilden eine Gruppe, und sind mit Brandungen umgeben. Die größte stehet ungefähr in der Größe eines kleinen Schiffes aus dem Wasser. Von der Südspitze von Formosa liegen sie südwestlich fünf Seemeilen entfernt, und uns schien es von der Mastspitze, als ob man zwischen ihnen und Formosa hinsegeln könnte. Das letztemal als wir Botol Tobago-Xima erblickten, war es beinahe dunkel, das Wetter ungestüm und trübe, und bald darauf erhob sich ein fürchterlicher Sturm aus Osten. Wir steuerten funfzehn Seemeilen südwestwärts, sodann West- und Westnordwest, und liefen um Mitternacht in das Chinesische Meer ein, ohne Formosa nur gesehen zu haben. — Die Länge dieser Inseln haben wir nach guten Sonnen- und Monds-Beobachtungen bestimmt. Bei dieser Fahrt muß man darauf rechnen, eine starke Strömung nach Westen hin zu haben, sobald man das Schiff gegen Norden gerichtet hat.

An der Küste von China erblickt man gewöhnlich zuerst Pedra Blanca, den weißen Felsen; von hier an hat man innerhalb der Lema-Inseln eine sichere Fahrt bis Kanton, auf welcher man keine Gefahr von irgend einer Art befürchten darf. Solchergestalt wird denn auch die Untiefe Prata vermieden, deren Gefährlichkeit so bekannt ist. Wenn man auf dem Wege in das Chinesische Meer die Baschi-Inseln zu sehen bekommt, so läuft

man in dieser Jahreszeit Gefahr, von südlichen Strömungen [illegible] zu werden und die Fahrt nach Kanton zu verlieren; mithin ist der vorige Weg vorzüglicher, zumal [illegible] die Spanier sich dieser Inseln bemächtiget und eine, freilich noch geringe, bewaffnete Besatzung dahin verlegt haben.

Ende des dritten Theils.

Inhalt.

Inhalt des dritten Theils.

Vorläufige Schilderung des Nordens von Amerika.

§. 1. Handelsbetrieb der Engländer. Seite 1
§. 2. Geographische Fortschritte. — 8
§. 3. Mackenzies Entdeckungen. — 11

I. Geographische Umrisse.

§. 4. Umgränzung des Eismeers. — 17
§. 5. Grönland und Baffinsbay. — 21
§. 6. Hudsonsbay, Labrador, Neufundland und Neuschottland. — 23
§. 7. Kanada und die Westlichen Länder. — 27

II. Physische Beschaffenheit.

§. 8. Wassersammlungen. — 34
§. 9. Gebirge. — 42
§. 10. Amerikanische Kälte. — 47
§. 11. Producte des Mineralreichs. — 50
§. 12. Pflanzenwuchs. — 58
§. 13. Fischerei an den Küsten. — 60
§. 14. Thierreich. — 64

III. Bevölkerung.

§. 15. Abstammung der Amerikaner. — 70
§. 16. Polarmenschen. — 71
§. 17. Amerikanische Eingeborne, oder so genannte Indianer. — 74
§. 18. Europäische Ansiedler. — 83

I.

Des Lieutenant's Georg Mortimer Bemerkungen auf seiner Reise in der Brigantine Merkur, unter Anführung des Herrn John Henry Cox, nach Teneriffa, Amsterdameiland, den Marieneilanden, O-Taheiti, den Sandwich- und den Fuchsinseln, Tinian, und von da nach Kanton.

II.

Reisen eines Amerikanischen Dolmetschers und Pelzhändlers, welche eine Beschreibung der Sitten und Gebräuche der Nordamerikanischen Eingebornen, und einige Nachrichten von den Posten am St. Lorenz-Flusse, dem See Ontario u. s. w. enthalten. Herausgegeben von J. Long.

Vorrede Seite 83

Erste Expedition.

Beschreibung des Dorfes Cahnuaga oder Cocknawaga und seiner Einwohner, die sich seit einigen Jahren von den Mohawks getrennt haben. Seite 91

Die Indianer von den Fünf und Sechs Nationen. — 93

Ueber Indianische Kundschafter und über das Skalpiren. S. 102

Einige Nachrichten von dem Charakter und der Gemüthsart der Connecedaga- oder Rondaxe-Indianer, nebst Bemerkungen über die Irokesen- und Cheroket-Nationen. Seite 109

Beschreibung der Indianischen Tänze. — 117

Beschreibung des Sees Superior und der Ceremonien bei der Indianischen Adoption. Seite 126

Meine Niederlassung am See la Mort, und das Verfahren einer Handelspartei. Seite 137

Die Art, wie die Indianer Krieg führen. — 177

Fernere Verhandlungen mit den Indianern; ihr Aberglaube, ihre Eifersucht u. s. w. Seite 166

Zweite Expedition.

Abermaliger Winteraufenthalt bei den Nipegon-Indianern. Vorhaben eines Indianers, uns zu plündern. Anfall eines Indianischen Oberhauptes. Gefahr, von einem Indianischen Landstreicher ermordet zu werden. Ermordung des Kaufmanns Joseph la Ferme. Seite 184
Wir gerathen durch Mangel an Lebensmitteln in großes Elend, woraus wir durch die glückliche Ankunft einiger Indianer befreiet werden. Abscheuliche That eines gewissen Janvier, Dieners des Rauchhändlers Fulton. Herr Fulton sucht ihn zum Geständniß zu bringen, und straft ihn dem gemäß. Besuch eines Rauchhändlers von der Hudsonsbay-Kompagnie. Einige Bemerkungen über diesen Handel, und über das Betragen der Kompagnie gegen ihre Beamten. S. 197
Ankunft mehrerer Indianer. Der Rum geht zu Ende; wir bedienen uns des gewöhnlichen Mittels, den Vorrath zu vermehren, und sind dadurch im Stande, unseren Tauschhandel für dieses Jahr zu schließen. — Wir nehmen Abschied von den Indianern, und setzen unsere Rückreise fort. Nachricht von einer Indianischen Liebschaft. Knechtischer Zustand der Weiber nach der Heirath. Bemerkungen über das Vertrauen der Indianer auf den Herrn des Lebens. Ankunft zu Pays Plat. Seite 212
Indianische Liebschaft. — 214

Dritte Expedition.

Aufenthalt zu Chippeway-Point. Nachricht von einem sonderbaren Umstande, wodurch ich mir beinahe das Mißfallen des befehlshabenden Officiers zugezogen hätte. Beschreibung der glücklichen Flucht eines gewissen Rauchhändlers Ramsey. Ich unternehme es, einen Vorrath Kaufmannswaaren vom Missisippi nach Michillimakinak zu begleiten, welches ich glücklich ausführe. Rückreise nach

Montreal und von da nach Quebek, wo ich mich zu einem neuen Herrn begebe. Seite 219
Abreise von Quebek. Beschreibung der Loretto-Indianer. Einige Bemerkungen über die Behauptung, daß die Amerikanischen Indianer keinen Bart hätten. Wir halten das Packetboot Mercury fälschlich für einen Amerikanischen Kaper, setzen unsere Reise fort und erreichen unsern Winteraufenthalt. Beschreibung einiger Schlangenarten. Wir haben großes Glück, und vollenden bald unsern Tauschhandel. Rückreise nach Quebek. Seite 231
Besuch auf dem Fort George. Merkwürdiger Beispiel von Muth bei einem Mohawk-Indianer. Rückreise nach England. Ein neuer Dienst, und Rückreise nach Kanada mit Kaufmannswaaren für den Indianischen Handel. Seite 240

Anhang.

1. Kurze Nachricht von den Baschi-Inseln. Seite 257
2. Ueber die Schifffahrt aus dem Chinesischen in das nördliche stille Meer. Seite 260

Druckfehler.

Im ersten Bande.

Einleitung Seite 52. Zeile 27 Insel lies Inseln. S. 67. Z. 2 und 1 v. unten: Inse werdeln, l. Insel werden. S. 77. Z. 12 folgten l. folgen.

Im zweiten Bande.

S. 56. Z. 15 geben l. gegeben. S. 64. Z. 15 dürfen l. darf. S. 68. Z. 5 Tireitre, l. Tiretire. S. 144. Z. 2 v. u. daß l. das. S. 115. Z. 16 Angelschnuren l. Angelschnüre. S. 130. Z. 11 Ritter l. Ritters. S. 274. letzte Z. anstatt: 308 l. 355. S. 281. Z. 17 losgebrannt, l. abgebrannt. S. 380. Z. 4 v. u. vertaueten, l. verteueten. S. 388. Z. 7 die l. der.

Im dritten Bande.

Vorläufige Schilderung. S. 11. Z. 2 v. unt. Fakum, l. Faktum S. 17. Z. 3 muß die Zahl 60 in 72 verändert werden. Eben so S. 32 Z. 4 v. unt. die Zahlen 77 — 83 in 93 — 102.

Die übrigen Fehler sind unbedeutend, und die Leser werden sie gefälligst selbst verbessern.

170
160
Os. Cap
Behrings Strasse
Nördliche Polar Kreis
Sund
Cooks Fluss
Pr. Will.ms Sund
Admiralitats Bay
C. Fairweather
C. Cross
Cross Sund
Pitt I.
C. Edgecumbe
Salisbury Sd.
Norfolk Sund
See Otter Sund
Kn. Charlottens
Inseln
C. St. James
Dixons Straße
Nepean Sd.
Princess Royal I.
Pitzhugh Sund
Nutka Sund
C. Beale
Juan de Fuca
Hare (Hase
N
A
Nördliches Stille

KARTE des nördlich

nach der zweiten Ausgabe vo
Mercators-Kart
gezeichne
D. F. Sot
179

Kanada ist nach Long's
Herrn Mac Kenzie's Entdekungen hat
eigenhändigen Tagebuche von

gezeichnet von Carl Gil

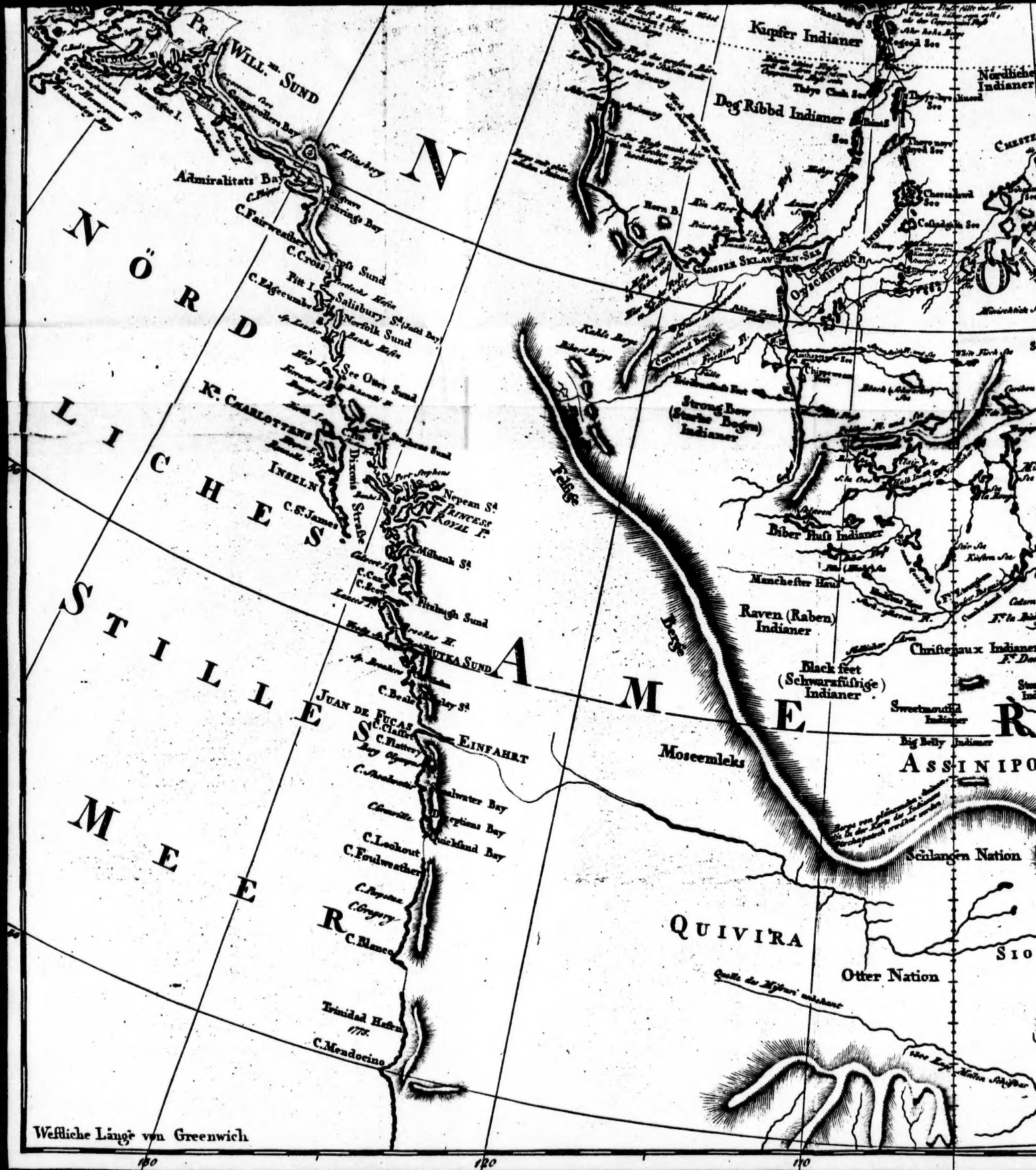
dlichsten **AMERICA,**

he von Arrowsmith's grosser
Karte in acht Blatt
eichnet von
. Sotzmann
1791.

gs kleiner Karte eingetragen.
en hat Herr Arrowsmith nach dieser
vom Jahre 1789 gezeichnet.

rd Jäck. Berlin 1791.

BAFFINS
BAY
D
CUMBERLANDS ENGE
Hale I.
FROBISCHERS ENGE
Resolution I.
HUDSONS STRAS. SE
South Bay
C. Grimington
ESQUIMAUX
LABRADOR
oder
NEU
BRITANNIEN
BAY
JAMES
BAY
EAST
MAIN
COMPAGNIE
BAY
HUDSONS
LES
C
NTENIA
SKAMINGS
Quebeck
Nottingham I.
Salisbury I.
C. Digges
C. Charles
C. Kn. Maria
Portland Sp.
Richmond Bay
Belchers
C. Henrietta Maria
Wiener I.
Red Sea
Fielshandler


NÖRDLICHES STILLE MEER
NORD AMERIKA
Pr. Wills Sund
Admiralitats Bay
C. Fairweather
C. Cross
Capt Sund
Pitt I.
Salisbury Sd
Norfolk Sund
See Otter Sund
K. Charlottens Inseln
C. St. James
Dixons Strasse
Nepean Sd
Princess Royal I.
Millbank Sd
Fitzhugh Sund
Nutka Sund
C. Beale
Juan de Fucas Einfahrt
C. Flattery
Admiralty Bay
C. Lookout
C. Foulweather
C. Mendocino
Trinidad Hafen
1775.
Kupfer Indianer
Nördliche Indianer
Dog Ribbd Indianer
Grosser Sklaven See
Strong Bow (Starker Bogen) Indianer
Felsige Berge
Biber Fluß Indianer
Manchester Haus
Raven (Raben) Indianer
Chiftenaux Indianer
Black feet (Schwarzfüßige) Indianer
Sweetmouth Indianer
Big Belly Indianer
Assinipo
Moseemleks
Schlangen Nation
Quivira
Otter Nation
Westliche Länge von Greenwich
180
120
110

Nördliche Indianer
Wager Fluss
Southampton Insel
Der Willkommen
Hudsons Stras. See
Probischers Eng.
Esquimaux
Labrador
Neu Britannien
Hudsons Bay
oder
Neu Süd Walles
James Bay
East Main
Bay Compagnie
Canada
Chesterfields oder Bowdens Einfarth
Knap B.
C. Churchill
Knie See
Winnipeg See
Christeaux Indianer
Stone (Stein) Indianer
Sweetmouthed Indianer
Big Belly Indianer
Assinipoels
Schlangen Nation
Sioux
Sack Nation
Tschippeways
Tschippeway Landereien
See Superior
Algonkins
Nippissings
Algonquins
Huronen See
Die Sechs Nationen
Erie See
Vereinigte Staaten
Pensylvanien
Virginien
Fort Detroit
Fort Titt
Fort Niagara
Alexandria
Annapolis
Baltimore
Philadelphia
New York
Williamsburg
Miamis
Jowa Stadt
Sioux